

Zeitschrift für Sozialforschung

Herausgegeben im Auftrag des

INSTITUTS FÜR SOZIALFORSCHUNG

von Max Horkheimer

Jahrgang III 1934 Heft 3

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS

INHALT.

I. Aufsätze.

MAX HORKHEIMER

Zu Bergsons Metaphysik der Zeit.	321
--	-----

LEO LÖWENTHAL

Die Auffassung Dostojewskis im Vorkriegsdeutschland. . .	343
--	-----

C. BOUGLÉ

La sociologie économique en France.	383
---	-----

PAUL HONIGSHEIM

Taine, Bergson et Nietzsche dans la nouvelle littérature française	409
--	-----

II. Besprechungen.

Philosophie :

Wilhelm Dilthey, Pädagogik. — Der junge Dilthey. — Arthur Liebert, Wilhelm Dilthey. — Clemens Cuppers, Die erkenntnistheoretischen Grundgedanken Wilhelm Diltheys. — Johannes Hennig, Lebensbegriff und Lebenskategorie (<i>Marcuse</i>).....	416
André Cresson, Le problème moral et les philosophes. — Palhories, L'héritage de la pensée antique. — Albert Maison, Erasme. — Maurice Halbwachs, Leibniz. — Henry Pensa, Des désordres dans les esprits et dans les mœurs aux xvii ^e et xviii ^e siècles (<i>Honigsheim</i>).....	418
Verhandlungen des dritten Hegelkongresses vom 19. bis 23. April 1933 in Rom. — Georges Noel, La logique de Hegel (<i>Marcuse</i>)....	420
Franz Brentano, Kategorienlehre. — Friedrich Brunstäd, Logik. — Gotthard Günther, Grundzüge einer neuen Theorie des Denkens in Hegels Logik (<i>Marcuse</i>).....	421

Allgemeine Soziologie :

Alexander Schelting, Max Webers Wissenschaftslehre (<i>Berth</i>)..	422
Emile Durkheim, On the Division of Labor in Society (<i>Bédry</i>)..	423
Henry Pratt Fairchild, General Sociology (<i>Rumney</i>).....	423
E. J. Ross, A Survey of Sociology (<i>Rumney</i>).....	424
Kenneth Ingram, Modern Thought on Trial (<i>Rumney</i>).....	424
Johann Gustav Droysen, Politische Schriften. — Hildegard Astholz, Das Problem „Geschichte“ untersucht bei J. G. Droysen (<i>Bieber</i>)	424
Ewald Reinhard, Karl Ludwig von Haller, der „Restaurator der Staatswissenschaft“ (<i>Mankiewicz</i>)	425

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses am Schluss des Heftes.

Zu Bergsons Metaphysik der Zeit.

Von

Max Horkheimer.

Die Abspaltung von Einzelwissenschaften aus der Philosophie als dem einheitlichen Inbegriff der Erkenntnis überhaupt hat schon im Altertum begonnen. Gegen Ende des bürgerlichen Zeitalters nimmt dieser Prozess im Zusammenhang mit der sich ausbreitenden Industrie ein so rapides Tempo an, dass für die Philosophie selbst keine Aufgabe mehr übrig zu bleiben scheint. Wären bei dieser Entwicklung alle wichtigen theoretischen Interessen der Gesellschaft in den herrschenden Betrieb der Wissenschaften mit eingegangen, so hätte die Philosophie sich heute selbst bloss noch um einige spezialwissenschaftliche Einzelfragen zu bekümmern, welche von anderen Disziplinen nicht übernommen sind. Aber für die Wissenschaft gilt dasselbe wie für andere Produktionszweige in der gegenwärtigen Gesellschaft. Auf Grund der anarchischen und irrationalen Form, in der sich der gesellschaftliche Lebensprozess vollzieht, hat die moderne Arbeitsteilung für die einzelnen Industrien und sonstigen Wirtschaftszweige ebenso wie für die übrigen Kultursphären nicht bloss ihre Befreiung aus den feudalen Fesseln, sondern in zunehmendem Mass auch ihre Abspaltung von den Interessen der Gesamtgesellschaft mit sich gebracht. Umfang und Inhalt, Methoden und Ziele des Wissenschaftsbetriebs haben keine kontrollierbare Beziehung zu den Bedürfnissen der Menschen mehr. Es erscheint als Zufall, ob und inwiefern die Ergebnisse der Arbeit überhaupt einen gesellschaftlichen Wert besitzen. Angesichts dieses Tatbestandes besteht kein Anlass, die äussere und innere Struktur, welche die Wissenschaft besonders innerhalb der letzten hundert Jahre angenommen hat, als die richtige Gestalt der gegenwärtig notwendigen und erreichbaren Erkenntnis hinzunehmen und sich in der Philosophie bloss damit zu begnügen, die Disziplinen und ihre Verfahrungsweisen logisch zu begründen, zu klassifizieren und zu apologetisieren. Durch diese Beschränkung, die in Deutschland seit dem letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts vom Neukantianismus bis zur modernen Wissenschaftslogik verkündet worden ist, wurde nicht bloss die Verabsolutierung der einzelwissenschaftlichen Methoden als einzig mögliches

theoretisches Verhalten gerechtfertigt, sondern auch die Verengung des Horizonts, die inhaltliche Verarmung, die gesinnungsmässige Rückschrittlichkeit der offiziellen Wissenschaft beschleunigt.

Im Gegensatz zu dieser erkenntnistheoretischen Philosophie, welche die Entfremdung zwischen grossen gesellschaftlichen Interessen und den Wissenschaften verschleierte, konnten neue metaphysische Schulen die Befruchtung der Wissenschaften durch positive Kritik ebenso wie die Arbeit an wissenschaftlich vernachlässigten Problemen zu ihrer Sache machen. Dass zum Beispiel Ontologie und materiale Wertphilosophie in der Nachkriegszeit eine so grosse Wirkung ausüben konnten, liegt unter anderem an der unbefriedigenden Entwicklung, die der herrschende Wissenschaftsbetrieb genommen hat. Einzelne Disziplinen, wie etwa manche Zweige der Nationalökonomie, laufen Gefahr, in einer formalistischen Problematik aufzugehen und den Rückweg von den äussersten Abstraktionen zur Wirklichkeit zu vergessen; andere, wie ein Teil der Soziologie, kommen aus der Stoffsammlung nicht zum theoretischen Denken und erniedrigen die Wissenschaft zum geistlosen Aufstapeln von Tatsachen. Angesichts der Flucht der gegenwärtigen Wissenschaft und der ihr verbundenen Philosophie zu den einander entgegengesetzten Polen der Forschung, der umfassenden Statistik und der äussersten Abstraktion, sprach die Metaphysik diesen Misstand aus und behielt eine, wenn auch problematische Beziehung zu den Fragen, welche die Wissenschaft liegen liess. Ähnlich wie in der gegenwärtigen Geschichte die faschistischen Gegner des Liberalismus daraus Nutzen zogen, dass dieser die Entfremdung zwischen der hemmungslosen Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft und den wirklichen Bedürfnissen der Menschen übersah, erstarkte die Metaphysik der Gegenwart durch die Mängel der positivistischen Wissenschaft und Philosophie, ja, sie ist ihre richtige Erbin, wie der Faschismus der legitime Erbe des Liberalismus ist¹⁾.

Bergson entwickelt zugleich mit seiner Metaphysik eine positivistische Theorie der Wissenschaft. Insofern beide sich in seinem Werke stützen und bedingen, ist dieses ein Zeugnis ihrer engen Beziehung. Nicht bloss dadurch ist es für die gegenwärtige geistesgeschichtliche Situation kennzeichnend; Bergsons Philosophie hat in besonders hohem Mass die Aufgabe erfüllt, im zeitgenössischen Wissenschaftsbetrieb vernachlässigte methodologische und inhaltliche Probleme selbstständig zu fördern. Psychologie und Biologie verdanken ihm wichtige Beiträge und haben mit

¹⁾ Vgl. diese Zeitschrift, Jahrgang III (1934), S. 164-175.

unter seinem Einfluss neue Wege eingeschlagen. Sein Grundthema, die wirkliche Zeit, ist eine zentrale Kategorie jeder Geschichtstheorie, ja, jeder umfassenden Theorienbildung überhaupt. Bergson hat die erlebte Zeit von der abstrakten der Naturwissenschaft unterschieden und zum Gegenstand eigener Forschungen gemacht. Oft ist er dabei bis an die Schwelle der Dialektik geführt worden. Solchen Ansätzen Folge zu geben, hat ihn freilich die auch für seine Arbeit kennzeichnende Funktion der Metaphysik gehindert, welche die Wirklichkeit in Zusammenhang mit einem Ewigen oder Göttlichen zu bringen sucht.

Anlässlich seines neuen Buches soll hier auf einige der Beziehungen zur Dialektik hingewiesen werden. Die Unterordnung seines ganzen Denkens unter die metaphysische Endabsicht hat die fruchtbaren Teile seines Werks verfälscht. Anstatt seine psychologischen Analysen in den Dienst einer differenzierteren, ihrer eigenen Voraussetzungen immer bewussteren Erkenntnis des geschichtlichen Zusammenhangs zu stellen, gelten sie bei ihm selbst dem Zweck, seinen Mythos von der „schöpferischen Entwicklung“ einzuführen und zu sichern. Der diese ganze Philosophie sprengende Widerspruch, von dem hier die Rede sein wird, besteht jedoch zwischen dem prinzipiell ungeschichtlichen Denken der gesamten Tradition, von der auch Bergson abhängt, und seinem Unterfangen, die Rolle der Zeit zu erfassen. Da jede Metaphysik notwendig einschliesst, dass ihre Schau und der von ihr verkündete Sinn des Geschehens nicht selbst wieder der Zeit unterworfen seien, hebt die Intention von Bergsons Denken seinen eigenen Inhalt auf. Es leugnet die Zeit, indem es sie zum metaphysischen Prinzip erhebt. — Bergsons gesamtes Werk überragt die meisten philosophischen Erscheinungen der Gegenwart. Es verdient, ernst genommen und nicht bloss verständnislos abgelehnt oder konventionell anerkannt zu werden. Die hier folgende Kritik, deren Autor diesem Philosophen entscheidende Förderung verdankt, ist sich bewusst, nur wenige Züge hervorzuheben.

Der neue Band¹⁾ bietet mit seiner Sammlung von Aufsätzen und Reden einen Überblick über Bergsons Philosophie. Die meisten der Artikel waren in verschiedenen Zeitschriften verstreut und schwer zugänglich, darunter die *Introduction à la Métaphysique*, die glänzende und knappe Formulierung seines Standpunkts. Nur die beiden ersten Aufsätze sind eigens für diesen Band geschrieben; in der Form eines Berichts über die Entstehung seiner Ansichten gibt Bergson die Grundgedanken wieder.

¹⁾ *La Pensée et le Mouvant*. Librairie Félix Alcan, Paris.

Er ist von der Lehre Spencers ausgegangen. Die Absicht, eine philosophische Theorie der Entwicklung zu leisten, erschien auch ihm als gegenwärtige Aufgabe der Philosophie. Aber er erkannte die Ausführung durch die Entwicklungsphilosophen als misslungen. Es war nach Bergson richtig, dass das Wesen der Welt, die „Substanz“, Entwicklung ist; jede Philosophie, welche das Sein als in sich ruhende, in allen Veränderungen verharrende und ewig gleichbleibende Wesenheit beschreibt, verfehlt die Wahrheit. Veränderung ist nicht bloss das Äussere, sondern der Kern des Seins; es ist unmöglich, die Welt durch das Schema eines festen Dinges, das nur seine Erscheinungsweisen ändere, zu erklären. Der Begriff des in seinen wechselnden Zuständen verharrenden Dings ist bloss zur Bewältigung der praktischen Lebensaufgaben gebildet; er bedeutet nicht die lebendige Realität, sondern gehört zu dem für praktische Zwecke vom Verstand entworfenen und freilich durch sprachliche Konvention tief in das Bewusstsein eingesenkten Weltbild.

Freilich verfälschen auch Spencer und die mit ihm verwandten Richtungen das Wesen der Zeit. Spencer erkennt zwar, dass diese zum eigentlichen Sein gehört, übernimmt jedoch ihren gewöhnlichen verstandesmässigen Begriff. In den Wissenschaften hat es seinen guten Grund, die Zeit als eine Reihe punkthafter Augenblicke aufzufassen, denn dies ist die Voraussetzung für zweckmässiges Handeln: Anfang und Ende von Ereignissen werden durch Zuordnung zu solchen Punkten bestimmt, Wiederholungen festgestellt, Regelmässigkeiten beobachtet. Da die einzelnen Wissenschaften im Dienste der Praxis stehen, ist es in der Ordnung, dass sie mit diesem von Raumverhältnissen abgeleiteten Zeitbegriff arbeiten. Die Metaphysik dagegen hat es mit dem inneren Wesen der Realität zu tun. Um es zu erfassen, darf man sich nicht der Vorstellungen bedienen, die dem Raume angemessen sind. Die Metaphysik hat sich nach Bergson nicht im Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Reproduktion des Lebens entwickelt wie die mechanische Naturwissenschaft, sie hat überhaupt nichts mit Bedürfnisbefriedigung zu tun, sondern beruht auf dem von aller Zwecksetzung freien, unbedingten Akt der Intuition und gibt unmittelbar die Wahrheit.

Eine Weiterführung des aus früheren Arbeiten Bekannten enthält der *Essai Le Possible et le Réel*. In ihm versucht Bergson die Kategorie des Möglichen als einen blossen Kunstgriff des Verstandes nachzuweisen. Indem der Verstand einen Abschnitt aus dem unteilbaren Strom des Geschehens heraushebt, entsteht der Schein, als hätte dieser Teil des Seins vorher schon eine gleichsam schattenhafte Existenz geführt und sei dann nachträglich „verwirklicht“ worden. In Wahrheit gibt es jedoch keineswegs

diese schattenhaften Ideen, diese reinen Möglichkeiten, aus denen einige in die Wirklichkeit treten, sondern das Leben der Welt ist eine fortwährend neue und unvorhersehbare Schöpfung. Der Verstand schneidet einzelne Bilder heraus und projiziert sie jeweils als gleichsam präexistente Möglichkeiten in die Vergangenheit zurück. Indem er sie der Gegenwart, der sie doch entnommen sind, vorhergehen lässt, macht er das Bedingte zum Bedingenden. „Le possible est... le mirage du présent dans le passé“ (128). Fast scheint es, dass Bergson beim Begriff des Möglichen an die platonischen Ideen denkt und den Grund ihrer Hypostasierung aufdeckt. Mit ihrer Ablehnung verbindet er sogleich den Satz, dass alles Geschehen absolut neu und unvorhersehbar sei. Nach der Zukunft des Dramas befragt, antwortet er einem Besucher : „Si je savais ce que sera la grande œuvre dramatique de demain, je la ferais“ (127). Aber wie es sein wird, kann eben niemand wissen, bevor es wirklich ist. Und gleicht nicht die Natur und erst recht die menschliche Geschichte einem grossen Kunstwerk, das stets erst noch zu schaffen ist ? — An geschichtliche Kräfte und Tendenzen, diese aktuelleren Erfüllungen des Begriffs des Möglichen, denkt Bergson nicht. Sein philosophisches Verhalten zur Welt ist kontemplativ. Nur für den Zuschauer ist die künftige Geschichte einem ungeborenen Kunstwerk zu vergleichen ; die Menschen müssen sie zustande bringen und zwar im Kampf mit Gegenkräften. Es gibt daher Strebungen, die ihr Ziel erst noch erreichen wollen, Triebe und Fähigkeiten, die in ihrer Auswirkung gehemmt sind, kurz, es existieren Kräfte und Tendenzen — bevor sie sich verwirklicht haben. Diese „Möglichkeiten“ gehören selbst zur Wirklichkeit. Es ist nicht wahr, dass der Gedanke der Möglichkeit eines Geschehens überall erst auftritt, wenn es da ist, er kann im Gegenteil für seine Verwirklichung bestimmend sein. Auch Ideen können zu Gewalten werden. Der gegenwärtige Kampf um bestimmte gesellschaftliche Veränderungen setzt nicht bloss allgemein voraus, dass diese nicht überhaupt unmöglich sind, sondern dass die gesamte geschichtliche Entwicklung auf sie hintreibt und bloss eine schlecht gewordene, aber zähe Lebensorganisation ihr im Wege steht.

Trotz ihrer Mängel beleuchtet jene Studie wie viele frühere Analysen einen Teil der unbewussten Mechanismen des seelischen Apparates, welche an der Gestaltung des natürlichen Weltbildes und der Schulphilosophie beteiligt sind. Bergsons Werk ist reich an Beiträgen, die konventionelle Geistigkeit in ihrer Entstehung aufzudecken und damit die verdinglichten Gebilde des Denkens in ihrer Abhängigkeit von der menschlichen Praxis zu begreifen und aufzuheben. Er kritisiert die dogmatische Philosophie und

wird nicht müde nachzuweisen, dass ihre verschiedenen Schulen einzelne abstrakte Begriffe, welche die Menschen im Zuge ihrer praktischen Arbeit als theoretische Werkzeuge gewonnen haben, von dieser Grundlage lösen und verabsolutieren. Wie er in seinem vorhergehenden Buch¹⁾ die Existenz der „geschlossenen“ Moral und Religion aus dem Bedürfnis erklärt, eine bestehende Gesellschaft aufrecht zu erhalten und damit den freilich seit Marx schon viel differenzierter durchgeführten Versuch unternimmt, diese verabsolutierten Produkte menschlicher Tätigkeit geschichtlich zu begreifen, so hat er in den übrigen Werken die Naturwissenschaft als eine auf die Praxis bezogene Funktion dargelegt und die philosophische Hypostasierung ihrer Grundbegriffe und Methoden kritisiert. Durch diese Intention ist Bergson Kant viel verwandter, als er selbst es ahnt; beide haben in dem Bestreben, die Metaphysik zu retten, die Naturwissenschaft begrenzt und auf die Situation des endlichen Menschen bezogen. Die Einbeziehung der Erkenntnis in den geschichtlichen Zusammenhang bricht jedoch bei Bergson sogleich ab, wo nicht mehr von der Wissenschaft, sondern von der Metaphysik die Rede ist. Dass auch diese von geschichtlichen Bedingungen abhängt und gesellschaftliche Funktionen ausübt, hat er nicht erkannt, sondern die Resultate der Intuition genannten Selbstbeobachtung ebenso hypostasiert und verklärt wie die anderen Metaphysiker die begrifflichen Produkte der Naturwissenschaft. In bezug auf seine eigene Verabsolutierung eines isolierten Moments des Wissens bleibt er naiv. Das bürgerliche Denken hat im Kampf mit dem Absolutismus und im Zusammenhang mit der industriellen Entwicklung immer feinere Mittel zur Aufhebung fetischisierter Begriffe und Anschauungen ausgebildet. Es nahm von Anfang an die Richtung auf Kritik und Aufklärung und hat sie lange Zeit entschieden eingeschlagen. Seine andere Funktion, die ideologische Begründung der herrschenden Zustände aus ewigen Prinzipien, ist jedoch mit der zunehmenden Irrationalität des Bestehenden nicht etwa entbehrlicher, sondern dringender geworden. So entstand in der neueren Philosophie die Erscheinung, dass jedes späterkommende System zwar mit immer besseren Mitteln die Grundlehren des vorhergehenden kritisierte und verwarf, gleichzeitig jedoch selbst ein Dogma schuf, das unter der Entwicklungsstufe seiner eigenen Methoden lag und dem Nachfolger schon von vornherein verfallen war. Auf jedes dieser Systeme könnte daher, sagt Hegel, das Apostelwort angewandt werden: Siehe, die Füße derer, die dich

¹⁾ Les deux sources de la morale et de la religion. Librairie Félix Alcan, Paris.

hinaustragen werden, stehen schon vor der Türe. „Siehe, die Philosophie, wodurch die deinige widerlegt und verdrängt werden wird, wird nicht lange ausbleiben, so wenig als sie bei jeder anderen ausgeblieben ist“¹⁾. Indem Bergson zum Teil mit glänzenden Mitteln den Zusammenhang der früheren philosophischen Grundbegriffe wie Vorstellung, Idee, Wille, Substanz mit der menschlichen Produktion nachweist und diese Kategorien damit ihrer Verabsolutierung entkleidet, stellt er gleichzeitig einen neuen metaphysischen Mythos auf, durch den er weit hinter die heute erreichbaren Einsichten zurückfällt.

Dieser Mythos wird in dem neuen Buche wiederholt. Er besagt, dass unser eigener Erlebnisstrom, den wir durch „intuitive“ Versenkung ins eigene Innere erfassen, mit dem schöpferischen, die ganze Welt durchströmenden geistigen Leben identisch sei. Die materiellen Gestalten, die Körper stellten gleichsam nur die erstarrten Produkte dieser universalen Bewegung dar. Unser eigenes Wesen sei „durée“, das heisst, ein ständiges, immer neue Qualitäten annehmendes Dauern, gelebte Zeit. Diese konkrete „erfüllte“ Zeit, die der Philosoph als unser eigenes Wesen erfasse, erschauere er in einem Akt der Sympathie auch als das Innere der ganzen Welt. Die wahre Wirklichkeit sei ein unteilbares, stetiges Fliesen, das wie in jedem Individuum so im Weltganzen bei aller Neuheit des Augenblicks stets die gesamte Vergangenheit einschliesse und mit sich führe. Diese gegensätzliche Bestimmung des Realen als Identität, die zugleich Veränderung, als Weitergehen, das zugleich Bewahren ist, trifft nur auf bewusstes Leben zu. Während Bergson dieses gleichsam von unten her durch dunkle biologische Kräfte zu deuten versucht, hat es die deutsche Philosophie von seiner höchstentwickelten Gestalt, dem seiner selbst bewussten Subjekt her aufgefasst. Auch sie verstand, freilich in viel prägnanterem Sinn, die Welt als geistigen Prozess. Mit der materialistischen Entdeckung, dass alles Geschehen bis in seine „geistigsten“ Verzweigungen hinein in der bisherigen Geschichte von blinder, natürlicher Notwendigkeit mitbestimmt ist, wurde die Deutung des Weltverlaufs aus der Philosophie des Geistes, freilich nicht jene gegensätzliche Bestimmung des lebendigen Geschehens aufgelöst. Bergson unterlässt es, an diese philosophische Entwicklung anzuknüpfen, und bleibt daher auf einer ihrer überholten Stufen stehen.

Auch wenn wir den Versicherungen Glauben schenken, der unteilbare Wechsel (*changement*) sei nicht wie die Prinzipien der

¹⁾ Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie, WW, XIII, 29 f.

dogmatischen Philosophie ein abstrakter Begriff, sondern die konkrete Realität selbst und die Begriffe spielten hier nur die technische Funktion der Lenkung des Blicks, so stimmt die Bergsonsche Philosophie doch mit den früheren metaphysischen Systemen in entscheidenden Zügen überein. Sie führt die ganze Welt auf eine einzige, ewige Wesenheit zurück, behauptet einen geistigen Sinn des Geschehens und verweist die unter den wirklichen Verhältnissen leidenden Menschen auf Vereinigung mit jener Wesenheit, das heisst auf geistige Erhebung. Wie die früheren Metaphysiker verklärt Bergson das Bestehende, ja, er behauptet seine Göttlichkeit. Es bestehen freilich grosse Unterschiede. Seine Leistung steht unter den speziellen Bedingungen seiner Epoche und bestimmter sozialer Tendenzen; der optimistische und aktivistische Zug, der irrationalistische Charakter aller Beschreibungen der *durée* geben gewiss das wieder, was Bergson erschaut. Aber dass er dies und nichts anderes zu sehen bekommt, ist in der Geschichte der für sein Denken bestimmenden sozialen Situation wohl begründet. Ein ausführlicher Bericht der Bergsonschen Metaphysik könnte unter anderem dartun, wie sie zunächst ähnlich den impressionistischen und expressionistischen Strömungen in der Kunst, mit denen sie vielfache Verwandtschaft zeigt, einen Protest gegen die erstarrten Lebensformen der bürgerlichen Gesellschaft ausdrückt. Die gleiche geschichtliche Dynamik, welche dann die ursprünglich fortschrittlichen Teile des Bürgertums vor und während des Kriegs in die Gefolgschaft der ökonomisch massgebenden Gruppen zwang, veränderte auch den Sinn der aktivistischen Lebensphilosophie und machte sie, oft gegen die Absicht ihrer Urheber, aus einer gesellschaftskritischen und vorwärtstreibenden Kraft zu einem Faktor der gegenwärtigen nationalistischen Ideologie. Dieser Sinnwandel des Prinzips entgeht dem Autor. Unter dem Titel *La Pensée et le Mouvant* behandelt er bloss das Verhältnis des Gedankens zur ewigen Schöpferkraft; die geschichtlichen Mächte, welche Sinn und Inhalt der Gedanken tatsächlich „bewegen“, fallen nicht in den Bereich der positiven Metaphysik, die um ihrer verewigenden Funktion willen auf Selbsterkenntnis verzichten muss. Bergson verkennt nicht bloss die historische Bezogenheit seines eigenen Denkens, sondern leugnet auch die der früheren Metaphysik. Von Berkeley sagt er: *En d'autres temps il „eût sans doute formulé d'autres thèses; mais, le mouvement étant le même, ces thèses eussent été situées de la même manière par rapport les unes aux autres; elles auraient eu la même relation entre elles, comme de nouveaux mots d'une nouvelle phrase entre lesquels continue à courir un ancien sens; et c'eût été la même philoso-*

phie“ (152). Als ob nicht zwischen Ausdruck und Sinn, Form und Inhalt des Denkens ebensosehr Wechselwirkung herrschte wie zwischen dem Denken als ganzem und der Wirklichkeit!

Die Naivität gegenüber der Geschichte hindert Bergson daran, seine konkreten Forschungen in einen fruchtbaren theoretischen Zusammenhang zu stellen. Während bei ihm selbst die Analysen der Verandestätigkeit, besonders der verräumlichenden Funktion des Intellekts nur dazu dienen, die Produkte dieser Tätigkeit, die Begriffe, für metaphysisch nichtig zu erklären, müssen diese Leistungen als Korrekturen des vorhandenen Wissensstandes, als „bestimmte Negationen“ im Hegelschen Sinn, als Momente der Selbstkritik bewusst in den Prozess der gesellschaftlichen Erkenntnisarbeit eingefügt werden, um ihre eigentliche Fruchtbarkeit zu entfalten. Bergson bleibt auf halbem Wege stehen. Er hat durch seine Erforschung der begriffsbildenden Verandestätigkeit einen der wichtigsten Faktoren, welche die Abhängigkeit der Ideen von der gesellschaftlichen Praxis vermitteln, durchleuchtet. Mit Recht erklärt er auf Grund der Verflechtung aller Kategorien in den Arbeitsprozess ihre weltanschauliche Verabsolutierung als unzulässig. Aber anstatt nun diese Kategorien, welche die Gesellschaft im Zusammenhang mit der Produktion ihres Lebens erworben hat, philosophisch richtig, das heisst im Bewusstsein dieser Herkunft anzuwenden, schaltet er sie aus der philosophischen Wahrheit aus und verweist sie auf das „bloss“ materielle Gebiet, auf die Wissenschaft von toten Gegenständen. Aber die Zurücknahme fetischistischer Übersteigerung von Begriffen, die Auflösung verdinglichter Ansichten tut ihrer erkenntnismässigen Brauchbarkeit keineswegs Abtrag, sie bedeutet nicht, wie Bergson meint, ihre Einschränkung auf den Bereich der festen Körper. Die Tätigkeit des Aufhebens von dogmatischen Inhalten durch Analyse ihrer Herkunft bildet vielmehr ein notwendiges Element des Denkens, in dessen Zusammenhang jene ihres dogmatischen Charakters entkleideten Begriffe dann in Zukunft eine fruchtbare Rolle spielen können. Auch das Wasser und die Luft waren in der jonischen Philosophie einmal metaphysische Wesenheiten. Nicht bloss der Umstand, dass sie die Faktoren der Seefahrt bilden, von der die Existenz der Griechen abhing, sondern auch viele andere höchst verschiedenartige Bedingungen jener Hypostasierung sind inzwischen einsichtig geworden, und die Illusion ist verschwunden; die Begriffe aber haben an ihrer realen Gültigkeit nichts verloren. Ebenso haben Spinoza, Hume und Fichte zweifellos isolierte Inhalte hypostasiert, wenn sie die beharrliche Substanz, die sinnlichen Vorstellungen oder das Ich zum universalen Weltprinzip erheben, aber diese Begriffe müssen in unserem theo-

retischen Abbild der Welt, in dem Gefüge der Wahrheit vorkommen, wenn dieses nicht abstrakt und öde werden soll. Da Bergson alle Begriffe des in die Praxis verstrickten Verstandes in die Naturwissenschaft verweist, gewinnen seine Analysen eine negativistische Bedeutung. Sie machen den Boden frei für seinen Mythos vom schöpferischen Geist. Während die Erkenntnis der wirklichen Geschichte es in der Tat nicht bloss mit „Innerem“ und Geistigem zu tun hat, sondern ebensosehr mit Räumen und Dingen und die Wechselwirkung zwischen beiden mit Hilfe des gesamten jeweils erarbeiteten wissenschaftlichen Begriffsapparats zu begreifen sucht, dichtet Bergson jenseits der Geschichte seinen Mythos von der ununterbrochenen göttlichen Schöpferkraft, welche sich den Begriffen der Menschen entziehen und bloss der metaphysischen Versenkung öffnen soll.

Der Versuch, eine Philosophie der konkreten Zeit zu geben, das heisst, die Realität nicht als ein an sich Festes, nur in der Zeit, der „vierten Dimension des Raumes“ sich Erstreckendes, sondern selbst als Entwicklung, Änderung, Wandel zu erfassen — und dabei von der Menschengeschichte abzusehen, dieses Unterfangen musste scheitern. Indem Bergson nach Analogie der inneren, erlebten Zeit des Individuums ein sogenanntes geistiges Innere der Welt behauptet, also einen göttlichen Erlebnisstrom als absolutes Sein erdichtet, muss er die Zeit auch leugnen. Seine längst veraltete pantheistische Metaphysik widerspricht seinem Einblick in die Zeitlichkeit der Realität und hebt sie auf. Dieser Widerspruch, der auch in dem Abstand zwischen der glänzenden Sprache und Denkart Bergsons und den naiv legendären Partien ihres Inhalts zum Ausdruck kommt, hat seiner Arbeit von Anfang an den zwiespältigen Charakter verliehen. Es gibt keine Metaphysik der Zeit, diese ist vielmehr ein in sich widerspruchsvolles Beginnen. Der Begriff einer ewigen Zeit ist auch in Bergsons Fassung nichts als ein schlechter Ausdruck für die Dimension der Zeit, wie sie in der physikalischen Betrachtung eine Rolle spielt. Im Entwurf der Naturwissenschaft, dem Bergsons Vorstellung in dieser Hinsicht nicht weniger als die Spencersche entspricht, ist die Zeit zwar nicht ewig, aber unbegrenzt. Die menschliche Zeit dagegen ist begrenzt. Die gelebte Dauer hat es an sich, im Gegensatz zur göttlichen Schöpferkraft, zu der Bergson sie aufbläht, ein Ende zu haben. Unter den vielen Ansichten der Zeit, die in der Geschichte des philosophischen Denkens eine Rolle spielen und von denen mehrere in der Bergsonschen Konzeption der *durée* vereinigt sind, haben jene, die nicht eng mit der neuen mathematischen Naturwissenschaft verbunden waren, gerade die Endlichkeit hervorgehoben. Während im Sinne Bergsons der

Ausdruck „sub specie durationis“ (199) zwar den Gesichtspunkt der Veränderung, aber zugleich der unendlichen Veränderung, der Ewigkeit bedeutet, meint die Bezeichnung der Existenz als zeitlicher sonst, dass diese nicht dauert, sondern endlich und vergänglich ist. Die Betätigung der Zeit an jedem Sein bedeutet, dass es altert und vergeht — nicht bloss, dass es wechselt. Das Vergehen als blossen Wechsel aufzufassen, mag ein kontemplativer Geschichtsschreiber für die Vergangenheit zustande bringen. An sich selbst muss auch dieser erfahren, dass die Zeit, welche dem Beschauer als blosser Wechsel erscheint, für den erlebenden Menschen ein Ende hat. Es ist aber mehr noch die spezifische Illusion des Metaphysikers als die eines beschaulichen Historikers, sich aus den Grenzen der eigenen Existenz heraus zur Überschau der ganzen Welt zu erheben und an die Stelle eines zuschauenden Gottes zu setzen. Durch diese überirdische und darum schiefe Blickrichtung wird er dazu verführt, das Ende der gelebten Zeit durch die Idee des Wechsels auszulöschen, während doch die Menschen aus der Unaufhebbarkeit, der unbedingten Endgültigkeit des eigenen und fremden Todes die verzweifelten Kräfte schöpfen müssen, deren sie bei ihrer geschichtlichen Tätigkeit bedürfen. Indem Bergson den Begriff der *durée* an die Stelle desjenigen der Entwicklung setzt, hat er, ohne es zu wollen, doch von der „wirklichen“ Zeit abstrahiert und sie verneint.

Der Mythos vom Lebensstrom steht im Gegensatz zur Wahrheit. Bergson ist überzeugt, durch seine Vorstellung der unmittelbaren einheitlichen Bewegung als der Substanz des Weltalls nicht bloss eine ganze Reihe philosophischer Schwierigkeiten und Scheinprobleme überwunden und das abendländische Denken aus der Verstrickung in Zenons Paradoxien, die auf dem falschen Zeitbegriff beruhten, herausgeführt, sondern auch den metaphysischen *horror vacui*, die Angst vor dem Nichts beseitigt zu haben. „*„Rien‘ est un terme du langage usuel qui ne peut avoir de sens que si l'on reste sur le terrain, propre à l'homme, de l'action et de la fabrication“* (123). Das Nichts, vor dem wir in der Todesangst erschrecken, sei bloss eine missverständliche Begriffsbildung des in die Praxis verstrickten Verstandes, deren Übertragung von der Sphäre der Produktion in die Metaphysik Bergson ähnlich scharf kritisiert wie den dogmatischen Begriff der Möglichkeit. Aber die Analyse des Nichts, dessen Idee nach ihm aus dem ziellosen Absehen von bestimmten Gegenständen entsteht, ist von vornherein dazu bestimmt, den Blick von diesem Trugbild des Verstandes auf die erfüllte Einheit des nie versiegenden Stromes der Realität zu lenken. Durch die innere Vereinigung mit ihr erfassen wir uns selbst als ewig. „*Plus, en effet, nous nous habi-*

tuons à penser et à percevoir toutes choses sub specie durationis, plus nous nous enfonçons dans la durée réelle. Et plus nous nous y enfonçons, plus nous nous replaçons dans la direction du principe, pourtant transcendant, dont nous participons et dont l'éternité ne doit pas être une éternité d'immutabilité, mais une éternité de vie : comment, autrement, pourrions-nous vivre et nous mouvoir en elle ? In ea vivimus et movemur et sumus" (199).

Et morimur ! Der Metaphysiker Bergson unterschlägt den Tod. Wie nur je ein Theologe, der den Menschen das ewige Leben verspricht, will er die Tatsache des Todes durch das Gerede von einer ewigen Realität, mit der wir uns vereinigen könnten, hinwegeskatmotivieren und erweist so, dass sein Werk die gleiche Funktion ausübt wie die Religion und nach und neben ihr die moderne Philosophie : die Menschen über das, was ihnen auf der Erde widerfährt, durch Vorspiegelung ihrer eigenen Ewigkeit zu trösten. Die unzähligen Arten dieser Täuschung, die in der gegenwärtigen Gesellschaft nebeneinander gelten, sind noch lange nicht durchforscht. Von dem einfachen und ehrlichen Glauben an die individuelle Fortdauer der Seele über die Gewissheit, in der völkischen Gemeinschaft fortzuexistieren, bis zum sublimen Selbstbetrug des Idealisten, dem die Vorstellung, einige für alle Zukunft gültige, sonst aber lächerlich inhaltsarme Gedanken zu besitzen, zum Gefühl seiner eigenen Unendlichkeit genügt, gibt es eine reichhaltige Skala dieses menschlichen Wahns. Aber wenn in früheren Epochen, infolge der niedrigen Entwicklungsstufe der menschlichen Fähigkeiten, die wirkliche und die ephemere Wirkung der Todesangst, die rationale Praxis und der Aberglaube ineinander verschlungen sein mochten, so bedarf es heute einer deutlichen Scheidung. Die vernünftige Arbeit zur Bekämpfung des Todes, das produktive Verhalten, das sich aus dem horror vacui ergibt, ist die bewusste solidarische Arbeit zur Verbesserung der menschlichen Verhältnisse, zur Entwicklung aller guten menschlichen Anlagen, die heute verkümmern, zum immer wirksameren Angriff auf Not und Krankheit. Die Beruhigung dieser Angst durch geistige Hingabe an ein ewiges Prinzip, wie sie in der Metaphysik geübt wird, hat keinen Grund. Da sie die zur wirklichen Hilfe treibenden Kräfte heute bloss einschläfern kann, bedarf es des Widerstandes der materialistischen Philosophie, und auch die künftige Gesellschaft wird eine nicht bloss an wirtschaftliche Zwecke gebundene Entfaltung des Denkens nötig haben, um den aus jener Angst stammenden Illusionen zu begegnen.

Die Realität ist weder einheitlich noch ewig, die Menschen leiden und sterben für sich allein und unter verschiedenen Umständen. Die Behauptung, dass die Realität ihrem Wesen nach

unteilbar sei, widerspricht der für die Geschichte wenigstens in ihrer bisherigen Form kennzeichnenden Tatsache, dass die Menschheit in Glückliche und Unglückliche, Herrschende und Beherrschte, Gesunde und Kranke gespalten ist. Die Begriffe, mit denen wir diese Trennung, ihre Ursachen und Verkettungen erfassen, sind gewiss unter Mitwirkung des raumhaft ordnenden Verstandes gebildet, sie haben ihre geschichtlichen Bedingungen, das heisst, ihre Struktur gründet ebensosehr in der physischen und psychischen Situation der erkennenden Subjekte wie in den vergänglichen Gegenständen. Trotzdem gehören sie zur Wahrheit, wie sie uns gegenwärtig gegeben ist. Der Umstand, dass sie im Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen Lebenskampf gebildet sind, gilt auch für das Weltbild, zu welchem sie gehören, und macht doch dieses weder falsch noch unbrauchbar, sondern verbietet bloss seine Aufspreizung als Teil einer quasi feststehenden Totalität der Erkenntnis. Unwahr ist dagegen der Bergsonsche Mythos einer Einheit, die nicht existiert. Nicht aus der vorgeblichen Versenkung in das Absolute, das nach Bergson die Philosophie vermitteln soll, geht die illusionslose Gefasstheit hervor, die im Gegensatz zu dem von Bergson gepriesenen „élan“ den wirklichen Kämpfer auszeichnet, sondern vielmehr aus dem Bewusstsein, die bestehenden ungerechten Trennungen und katastrophalen Widersprüche zu Gunsten einer erst zu erarbeitenden, glücklicheren Verfassung der Menschheit zu überwinden. Die klare Erkenntnis der Gegensätze ist darin ein ebenso entscheidendes Moment wie das Wissen um die Tendenzen, die zur Einheit streben, die Beurteilung der widerstreitenden Interessen ebenso wichtig wie die Verbundenheit mit den gleichgerichteten Kräften. Nicht die Einheit im Innern zu erschauen, sondern sie im Äussern zu verwirklichen, ist die geschichtliche Aufgabe.

Hegel hat die metaphysische Geringschätzung der analytischen Begriffe des Verstandes, die längst vor Bergson in der früheren Reaktionsperiode gegen die Aufklärung, in der deutschen Romantik, sich ausgebreitet hatte, schon eingehend kritisiert und die Wahrheit der vergänglichen Produkte der Abstraktion gegen die harmonisierenden Lehren der früheren Naturphilosophen verteidigt. Die Analyse „kommt zwar nur zu Gedanken, welche selbst bekannte, feste und ruhende Bestimmungen sind. Aber ein wesentliches Moment ist dies Geschiedene, Unwirkliche selbst; denn nur darum, dass das Konkrete sich scheidet und zum Unwirklichen macht, ist es das sich Bewegende. Die Tätigkeit des Scheidens ist die Kraft und Arbeit des Verstandes, der verwundersamsten und grössten, oder vielmehr der absoluten Macht. ... Der Tod, wenn wir jene Unwirklichkeit so nennen wollen, ist das Furcht-

barste, und das Tote festzuhalten, das, was die grösste Kraft erfordert. Die kraftlose Schönheit hasst den Verstand, weil er ihr dies zumutet, was sie nicht vermag¹⁾. Auch das Hegelsche System bildet eine idealistische Metaphysik, es enthält gewiss dogmatische Züge, aber es hat das Negative, die Not der Individuen gelten lassen und die Unterschiede, indem es sie verklärte, wenigstens nicht aus der Metaphysik als bloss pragmatische Konstruktionen ausgestossen. Deshalb ist der Hegelsche Idealismus der Wirklichkeit näher als der biologistische Realismus Bergsons.

Der Gegensatz der wirklichen Geschichte zum *Hohelied vom élan vital* kommt auch im neuen Bande nicht zu Wort, dagegen hört Bergson den Einspruch der exakten Wissenschaft. Aus der Erklärung, einzig die Intuition erhellte das innere Wesen des Seins, der wissenschaftliche Verstand dagegen deformiere die Realität, konnte eine philosophische Herabsetzung des Intellekts herausgelesen werden. Konziliant erklärt Bergson dies als Missverständnis. Die Metaphysik sei den Wissenschaften nicht überzuordnen; sie bestehe weder in ihrer Synthese noch in ihrer Kritik. Vielmehr bezögen sich beide auf verschiedene Gegenstände: die Metaphysik auf den Geist, die Wissenschaft auf die Materie. Aus den Gegenständen entspringe auch die verschiedene Betrachtungsweise: der Geist fordere die Intuition, die Materie den ordnenden Verstand. So teilen sich die beiden grossen theoretischen Bestrebungen in die zwei Hälften der Welt. Und es ist nicht einzusehen, warum nicht auch die Wissenschaft an „ein Absolutes“ rühren sollte. Anstatt die Metaphysik dialektisch in die Geschichte einzubeziehen, lässt Bergson also in diesem letzten Werk, gleichsam aus wahrer Liberalität, auch die Verabsolutierung der Wissenschaften zu.

Von den Schwierigkeiten, die seiner Philosophie durch dieses Zugeständnis erwachsen, soll hier wenig die Rede sein. Diese schien ursprünglich auf dem Gegensatz zwischen der Wahrheit gebenden Intuition und der bloss praktischen Bedeutung des Verstandes aufgebaut. Die Gewohnheiten des Verstandes entstellten nach Bergsons bisheriger Ansicht die Realität, und der Philosoph musste diese Deformation rückgängig machen, wenn er mit ihr Kontakt gewinnen wollte. Jetzt soll auch die positive Wissenschaft, wenn sie nur weit genug vordringt, den Zugang zu „einem“ Absoluten bilden. Diese Schwierigkeit fügt zu dem glänzenden Werk eine neue Dunkelheit hinzu. Bergsons mechanistische Auffassung der Erkenntnis, dass die geistige Anstrengung der Men-

1) Vorwort zur *Phänomenologie des Geistes*, WW, II, 25 f.

schen sich auf zwei verschiedene Teile des Realen bezöge, die freilich in bestimmten Seinsbezirken miteinander verbunden seien, entspricht selbst jedenfalls mehr dem trennenden naturwissenschaftlichen Denken als der philosophischen Intuition, wie sie Bergson beschreibt.

Im Verfolg dieses Problems bringt er jedoch einen Gedanken, dessen Konsequenzen zur Überwindung der Metaphysik und zum dialektischen Denken führen müssten. Er begründet nämlich sein Zugeständnis, dass auch die Materie nicht bloss eine Fiktion des Verstandes, sondern eine Wirklichkeit darstellt, unter anderem mit dem Hinweis, dass ein Wort, das der abgrenzenden Bestimmung ermangelt, seines Sinns verlustig gehe. Alle Systeme, die irgendeinen Begriff als einziges Prinzip, das alle Realität in sich enthalten soll, an die Spitze stellten, mussten danach schon deshalb scheitern, weil die bestimmte Bedeutung des Begriffs nicht allein durch ihn selbst, sondern ebenso sehr durch das ihn beschränkende Prinzip gestiftet wird. „Nous le disions plus haut : qu'on donne le nom qu'on voudra à la ,chose en soi', qu'on en fasse la Substance de Spinoza, le Moi de Fichte, l'Absolu de Schelling, l'Idée de Hegel, ou la Volonté de Schopenhauer, le mot aura beau se présenter avec sa signification bien définie : il la perdra, il se videra de toute signification dès qu'on l'appliquera à la totalité des choses. ...Peu m'importe qu'on dise ,Tout est mécanisme' ou ,Tout est volonté' : dans les deux cas tout est confondu. Dans les deux cas, ,mécanisme' et ,volonté' deviennent synonymes d',être', et par conséquent synonymes l'un de l'autre. Là est le vice initial des systèmes philosophiques“ (59/60). Diesen Gedanken weitertreibend wäre Bergson zur wahren Ansicht des Denkens gelangt. Denn was für den einen Begriff gilt, das gilt ebenso für das Begriffspaar. Zwei allgemeine Prinzipien können, undialektisch aufgefasst, zusammen ebenso wenig die ganze Welt erfassen wie ein einziges. Der Wille ist nicht bloss kein Wille mehr, wenn er keine widerstrebende Materie gegen sich hat, sondern ebenso wenig, wenn er nicht gegen die blossе Vorstellung abgehoben ist, mit der er freilich wiederum zusammenhängt. Des weiteren können aber auch weder Wille noch Vorstellung noch physischer Mechanismus als das, was sie sind, verstanden werden ohne Bewusstsein, dass und wie sie aus dem lebendigen psychophysischen Geschehen, in welchem sie eine jeweils eigentümliche Einheit bilden, gedanklich losgelöst worden sind. Die Meinung, dass die drei Prinzipien zusammen in ihrer Summe das mitbedeuten oder mittreffen könnten, was in konkreten Begriffen, zum Beispiel dem des Triebes, bezeichnet wird, setzte voraus, dass bei der Abstraktion gar nichts verloren ginge, dass die Tätigkeit des Trennens nichts veränderte. Die eindring-

lichsten Seiten des Bergsonschen Werkes selbst machen jedoch klar, dass abstrahierte Züge des Geschehens niemals identisch mit wirklichen Teilen sind und ihre blossе Zusammenstellung daher nie das ursprüngliche Leben des Gegenstandes widerspiegelt¹⁾.

Wenn dies wahr ist, dann gilt das, was Bergson jetzt im Hinblick auf die einzelnen höchsten Begriffe der philosophischen Systeme hervorhebt, auch für die übrigen Begriffe und Begriffskomplexe: sie bedürfen alle zu ihrem Verständnis der anderen Begriffe, von denen sie sich unterscheiden. Aber ein beliebiges Wissen um diese Begriffe reicht nicht aus, um das richtige Verhältnis jedes einzelnen zur Wirklichkeit herzustellen. Es wird vielmehr die Kenntnis des ganzen Vorgangs erfordert, durch den das Subjekt von der Auseinandersetzung mit seiner Welt, die immer im Zusammenhang mit einer bestimmten gesellschaftlichen Entwicklung stattfindet, zu jenen abstrakten Begriffen mit ihren Definitionen gekommen ist. Da Begriffsbildung nicht bloss ein Prozess des Weglassens ist, sondern eine jeweils durch gesellschaftliche und individuelle Impulse und Interessen bestimmte Richtung hat, stellt auch der umgekehrte Weg vom Begriff zur Realität jeweils nicht nur ein Hinzufügen von Besonderheiten dar. Zur richtigen Anwendung eines Begriffs gehört prinzipiell die Reflexion auf den Prozess, in welchem die ihn einschliessende theoretische Struktur zustande gekommen ist, und ferner die gedankliche Bewegung, welche von jedem Teil dieser Struktur zu ihm hinführt. Umso fortschrittlicher und wahrer wird das Denken, je mehr in seine Begriffe und Urteile, kurz in alle seine Akte, das Bewusstsein von der materiellen und theoretischen Tätigkeit der Gesellschaft mit eingeht. Die grundlegenden Kategorien des dialektischen Materialismus spiegeln absichtlich nicht bloss die gegenwärtige gesellschaftliche Praxis, sondern auch den erbitterten Willen zu ihrer Veränderung wider. Aber auch bei einer solchen Anwendung bleibt die Beziehung der Begriffe zu ihrem Gegenstand nicht ein für allemal die gleiche, denn jedes theoretische Gebilde hat nur reale Gültigkeit, insofern es der fortwährend sich verändernden Realität und den neuen aus der Situation des Erkennenden entspringenden Anforderungen angepasst wird.

Aus der grundsätzlichen Differenz zwischen jeder festgehaltenen Vorstellung und der sich bewegenden Realität geht die dialektische Ansicht hervor, dass jede bestimmte Kennzeichnung einer konkreten Wirklichkeit einseitig ist und den Widerspruch fordert. Bergson hat diesen Zug jeder Theorie, diese Eigentümlichkeit, die jedem

¹⁾ Vgl. z. B. S. 210-218

Theorem, insofern es auf die Wirklichkeit bezogen wird, notwendig anhaftet, sehr wohl bemerkt und lässt allein schon durch dieses Bewusstsein den grössten Teil der gegenwärtigen Philosophen hinter sich. „Les concepts... vont d'ordinaire par couples et représentent les deux contraires. Il n'est guère de réalité concrète sur laquelle on ne puisse prendre à la fois les deux vues opposées et qui ne se subsume, par conséquent, aux deux concepts antagonistes. De là une thèse et une antithèse qu'on chercherait en vain à réconcilier logiquement, pour la raison très simple que jamais, avec des concepts ou points de vue, on ne fera une chose“ (224). Richtig ist, dass man durch blosser Addition von begrifflichen Merkmalen keinen wirklichen Prozess rekonstituieren kann. Eben deshalb bedarf es des theoretischen Könnens, um die Begriffe in einer an den Gegenstand sich anschmiegenden Darstellung zu verlebendigen. Nichts anderes ist die dialektische Methode¹⁾. Aber für Bergson ist jene Differenz zwischen Begriff und Realität nur ein Argument, das begriffliche Denken überhaupt zu verwerfen und sich einzig auf die Intuition zu verlassen: „Par là (das heisst in der Intuition), on voit sortir de la réalité la thèse et l'antithèse, on saisit du même coup comment cette thèse et cette antithèse s'opposent et comment elles se réconcilient“ (a. a. O.). Dass die Intuition zeigt, wie entgegengesetzte gedankliche Bestimmungen bei der Erkenntnis notwendig werden und sich in umfassenderen Einsichten aufheben, muss aber keineswegs zur Verwerfung des Verstandes in der Philosophie, sondern zunächst zur Entdeckung des problematischen Verhältnisses zwischen der abstrakten Logik und dem Prozess der geistigen Bewältigung der Wirklichkeit führen. Inhalt und Funktion des Denkens ändern sich im Laufe der Geschichte, sie sind nicht einmal in den verschiedenen Klassen einer Gesellschaft ein- und dieselben. Das Bewahren der erarbeiteten Erkenntnis besteht nicht im starren Festhalten an theoretischen Formen, sondern darin, dass das vorhandene Wissen bei der Lösung der geschichtlich gestellten Probleme sinngemäss fungiert. Dabei bleibt es selbst nicht unberührt. Die Treue zu einer Idee kann daher von ihrer unveränderten Bejahung ebenso entfernt sein wie von ihrer charakterlosen Umformung auf Grund des widersprechenden Augenscheins. Die Universaldeutung der Welt aus zwei isolierten Begriffen ist jedenfalls nicht weniger unzulänglich als die aus einem einzigen, und Bergsons Prinzip der *durée* und des Geistes wird nicht besser, indem er es bloss auf eine Hälfte der Welt einschränkt und die andere Hälfte der toten Materie einräumt.

¹⁾ Vgl. diese Zeitschrift, Jahrgang III (1934), S. 20 ff.

Bergsons gesamte Anschauungen über den Begriff entsprechen dem vorhegelschen Stand der Logik, sonst hätte er das Denken nicht bloss als Konstruieren fester begrifflicher Gehäuse und als rein mechanisches Verfahren ansehen und verwerfen können. Selbst der mathematischen Naturwissenschaft entspricht diese Vorstellung des Denkens nur schlecht, doch verändern sich die gesellschaftlichen Interessen auf diesem Gebiet und die Art der einfachen Prozesse, von denen dort die Rede ist, so langsam, dass nur wenige Beobachter die Strukturveränderungen und den Funktionswandel der Theorien bemerken, und den meisten Fachleuten wie den Laien mag der wissenschaftliche Prozess als blosses Ordnen und Differenzieren der Ordnung erscheinen. Als Ideal der Erkenntnis gilt dann die feste Zuordnung der Begriffe untereinander und des ganzen Systems zur Wirklichkeit. Bergson teilt diese Bestimmung der Wissenschaft mit der traditionellen Ansicht. Weder die Wirklichkeit noch der Sinn des Ordners bleibt jedoch derselbe, und deshalb muss sowohl die Zuordnung wie auch die begriffliche Konstruktion zwar nicht einfach widerrufen, aber im Zusammenhang mit der Praxis in ihrer bloss vorläufigen und beschränkten Bedeutung erkannt und überwunden werden. Ohne dass dabei die in ihnen enthaltenen Erkenntnisse preisgegeben werden, sind alle Theorien immer wieder durch Reflexion auf ihre eigenen Voraussetzungen ebenso wie auf die sich entfaltenden Momente des Gegenstandes an die Wirklichkeit neu anzupassen, die Definitionen anschliessend an spätere Einsichten umzugestalten, sonst verlieren sie ihre reale Gültigkeit. Diese gesamte intellektuelle, mit den praktischen Aufgaben und Kämpfen verbundene gesellschaftliche Tätigkeit heisst Denken; das Ordnen ist in der Tat dabei nur eine Seite, die Produkte des Ordners, an Symbole fixierte Begriffe und Urteile, sind nur erstarrte Gestalten dieses lebendigen Tuns. Doch wirkt das in Worten festgelegte Wissen selbstverständlich bei seiner eigenen Umgestaltung mit und ist nicht bloss als „sozial bedingtes“ philosophisch hinderlich. Dadurch dass Bergson im Einklang mit dem schlechteren Teil der überkommenen Logik und Erkenntnistheorie das begriffliche Denken mit dem Aufstellen von abgeschlossenen Systemen gleichsetzt und seine wirkliche Funktion im geschichtlichen Prozess ausser Acht lässt, verkennt er auch seine Wahrheit und gelangt zu dem irrigen Glauben, es gäbe eine neben dem Denken bestehende Fähigkeit zur Wahrheit und einen neben der begrifflichen Erkenntnis zu entwerfenden Mythos.

Wird die Ansicht über das Denken nicht wie bei Bergson aus der Naturwissenschaft, sondern mehr aus der geschichtlichen Erkenntnis geschöpft, so tritt sein Charakter als Anstrengung der verschiedensten psychischen Kräfte zur Konstitution einer den

wechselnden Interessen und Aufgaben sich möglichst anpassenden Theorie deutlich hervor. Was Bergson Intuition und Sympathie nennt, spielt beim Denken ebenso eine Rolle wie das Feststellen und Ordnen. Sobald diese Momente sich jedoch nicht in ihrer realen und je nach der gesellschaftlichen Situation wechselnden Funktion reflektieren, sondern jeweils zur einzigen und absoluten Methode aufspreizen, werden ihre Ergebnisse zu ebensovielen Phantasmen und Ideologien. In der Psychologie etwa hat die Bergsonsche Selbstbeobachtung und „Sympathie“ grösseres Gewicht als in der reinen Ökonomie. Doch abgesehen davon, dass auch in der Psychologie der Wert dieser Akte je nach der Entwicklungsstufe des Problems an Bedeutung wechselt, nimmt diese selbst in der Gesamtstruktur der Erkenntnis je nach den Aufgaben des geschichtlichen Augenblicks höchst verschiedene Bedeutung und Gestalt an. Wenn es sich zum Beispiel darum handelt, gesellschaftliche Gruppen für einen Gedanken zu gewinnen und zu schulen, bedarf es in höherem Mass des psychologischen Wissens als bei dem Aufbau einer neuen Volkswirtschaft. Auch dabei spielt die Psychologie eine Rolle wie bei der Beeinflussung von Menschenmassen die Ökonomie, und je entwickelter beide theoretischen Zweige sind, um so besser werden die Aufgaben gelöst. Aber die Psychologie hat in beiden Stadien ein anderes Gesicht, überdies entwickelt sich ihr Objekt. Bergsons Metaphysik beruht auf der Überwertung der intuitiven Seite der geistigen Tätigkeit, die freilich von den Rationalisten stark vernachlässigt, ja übersehen worden war. Das Ergebnis seiner Anschauung ist jedoch ebenso ungeschichtlich und abstrakt wie das System irgendeines Dogmatikers. Die Abstraktheit lässt sich nicht dadurch überwinden, dass man behauptet, die Realität sei in sich bewegt, ja sie sei fortwährender Wechsel — die isolierte und verewigte Idee des Wechsels ist ebenso statisch und abstrakt wie irgendein hypostasierter Begriff —, sondern indem jeweils auf Grund der freilich selbst nie abschliessbaren Durchleuchtung des Denkens als einer wandelbaren menschlichen Funktion jeder Begriff und jede isolierte Anschauung in die Gesamtstruktur des sich fortwährend verändernden Standes der Erkenntnis einbezogen wird. Dadurch schwindet freilich die Möglichkeit des fetischistischen Gebrauchs der geistigen Fähigkeiten; sie verlieren ihre sichernde Funktion.

Die methodologischen Prinzipien, durch welche die metaphysische Funktion des Denkens überwunden wird, waren bereits zu Spencers Zeit von Hegel klassisch formuliert: das Zusammenwirken der seelischen Kräfte im Erkennen, das Denken als Tätigkeit, die der Anschauung und dem Gefühl keineswegs bloss entgegengesetzt ist, sondern die unmittelbaren Gegebenheiten erst in

wahre Zusammenhänge aufnimmt, die Aufgabe, im Denkprozess selbst Bedingtheit, Grenze und Mangel seiner eigenen Formen aufzuweisen. An diesen Prinzipien gemessen erscheint Bergsons Entwurf als antiquiert. Die Philosophie muss die „*qualitates occultae*“ der Seele preisgeben, wie die Physik diejenigen der Materie fallen liess. Dem abstrakten Denken des Verstandes oder der Intuition oder einer sonstigen psychischen Fähigkeit die Kraft zuzutrauen, sich mit einem einheitlichen Absoluten zu vereinigen, ist bloss ein spezieller Fall des Aberglaubens, welcher den Dingen geheime, wunderwirkende Kräfte zuschrieb. Nicht dem von der Geschichte absehenden, sondern seines Zusammenhangs mit ihr bewussten, alle geistigen Fähigkeiten organisierenden Denken kann es gelingen, *que la connaissance „s'installe dans le mouvant et adopte la vie même des choses“* (244).

Indem der Metaphysiker sich selbst von der Zeit unabhängig wähnt, muss er auch den verkennen, der sich theoretisch um sie bemüht. Aufgabe und Ehre des Geschichtsschreibers haben keine Stätte in Bergsons Werk. Dass er bei der Analyse des Möglichen zwar auf den schulphilosophischen Missbrauch des Begriffs im Sinn präexistierender Ideen, nicht jedoch auf seinen produktiven Gebrauch im Sinn geschichtlicher Tendenzen zu sprechen kommt, ist bloss ein Teil seiner begrenzt naturwissenschaftlichen Denkart. Die Funktion der Wissenschaft in Technik und Industrie entgeht ihm nicht, wohl aber die Bedeutung der Theorie für den geschichtlichen Kampf. Nicht von diesem sogleich offenbaren Mangel, sondern von einem weniger folgenschweren soll hier noch die Rede sein. Der Aberglaube, dass alles, was vergangen ist, auch ohne die bewusst geleitete Tätigkeit der Erinnerung in der Gegenwart existiere und in die Zukunft „vorgestossen“ werde, eben weil der reale Wechsel unteilbar sei, unterschlägt nicht bloss die Rolle des Historikers bei dem Kampf um neue Lebensformen der Gesellschaft, sondern auch seinen Auftrag, das Entschwundene im Gedächtnis zu bewahren. „*La mémoire n'a... pas besoin d'explication. Ou plutôt, il n'y a pas de faculté spéciale dont le rôle soit de retenir du passé pour le verser dans le présent. Le passé se conserve de lui-même, automatiquement*“ (193). Die Ausübung dieser besonderen von Bergson geleugneten Fähigkeit ist das Geschäft des Historikers. Es besteht kein Zweifel, dass er dazu ebenso sehr der instinktiven Kräfte bedarf, auf welche Bergson mit Recht im Gegensatz zur Schubfachtheorie des Gedächtnisses seit seinen ersten Schriften hinweist. Zwischen der bewussten Gestaltung jeder gesellschaftlichen und individuellen Einheit durch die Vergangenheit und ihrem ordnenden Gedächtnis, das die früheren Erfahrungen formuliert und in den Dienst ihrer bewussten

Arbeit an der Zukunft stellt, herrscht Wechselwirkung. Durch das absichtliche Ordnen und Bewahren, das Bergson aus der Metaphysik verbannt, macht die Historie sich selbst nicht bloss zum Werkzeug für bessere gesellschaftliche Verhältnisse, sondern auch zum Spiegel der vergangenen Ungerechtigkeit. Was den Menschen, die untergegangen sind, geschehen ist, heilt keine Zukunft mehr. Sie werden niemals aufgerufen, um in der Ewigkeit beglückt zu werden. Natur und Gesellschaft haben ihr Werk an ihnen getan, und die Vorstellung des jüngsten Gerichts, in welche die unendliche Sehnsucht von Bedrückten und Sterbenden eingegangen ist, bildet bloss einen Überrest des primitiven Denkens, das die nichtige Rolle des Menschen in der Naturgeschichte erkennt und das Universum vermenschlicht. Inmitten dieser unermesslichen Gleichgültigkeit kann allein das menschliche Bewusstsein die Stätte bilden, bei der erduldetes Unrecht aufgehoben ist, die einzige Instanz, die sich nicht damit zufrieden gibt. Die allmächtige Güte, welche die Leiden in der Ewigkeit in Ordnung bringen sollte, ist von Anfang an bloss die Projektion menschlicher Teilnahme in das stumpfe Weltall gewesen. Kunst und Religion, in denen dieser Traum Ausdruck gefunden hat, sind ebenso sehr unmittelbare Zeugnisse dieser Unzufriedenheit, wie sie andererseits in den Händen der jeweils Herrschenden zu Mitteln des Betrugs geworden sind. Jetzt, wo das Vertrauen auf das Ewige zerfallen muss, bildet die Historie das einzige Gehör, das die gegenwärtige und selbst vergängliche Menschheit den Anklagen der vergangenen noch schenken kann. Selbst wenn dieser Appell nicht zur Produktivkraft für eine bessere Gesellschaft werden könnte, stellte auch die Funktion der Erinnerung allein schon den Beruf des Geschichtsschreibers über den der Metaphysik.

Bei Bergson findet sich der Satz : „La règle de la science est celle qui a été posée par Bacon : obéir pour commander. Le philosophe n'obéit ni ne commande; il cherche à sympathiser“ (158). Diese Formulierung enthält unbeabsichtigt einen genauen Ausdruck der gesellschaftlichen Lage, in welche die Philosophie gegenwärtig geraten ist. Uns scheint es, dass die Menschheit von dieser ohnmächtig gewordenen intellektuellen Bestrebung nicht so sehr unterschiedslose Sympathie mit der Realität als die Erkenntnis ihrer Widersprüche erwarten darf. Sympathie mit dem Ganzen ist ebenso leer wie jene weltumspannenden Begriffe, die Bergson mit Recht kritisiert.

Observations on Bergson's metaphysic of time

Bergson develops, along with his metaphysic, a positivist theory of science. That both are strongly interrelated in his works is a demonstra-

tion of their close relationship, which also is characteristic of the present philosophical situation. Bergson has in general accentuated those problems of methodology and matter that had been neglected by contemporary science. He has contributed in an important way to the development of psychology and biology, and his central theme, — the problem of time in its reality — is a focal category of every theory of history. Bergson has paid special attention to the difference between time that is lived and that abstract time that dominates in the natural sciences. Frequently his discussions approximate a dialectic approach. H. stresses these tendencies in his discussion of the new book. The subordination of Bergson's thought to his metaphysical ends, however, has interfered with those parts of his works that might have otherwise borne fruit. Instead of using his psychological analyses to penetrate more clearly into historical relationships, he uses them as supports for his vision of „creative development". The contradiction that pervades Bergson's entire philosophy manifests itself in the unhistorical character of this thought and the attempt to define the function of time in its theoretical implications. H. demonstrates that Bergson is led to negate time because he elevates the concept to a metaphysical principle.

Remarques sur la métaphysique du temps chez Bergson

Bergson développe en même temps que sa métaphysique une théorie positiviste de la science. Dans la mesure où ces deux aspects de son œuvre sont manifestement en relation étroite, ils s'appuient et se conditionnent. Ce n'est pas seulement par là que l'œuvre de Bergson est caractéristique pour la situation actuelle du mouvement des idées. La philosophie de Bergson a rempli dans une mesure particulièrement grande la tâche qui consistait à faire progresser de manière indépendante des problèmes méthodologiques et matériels que le travail scientifique contemporain négligeait. Psychologie et biologie lui doivent d'importantes contributions et se sont engagées en partie sous son influence dans des voies nouvelles. Son thème fondamental : le temps réel est une catégorie centrale de toute théorie de l'histoire, bien plus encore de toute pensée théorique qui cherche à embrasser l'ensemble. Bergson a distingué le temps vécu du temps abstrait des sciences de la nature et il en a fait l'objet de ses recherches personnelles.

Souvent ainsi il a été conduit jusqu'au seuil de la dialectique. A l'occasion de son nouveau livre, H. met en lumière quelques-uns des passages où pointe la dialectique. La subordination de la pensée bergsonienne à une intention métaphysique ultime a cependant porté grand préjudice aux parties fécondes de son œuvre. Au lieu de mettre ses analyses psychologiques au service d'une connaissance de l'ensemble historique différenciée et toujours consciente de ses propres hypothèses, ces analyses psychologiques chez Bergson lui-même ne sont destinées qu'à introduire et assurer son mythe de „L'Évolution créatrice". La contradiction qui traverse toute la philosophie de Bergson réside dans l'opposition de sa pensée principalement non historique et de l'effort pour saisir le rôle du temps. H. montre que Bergson doit nier le temps lorsqu'il l'érige en principe métaphysique

Die Auffassung Dostojewskis im Vorkriegsdeutschland.

Von
Leo Löwenthal.

Zum Sein des Kunstwerks gehört seine Wirkung; das, was es ist, bestimmt sich wesentlich in dem, als was es erlebt wird. Die Erlebnisse der Menschen aber sind in besonderer Weise präformiert; sie sind nicht willkürlich ausgewählt, entsprechen nicht einer zufälligen Ereignisreihe. Was und wie die Menschen bestimmte Kunstwerke erleben, ob sie diese sich aneignen oder nicht, wer sie sich aneignet, welche Schichten sich in der einen oder andern Hinsicht typisch zu ihnen verhalten, das Niveau und die Färbung aller ästhetischen Urteile, mögen sie in dem anspruchsvollen Gewand der zünftigen Kritik auftreten oder in der auf den ersten Blick nur schwer in ihrer qualitativen und quantitativen Eigenart durchschaubaren Aufnahme durch das breite Publikum sich manifestieren — alle diese Probleme sind nicht zu verstehen, wenn man sie nicht aus dem Lebensprozess der Gesellschaft, näher: aus der jeweiligen ökonomischen und sozialen Situation erklärt. Die Rezeption von Kunstwerken studieren, heisst einen Beitrag zu einer materialistischen Ästhetik geben.

Mit keinem einzigen unter den neueren Dichtern ist eine so relativ gleichmässige, niemals abreissende literarische und kritische Beschäftigung und Auseinandersetzung in Deutschland vor sich gegangen wie mit Dostojewski¹⁾. Gewiss gibt es Künstler, die von grösserem Einfluss auf die dichterische Produktion gewesen sind oder die höhere Auflageziffern erreicht haben, gewiss weist die Kurve der literarischen Beschäftigung mit D. und der Auflagenhöhe seiner Werke sehr erhebliche Schwankungen auf. Aber vollständige Lücken, Jahre auch nur mit vollkommen belangloser uncharakteristischer Literatur über D. sind seit dem Ende der achtziger Jahre bis 1934 niemals aufgetreten. Dazu kommt, dass die D.-literatur nicht bloss auf das Gebiet der Kunstkritik beschränkt bleibt. Neben literarischen Essays und Kritiken stehen politische, religiöse, wissenschaftliche und philosophische Betrachtungen.

¹⁾ Im folgenden abgekürzt: D.

tungen. Wenn man die — schätzungsweise — etwa 800 Nummern umfassende Bibliographie der deutschen D.-Rezeption von den Anfängen bis zur Gegenwart durchsieht¹⁾, so wird man ungewöhnlich viele repräsentative Namen aus dem literarischen, religiösen, philosophischen Leben — über die divergentesten Richtungen verteilt — antreffen; es findet sich in diesem Zeitraum (von Goethe abgesehen) kein Dichter, von dem sich Ähnliches sagen liesse. Das gleiche gilt von der Aufteilung der Rezeption in Zeitschriften und Zeitungen; bekanntlich enthalten viele politische Organe von den Konservativen über den Nationalliberalismus bis zur politischen Linken, ferner die literarischen Zeitschriften im engeren Sinne und schliesslich auch wissenschaftliche Periodika der philosophischen, der juristischen, der medizinischen Disziplin repräsentative Auseinandersetzungen mit D.

Der Tatbestand der zeitlichen Kontinuität und gruppenmässigen Breite enthält zugleich einen sachlichen Hinweis. Es müssen gewisse allgemeine und typische Züge sein, die diese Dichte und Breite bedingen. In D.s Werken müssen sich Faktoren finden, die an ein bestimmtes gesellschaftliches Bewusstsein trotz dessen Differenziertheit, trotz der in ihm vorgehenden Veränderungen mit einiger Hartnäckigkeit und Konstanz zu appellieren vermögen. Welches diese sind, soll nicht an den Werken selbst studiert werden. In dieser Arbeit handelt es sich nicht um den grossen Künstler. Auch die Frage, ob und inwieweit die soziologische Analyse seiner Wirkung ihn selber mitbetrifft, bleibt hier offen; bestimmte ideologische Eigentümlichkeiten der für seine Rezeption entscheidenden deutschen Leserschicht des Klein- und Mittelbürgertums gelten jedenfalls für ihn nicht. Doch muss über ihn eine Bemerkung auch in diesem Zusammenhang gemacht werden: es genügt weder der Hinweis auf den Inhalt noch auf die Komposition noch auf die sprachliche Form, kurzum weder die Berufung auf stoffliche noch auf ästhetische Eigenschaften, um die Stetigkeit der Beschäftigung zu erklären. In der bürgerlichen Erzählungskunst hat es gewiss noch grössere Dichter als D. gegeben. Es müssen Erscheinungen sein, die anderen Gebieten angehören als die, mit denen sich der Literaturhistoriker gemeinhin auseinandersetzt, es müssen andere Interessen als rein ästhetische sein, die das sonderbare Phänomen zu erklären vermögen.

Die Rezeption D.s in Deutschland geschieht vor allem im Lager des mittleren und kleinen Bürgertums, und diese Rezeption

¹⁾ Gute, wenn auch ergänzungsbedürftige bibliographische Angaben finden sich bei Theoderich Kampmann, *Dostojewski in Deutschland*. Münster i. W. 1931 (zuerst 1930 als Dissertation erschienen).

steht im Zeichen der Ideologie : sie verklärt die gesellschaftliche Situation dieser Schichten. In der Gegenwart zeichnet sich deutlich die relativ weitgehende soziale und ökonomische Ohnmacht dieser Gruppen ab : es ist aber eine Eigentümlichkeit der deutschen Geschichte, dass auch bereits in der Vorkriegszeit hier sich deutlich Züge herausgebildet haben, in denen jene Ohnmacht sich ankündigt. In Deutschland haben die breiten Schichten des Bürgertums auch in der klassischen Zeit des Liberalismus nie entscheidenden Einfluss auf die Politik zu gewinnen vermocht. Eingeengt durch die soziale und innerstaatliche Vormachtstellung der agrarisch, industriell und militärisch zusammengesetzten Oberklasse auf der einen Seite und durch den Aufstieg des Proletariats auf der anderen, angewiesen auf das wirtschaftliche Betätigungsfeld kleiner und mittlerer Erwerbszweige selbständiger oder abhängiger Art, die durch den Konzentrationsprozess des Kapitals immer mehr an gesellschaftlicher Bedeutung verlieren, verwandelt sich der Triumphzug des westeuropäischen liberalen Bürgertums in Deutschland zu einer Abfolge von Niederlagen und Scheinerfolgen : in einer gleichsam ironischen Wendung der Geschichte drückt sich die Ohnmacht des deutschen mittleren und kleinen Bürgertums darin aus, dass die stärkste Hoffnung des Liberalismus mit dem Tod eines Monarchen, Friedrichs III., zu Grabe getragen wurde.

Das gesellschaftliche Bewusstsein dieser Schichten ist aus ihrer Mittelstellung zu begreifen : weder gehören sie zu den faktisch herrschenden Gruppen, noch fühlen sie sich — und dies in der Vorkriegszeit weitgehend mit Recht — als mit ihren Interessen an das Schicksal des Proletariats geknüpft. Das breite Bürgertum war zuerst im Schlepptau der feudalen Aristokratie, gelangte dann unter die vor allem ökonomische Bevormundung der mit dieser verbündeten industriellen und landwirtschaftlichen Grossbourgeoisie ; in den letzten Vorkriegsjahrzehnten und gewiss in den vergangenen fünfzehn Jahren beschleunigte sich noch dieser Prozess einer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entmachtung mehr und mehr. Wie es durch seine realen oder scheinbaren Interessen auf Seiten des Privateigentums steht und sich so mit den wirklich herrschenden Schichten solidarisch gegenüber den Forderungen des Proletariats fühlt, wie es andererseits das Bedürfnis hat, seine reale Ohnmacht gegenüber der Grossbourgeoisie und seine reale Angst vor den Anforderungen des Proletariats, vor allem auch seine Angst, ihm ökonomisch zugerechnet zu werden, zu verbergen — diese der Tendenz nach aussichtslose Zwitterstellung wird sich auch im gesellschaftlichen Bewusstsein dieses Bürgertums ausprägen.

Die folgenden Ausführungen berücksichtigen nicht die Diffe-

renzen, die sich innerhalb dieser Schichten vorfinden. Sie vernachlässigen auch eine spezialisierte Untersuchung, inwieweit das beigebrachte Material aus den Kreisen des breiten Bürgertums stammt oder von ihm gelesen wird. Ob die Rezeption D.s im Sinn des gesellschaftlichen Bewusstseins dieser Gruppen erfolgt, muss die Analyse selber ergeben. Der Schwierigkeit einer Verallgemeinerung und Vergrößerung der Resultate lässt sich kaum entgehen, wenn es sich darum handelt, die beherrschenden Züge einer bestimmten Ideologie zu studieren. Die Möglichkeit einer weiteren Verfeinerung der Ergebnisse steht ausser Frage. Aber wie die monopolkapitalistische Phase ein Entwicklungsprozess ist, der an jeder beliebig herausgegriffenen Stelle stets wieder bestimmte gleiche ökonomische Charakteristika aufweist, z.B. für die Rolle der Mittelschichten im Produktionsprozess, so gilt auch, dass es zwar in der Bildung der deutschen Ideologie des hier behandelten Zeitraums wichtige Differenzen und Akzentverschiebungen gibt, dass aber zugleich (vom heute gewonnenen historischen Standpunkt aus) an jeder herausgegriffenen Stelle der Geschichte des gesellschaftlichen Bewusstseins typische, immer wieder zu konstatierende Fakten sich aufweisen lassen.

Wenn man die Rezeption D.s in ihrer ausserordentlichen quantitativen und qualitativen Vielfältigkeit betrachtet, so ergibt sich gleich etwas Überraschendes. Die Kategorien, innerhalb deren D. rezipiert wird, werden bis heute im grossen und ganzen durchgehalten. Gewiss schwanken hie und da die Akzente, gewiss wandelt sich allmählich über bestimmte Werke das Geschmacksurteil, gewiss gibt es in manchen Einzeldingen Äusserungen, die einander diametral entgegengesetzt sind, gewiss betont also etwa ein Mitarbeiter der „Preussischen Jahrbücher“ mehr die nationale¹⁾, ein dem Naturalismus nahestehender liberaler Kritiker mehr die humanistische Seite bei D.²⁾, gewiss gewinnen später einzelne Gesichtspunkte wie etwa der der religiösen Bedeutung von Gestalt und Werk D.s an Wichtigkeit. Das viel Augenfälligere aber ist, dass gegenüber all diesen — auch hier anzudeutenden — Differenzen grundlegende gemeinsame Betrachtungsweisen durchgehalten werden. Ob man sich die Literatur der neunziger Jahre oder die dreissig Jahre später ansieht, — dass D. in bestimmter Weise Psychologe sei, dass er in sehr eigentümlicher Art die Menschenliebe predige, dass die Gegensätze auf den verschiedensten theoretischen und praktischen Lebensgebieten bei ihm zur Versöhnung tendierten, dass sein Werk die Seele seines

¹⁾ Vgl. Franz Sandvoss, F. M. D., a. a. O., 97. Bd. (1899), S. 330 ff.

²⁾ Hermann Conradi, F. M. D. In: Die Gesellschaft 6. Hgg. (1889), S. 520 ff.

Volkes ausdrücke und noch einige andere typische Urteile bilden das Leitmotiv dieser Rezeptionsgeschichte. Es wird zu zeigen sein, dass und inwiefern in ihnen grundlegende Elemente der bürgerlichen Ideologie enthalten sind.

Mit geringen und nicht entscheidenden Ausnahmen ist die Aufnahme D.s, die Herausarbeitung der an ihr gewonnenen Kategorien eine positive. D. wird gebilligt; ja man kann sagen, dass seine Aufnahme weniger eine Angelegenheit der literarischen Kritik als eine der gläubigen und bereiten Hinnahme ist. Bezeichnend ist, dass es kaum eine literarhistorisch sachgerechte Darstellung seines Lebens und seines schriftstellerischen Schaffens gibt, sondern dass, soweit Gesamtbilder entworfen werden, diese bereits in ihrer Anlage den Charakter von Sinndeutungen haben¹⁾.

D. begegnet uns von vornherein im Zeichen des Mythos. Das will heissen, dass in seine Person wie in seine Werke wie auch in eine gewisse undurchdringliche Einheit, die man zwischen seinem Leben und seinen Romanen stiftet, Gehalte gelegt werden, die jede nachprüfbare Faktizität transzendieren, die insbesondere aussergeschichtlichen Charakter tragen, d. h. vollkommen beziehungslos zum gesellschaftlichen Prozess stehen, oder die den Anspruch machen, im Gegensatz zu aller immanenter Geschichtstheorie, zu aller Konstruktion von gesellschaftlicher Gesetzmässigkeit das soziale Leben von sich aus sinnhaft zu konstituieren.

Wenn man nach mythischen Spekulationen die D.-literatur erforscht, wird man zunächst einer schier erdrückenden Mannigfaltigkeit begegnen. Ob nun „den Urzuständen nahe²⁾“, ob ein Wesen „voller Teufel und voll Gott³⁾“, ob ein Heiliger auf dem Weg „von Nazareth auf den Golgatha⁴⁾“, ob ein „Abgrund⁵⁾“, ob die „Lösung des Problems Russland⁶⁾“, ob „Urphänomen⁷⁾“ oder „epileptisches Genie⁸⁾“, ob Ineinanderdringen von Leben und Tod⁹⁾, von „Vernunft und Wahnsinn¹⁰⁾“, von Chaos und

¹⁾ Genannt seien etwa die Werke von Nötzel, Zweig, Mahrholz, Meyer-Gräfe.

²⁾ K. Weiss, Besprechung einiger Romane D.s. In: Hochland, Jg. 6 (1908), S. 364.

³⁾ O. J. Bierbaum, D. In: Die Zukunft. 18 Jg. (1909), S. 186.

⁴⁾ O. Kaus, D. s Briefe. In: Die weissen Blätter, Jg. 1, 1913-14, S. 1353.

⁵⁾ L. Beer, Quo Vadis. In: Die Nation. Jg. 1900/01, Bd. 18, S. 793, und K. H. Strobl, D., Russland und die Revolution. In: Die Gegenwart, 36. Jg. 1907, S. 87.

⁶⁾ K. Weiss, a. a. O.

⁷⁾ N. Hoffmann, M. D. Eine biographische Studie. Berlin 1899, S. 223.

⁸⁾ Vgl. z. B. Georg Brandes, D., ein Essay. Berlin 1889, S. 3, ferner Strobl, a. a. O., Bierbaum, a. a. O.

⁹⁾ Vgl. H. Coralnik, Das Russenbuch. Strassburg 1914. S. 20.

¹⁰⁾ W. Scholz, D. In: Westermann's Monatshefte, Bd. 33 (1888-89), S. 766.

Gestalt¹⁾, ob „russischer Dante²⁾“ oder ein Schicksal, geleitet von „geheimnisvollen Kräften³⁾“, — an Buntheit der Formulierungen über das Wesen des Dichters und seiner Werke ist kein Mangel. Versucht man in dieser schier chaotischen Fülle eine gewisse Ordnung zu stiften, so lassen sich wohl folgende Schichten abheben :

1. In D.s Werk erscheint das Reich des eigentlichen Seienden, des über alle blossе Zufälligkeit des menschlichen Lebens Herausgehenden. Mit ihm gelangen wir „zu den mystischen Müttern⁴⁾“, er „ragt am meisten hinein in das neue dritte Reich des Menschengeschlechtes⁵⁾“. „... in zehn Zeilen hat sich der Abgrund geöffnet⁶⁾“; ... „wir tragen den Abgrund stets in uns⁷⁾“. Man ist „den Urzuständen nahe⁸⁾“.

2. D.s Leben steht im Zeichen eines Sinns. Es wird nicht geformt durch mannigfaltige Erlebnisse, sondern diese sind selbst nur Stationen einer „mit unheimlichem Plan bedeutend ersonnenen Existenz⁹⁾“, seines „dunklen Wegs¹⁰⁾“. In das Zuchthaus haben ihn „geheimnisvolle Kräfte, die anscheinend unsichtbar über allen irdischen Schicksalen D.s walteten¹¹⁾“, gebracht. Durch Krankheit hat D. „in die dunkelsten Abgründe des Unglücks hinabgemusst und hat die höchsten Entzückungen der Ekstase durchkosten können¹²⁾“; der „Epileptiker“ ist „Gefäss der Gottheit¹³⁾“... „er war Epileptiker. Was heisst das?... Dass er eine geheimnisvolle für einen kurzen Moment jach und herrlich erhebende, für Tage grausam niederwerfende Macht in sich fühlte, den Dämon¹⁴⁾“. Auch sein Tod steht unter einem anderen als einem bloss irdischen Aspekt : „Wie Beethoven stirbt er im heiligen Aufruhr der Elemente, im Gewitter¹⁵⁾“. Überblickt man die Entwicklung seiner Persönlichkeit : „sie wächst und formt sich aus den dunklen animalisch-elementaren Wurzeln zur höchsten

¹⁾ Hermann Bahr, D. Mereschkowski, O. J. Bierbaum, D. 3 Essays, München 1914, S. 15 (Äusserung von Bahr).

²⁾ F. Servaes, D., In : Die Zukunft. Bd. 8 (1900), S. 256.

³⁾ D. Mereschkowski, Tolstoi und D. als Mensch und als Künstler, Leipzig 1903, S. 86.

⁴⁾ O. J. Bierbaum. In : Die Zukunft, a. a. O., S. 197.

⁵⁾ Leo Berg, Der Übermensch in der modernen Literatur. Leipzig 1898, S. 111.

⁶⁾ Beer, a. a. O. S. 794.

⁷⁾ Strobl, a. a. O.

⁸⁾ Weiss, a. a. O.

⁹⁾ O. Stössl, Die Briefe von D. In : Der neue Merkur, Jg. 1914.

¹⁰⁾ Adolf Stern, Geschichte der neuen Literatur, Leipzig 1885, Bd. 7, S. 550.

¹¹⁾ D. Mereschkowski, a. a. O., S. 39.

¹²⁾ Frieda Freiin von Bülow, D. in Deutschland. In : Das literarische Echo, Jg. 9 (1906), S. 204.

¹³⁾ Strobl, a. a. O.

¹⁴⁾ Bierbaum, a. a. O.

¹⁵⁾ St. Zweig, D., die Tragödie seines Lebens. In : Der Merker, Jg. V. (1914).

Vollendung und steigt bis zu den höchsten, lichtesten Gipfeln der Geistigkeit¹⁾“. Überblickt man sein schweres äusseres Schicksal : „Wenn es richtig ist, dass die Not die Lehrmeisterin des Genies ist, ... so könnte man sagen, D. verdanke seine poetische Berufung allein seinen Leiden, denn er litt wie wenige Menschen²⁾“ „Es scheint manchmal, als ob eine unsichtbare Macht gerade den Menschen, der vor allen anderen empfindlich und aufnahmefähig ist, vor die furchtbarsten Menschenschicksale führte, damit einmal ein Mensch aus eigener Erfahrung den Mitmenschen künde, wie man seinesgleichen zwar beleidigen, erniedrigen und zu Tode quälen kann, wie der Mensch aber immer und überall Mensch bleibt. Solche geheimnisvolle Absichten leiten das Schicksal von D.³⁾“.

Die Beliebigkeit in der Auswahl der mythischen Bilder, die bald christlich, bald heidnisch, bald metaphysisch, dann wieder rein gefühlsmässig und hymnisch-geformt uns entgegentreten, hat gesellschaftlich gesehen ihren guten Sinn. Sie stellt das öffentliche Leben und den Umkreis der sozialen Existenz in einen Zusammenhang, der jede Kritik, jede Klage übersteigt. Im Genuss von Kunstwerken die Bedingtheit, Bedrängnis, zweifelhafte soziale Perspektive psychisch zu verdrängen, die die eigene Klasse und das ihr angehörende Individuum im gesellschaftlichen Gesamtprozess bezieht, verschleiert gewiss die Realität. Abgesehen von der Phantasiebefriedigung, die man sich dadurch leistet, dass man den tieferen Sinn menschlichen Lebens und Geschehens überhaupt „versteht“, ist man aufgehoben in eine umgreifende Einheit, in der andere Gruppen kein höheres Recht auf Existenz, keine sublimeren Genüsse erfahren. Der Mechanismus der Ideologienbildung verwandelt den Mangel einer gesellschaftlichen Theorie, der sich aus der realen Situation dieser Klasse erklärt, unversehens in einen überquellenden Reichtum an Bildern und Phantasien — nur, dass es eben Bilder und Phantasien bleiben. Immer wieder wird sich zeigen, dass die Ideologie der Mittelschicht die Tendenz hat, die Verklärung der Wirklichkeit mit Hilfe der Ausschmückung der privaten seelischen Innerwelt zu leisten. Die Weltgeschichte wird zum Privatmythos des Bürgers. Je weniger er sich in ihr leisten kann, desto mehr leistet sie ihm in der Form des irrationalen Scheins.

Wird so der Mythos im Zeichen der Über- und Vorgeschichtlichkeit hinsichtlich des Verhältnisses zur Oberschicht wesentlich

¹⁾ Mereschkowski, a. a. O., S. 222.

²⁾ I. E. Poritzki, Heine, D., Gorki, Leipzig 1902, S. 55.

³⁾ K. Nötzel, D. In : März, Bd. V (1911), S. 301.

verklärende Dienste leisten, so kann die Deutung des Lebensganges von D. für die Abgrenzung gegenüber den unteren Klassen verarbeitet werden. Gewiss steckt in dem Ansatz des Lebensplans, des Sinnes, der über dem Schicksal des Individuums waltet, zunächst wieder jene Privatisierung, die wir soeben als charakteristisch nannten. Je mehr die Aufstiegsideologie angesichts der wachsenden Vernichtung des selbständigen Unternehmers im Monopolkapitalismus verblasst, wird ein Hochmut ideologische Chancen haben, der das Ressentiment über die soziale Stagnation verdeckt, indem er für den im allgemeinen recht trüben und widrigen Verlauf des persönlichen Lebens höhere geheimnisvolle Mächte in Anspruch nimmt, mögen sie Pflicht, Gottheit, unter- oder überirdisches Walten heissen. Was nun aber die Verarbeitung des Lebens D.s angeht, so gehört die Verklärung seines entsetzlichen Leidens, von Zuchthaus, Krankheit, Armut, kurz von allen Situationen, denen die eigentumslosen Schichten am stärksten ausgesetzt sind, in den umfassenderen Zusammenhang einer Verklärung der Passivität. Es ist nicht nur widersinnig, gegen das Leiden anzugehen, das von Instanzen verhängt wird, die sich jedem irdischen, wissenschaftlichen oder sozial-reformerischen Zugriff entziehen, sondern es liegt sogar ein Schimmer besonderer Dignität über Menschen, denen Leiden auferlegt sind. Ein solcher Mechanismus kann aus zwei Gründen den Mittelschichten besondere Dienste leisten: er tröstet über die eigenen Sorgen, indem er auf grössere hinweist, und er entgiftet die Gefahr für die eigene soziale Existenz, die aus den Reaktionsweisen jener stärker Bedrückten erwachsen könnte, indem er deren härtere Nöte und Leiden recht gerne sieht und weitgehend billigt.

Eine weitere mythische Schicht stellt sich dar in der

3. *Coincidentia oppositorum*. Darunter wird hier folgendes verstanden: die gesamte Rezeptionsgeschichte durchzieht das Motiv, dass der Mensch D., der Wesensgehalt seiner Werke, die Anlage der wichtigsten Charaktere, kurzum, der ganze Umkreis seines Lebens und Schaffens gekennzeichnet sei durch die Vereinigung von Tatbeständen, die man gemeinhin als widerspruchsvoll empfindet. Diese Vereinigung der Widersprüche ist man bemüht, auf den verschiedenartigsten Gebieten aufzuzeigen. Es versöhnen sich ästhetische Gegensätze: D. ist „ein konservativer Schriftsteller, dabei ein Naturalist¹⁾“; „Immer ist bei D. Grauen der erste Eindruck und der zweite erst Grösse²⁾“; „Aus den tollsten

¹⁾ Stern, a. a. O., S.550.

²⁾ St. Zweig, a. a. O.

Widersprüchen... wächst das Rundbild, die volle plastische Form des Menschen auf¹⁾“. Es versöhnen sich weltanschauliche : die Handlung in den „Brüdern Karamasow“ umfasst „Himmel und Hölle²⁾“, in Stawrogin steckt „grosse Heiligkeit und grosse Bosheit³⁾“; D. „ist Nihilist und Orthodoxer⁴⁾“; seine Welt ist „voller Teufel und voll Gott⁵⁾“, sie haben in ihm „ihren grössten Kampf bestanden⁶⁾“. Es versöhnen sich fernerhin intellektuelle : wir finden den Dichter „die höchsten Gipfel der Vernunft erreichend und die tiefsten Tiefen des Mysterienabgrundes herunterstürzend⁷⁾“. Oft „untergräbt D. seine logisch errichtete Gedankenwelt, um sie in eine unergründliche Tiefe niederzustürzen⁸⁾“. Raskolnikow steht „auf der schmalen Grenze zwischen Vernunft und Wahnsinn⁹⁾“. Es versöhnen sich moralische Kontraste : „Der Heilige und der Verbrecher... sind für ihn nicht einmal Gegensätze¹⁰⁾“. D.s Gesicht zeugt von „krankhaften Lüsten, unendlichem Mitleid¹¹⁾“, seine „Haupt- und Grundtypen“ sind „der Heilige und der Verbrecher¹²⁾“; der religiöse „Schwärmer“ ist „schuldbeladen“ und die „Dirne“ „rein“¹³⁾; aus der „Prostituierten“ „wird“ „eine Heilige¹⁴⁾“, D. hat gelernt, „selbst unter der anscheinend vertierten, verknöcherten und gefühllosen Hülle einen Rest vom ewig Menschlichem und Edlem, welches auch im tiefsten Abgrund der Verworfenheit dem Menschen nicht ganz abhanden kommt, zu finden¹⁵⁾“. Es versöhnen sich Gegensätze des Charakters : „wir müssen die scheinbaren Widersprüche... in der Grösse seines Genies und seines Herzens auflösen und etwa so ansehen, wie wir die Widersprüche der Natur ansehen¹⁶⁾“; er war Epileptiker, ein Mensch, in dem Dumpfstes und Hellstes zusammenfloss¹⁷⁾“, sein Antlitz ist „halb russisches Bauerngesicht, halb Verbrecherphysiognomie¹⁸⁾“. Und schliesslich kommen bei ihm

1) Beer, a. a. O.

2) M. Necker, D. In : Die Grenzboten. Bd. 44 (1885), S. 349.

3) Mereschkowski, a. a. O., S. 92.

4) Strobl, a. a. O., S. 104.

5) Bierbaum. In : Die Zukunft, a. a. O., S. 196.

6) E. Lucka, D. und der Teufel. In : Das Literar. Echo. Jg. 16 (1913-14), S. 378.

7) R. Saitschik, Die Weltanschauung D.s und Tolstoi's. Halle 1901, S. 9.

8) a. a. O., S. 2.

9) Scholz, a. a. O.

10) Coralnik, a. a. O., S. 20.

11) G. Brandes, a. a. O., S. 3.

12) H. C. Coralnik, a. a. O.

13) Kurt Eisner, Raskolnikow. In : Soz. Monatshefte, Bd. V (1901), S. 52.

14) G. Brandes, Gestalten und Gedanken. München 1903.

15) W. Henckel, D. In : Das Magazin, Jg. 51 (1882), S. 77.

16) N. Hoffmann, D. Eine biographische Studie. Berlin 1899, S. 2.

17) F. Servaes, D. In : Die Zukunft. 8. Jgg. (1900), S. 258.

18) Brandes, Dostojewski, a. a. O. S. 3.

Widersprüche zur Deckung, die gar nicht mehr in fest umrissenen Kategorien sich fassen lassen, sondern gleichsam rauschartig in seinem Wesen und Werk den Zusammenklang jedes Widerspruches schlechthin aufspüren : „jede Person... ist nur ein Stück seiner unermesslichen verschwimmenden Persönlichkeit ... die scharf umrissenen Details, das Naturalistische, das wir wahrzunehmen glauben, verschwimmt ... es ist der Abgrund, in dem Nebel brauen... Abgrund und Ebene sind dasselbe¹⁾“. „Harmonie, das formalistische abgebrauchte Wort, scheuen wir uns auszusprechen von einem Dichter, der alle Seligkeiten und alle Teufeleien mit fanatischer Kaltblütigkeit erleben lässt²⁾“. Er hat das „Rätselhafte und Tiefe der menschlichen Natur“ wieder in sein Recht eingesetzt³⁾. Seine Welt ist „voller Höhen und Tiefen, Engen und Weiten, Abgründen und Ausblicken⁴⁾“. „Fortwährend nimmt das Chaos Gestalt an, ... gleich aber erweicht sich die Gestalt und zerfließt⁵⁾...“ Seinen künstlerischen Stoffen eignet „Begrenztheit und Unergründlichkeit⁶⁾“.

Mit dieser mythologischen Schicht werden wir thematisch auf ein ganz zentrales Moment jeder Ideologiebildung überhaupt hingewiesen, nämlich auf die Verklärung der gesellschaftlichen Widersprüche selbst. Hier findet sich ja das Wesentliche am Mechanismus der Ideologiebildung, und alle anderen Faktoren haben einen nur mehr oder weniger subsidiären Charakter : sie mögen sich aus der sozialökonomischen oder sozialpsychologischen Eigenart der betreffenden Gruppen erklären, sie mögen ihren Akzent von der jeweils in Frage stehenden historischen Situation gewinnen, sie mögen bestimmt sein durch materielle oder kulturelle Tradition. Das aber, worauf es ausschliesslich immer wieder ankommt, ist die Verzauberung, Verklärung, Verbrämung des konstitutiven historischen Moments des Klassenkampfes, der gesellschaftlichen Widersprüche, der sozialen Leiden. Hier haben nun die verschiedenen Kategorien der *coincidentia oppositorum*, die wir soeben wiedergegeben haben, ihren zentralen Ort. Wenn in der untersten Schicht des Mythos die konkrete Wirklichkeit aus dem Blickfeld gerückt wird, wenn in der Schicht der Sinndeutung individuellen Lebens die Rolle des Individuums im Gesamtprozess zugleich isoliert und überwertet erscheint, so geht die *coincidentia*

¹⁾ Strobl, a. a. O., S. 104.

²⁾ Weiss, a. a. O.

³⁾ O. Soyka, *D's Menschen*. In : Wiener Sonntag- und Montag-Zeitung, 1908, Nr. 18.

⁴⁾ Bierbaum. In : Die Zukunft, 1909, a. a. O., S. 196.

⁵⁾ H. Bahr, a. a. O.

⁶⁾ Stoessl, a. a. O.

oppositorum unmittelbar auf den gesellschaftlichen Widerspruchscharakter selbst. In der Regel vollzieht sich ja der ideologische Mechanismus so, dass in einer mehr oder minder vermittelten Weise der vorhandene und veränderbare antagonistische Charakter einer bestehenden Gesellschaftsordnung gelehnet wird; in ganz bestimmten Formen und Ausprägungen ergibt sich in der Ideologie ein Bild der Harmonie im Bestehenden. Im Zusammenhang solcher ideologischen Mechanismen nimmt nun diese *coincidentia oppositorum* eine Sonderstellung ein: sie leugnet nicht die Widersprüche auf den verschiedensten Kultur- und Lebensgebieten, aber sie leistet gleiche Dienste wie jede andere Ideologie, ja sie leistet sogar noch bessere, indem sie die Widersprüche stehen lässt und sie in einem metaphysischen Sinne rechtfertigt; sie verzaubert die sozialen Widersprüche in Eigenschaften des eigentlich Seienden. Sieht man sich das in der D.-Rezeption auftretende Verzeichnis dieser Koinzidenzen an, so birgt es gewiss manches, was in eine wahrhaft dialektische materialistische Betrachtungsweise eingehen könnte: die Relativierung konventioneller Moralbegriffe, der Ansatz einer gesellschaftlich orientierten Diskussion des Problems von Prostitution und Verbrechen. Solche Momente könnten in das Geschichtsbild der wirklichen sozialen Kämpfe aufgenommen werden, vermöchten aufklärende destruktive Wirkungen, Radikalisierung des Denkens am Beispiel konkreter gesellschaftlicher Phänomene vorzunehmen. Aber bei der Rezeption gehen diese noch im Zusammenhang mit der „deutlichen Wirklichkeit“ stehenden Fakten ein in ein Schema von Antinomien, das der durchaus jeder realen Kontrolle entzogenen Sphäre einer Phantasiewelt angehört. Die Klassengegensätze geraten bereits zur Versöhnung, ehe sie als solche überhaupt ins Bewusstsein gelangen; sie werden nicht nur in Gedanken und Gefühl vereinigt, sondern ihrer Faktizität nach verändert. Besonders über diesem Kapitel der Ideologienbildung könnte der Satz als Motto stehen: „Die politischen und sozialen Probleme verwandelten sich ihm (Dostojewski) in seelische Bekenntnisfragen¹⁾.“ Prägnanter ist in der Tat „der Kampf gegen die Herrschaft des Intellektualismus“ in seiner gesellschaftlichen Bedeutung kaum zu manifestieren. Es kommt nicht darauf an, einen Gedanken durchzuhalten, zu einem Gefühl sich zu bekennen, eine moralische oder politische Haltung als die allein mögliche zu respektieren, sondern auch der entgegengesetzte Gedanke, ein konträres Gefühl, eine vollkommen andere Haltung werden als gleichberechtigt anerkannt. Es kommt

¹⁾ C. Hoffmann, a. a. O.

nie auf etwas ganz genau Bestimmtes an, sondern die Buntheit des Lebens, seine angebliche Tiefe und Unerschöpflichkeit geben ihm seinen eigentlichen Reiz. Hier drückt sich der in das bloss Phantasierte und wiederum Privatisierte verflüchtigte Hochmut gesellschaftlicher Schichten aus, die bei einer realen denkerischen Auseinandersetzung mit der Aussenwelt, d.h. der gesellschaftlichen Wirklichkeit nicht jenen Lustgewinn zu ziehen vermöchten, der ihnen die Freude an der scheinbaren Buntheit und versöhnten Widerspruchshaftigkeit bei der Lektüre der Dichtung gewährt. Die Gleichgültigkeit gegenüber den realen Gegenständen der Aussenwelt, der Verzicht auf jede entscheidende Nuance im Denken, dieser Prozess der Irrationalisierung hat einen klaren gesellschaftlichen Sinn: die Empfänglichkeit der Phantasie für die „Buntheit“ der Gegenwart gewinnt an Stärke, und zugleich wird verdeckt, dass reale Vorstellungen über die Zukunft in diesem gesellschaftlichen Bewusstsein sich kaum vorfinden — sie hätten auch ein nur wenig erfreuliches Bild zu entwerfen.

Berührt so die *coincidentia oppositorum* als solche die zentrale Stelle jeder bürgerlichen Ideologie, so wird eine bestimmte Koinzidenz hier ausserordentlich wichtig. Diese enthält den trotz aller Verschiedenheiten der Betrachtungsweise und der verwendeten Kategorien eindeutigen und einheitlichen gesellschaftlichen Sinn der monopolkapitalistischen Entwicklung. Eine zeitgenössische Stimme verrät unversehens die geheime soziale Bedeutung der gesamten Mythologie: „Wie aber danach der Zeitgeist zunächst noch langsam, dann jedoch seit Krieg und Revolution sich schneller zu wandeln beginnt und auf allen Gebieten des geistigen Lebens Gegenströmungen einsetzen, finden wir die Elemente dieses neuen Wesens, nämlich Irrationalismus, Glaube, Gefühl, Idealismus, Symbolismus und ein metaphysisches Weltbild, Affekt und Beschwingung des Herzens, Bindung, Bewegung, Mystik, Geistigkeit und Beseelung, eine primitiv-ekstatische Anschauungsweise mehr und mehr natürlich auch in der Kunst, in der Dichtung wieder, zuerst noch blutleer und gespensterhaft mit dem Schrei nach Gott und Geist, dann frischer, erdhafter, gesunder mit der Bindung an Heimat, Blut, Boden und Nation¹⁾.“ In der Tat kann der nationale Imperialismus sich auszeichnen jenes Schlagwortes der Versöhnung aller Widersprüche bedienen. Wie der schon genannte Journalist an Stelle des Chaos der Demokratie den organischen Begriff der Volksgemeinschaft setzen will, so wird Dostojewskis

¹⁾ Hans Naumann, Die deutsche Dichtung der Gegenwart, 6. Aufl. Stuttgart 1933, S. 3.

angebliche Interpretation der russischen Volksseele zum Prototyp der nationalen Mythologie. Dieser Gemeinschaftsmythos, der die Klassengegensätze verdeckt, kann in noch ausgezeichneterer Weise als der vorgeschichtliche Mythos den Schein der Identifizierung der Interessen von Mittel- und Oberschicht verleihen.

4. Der nationale oder völkische Mythos, der in der Rezeption Dostojewskis entsteht, bedient sich der verschiedensten Formen. So heisst es beispielsweise : „Seine (D.s) Dichtung ist Asien ..., und auch das Unmögliche ist bei ihm durchaus möglich ... im letzten Grund ist die russische Mystik ... Sehnsucht und Erfüllung zugleich¹⁾.“ Oder es wird schlechthin verkündet : „Dem Russen ist Theorie und Leben ein und dasselbe²⁾.“ Besonders freimütig bekennt sich zu dieser nationalen Mythologie versöhnter Widersprüche auch der Historiker Heinrich Friedjung, der zu Dostojewskis Glaubensbekenntnis der russischen Seele bemerkt : „Legt man an die religiösen und politischen Ansichten Dostojewskis den Masstab der Logik an, so zerbröckeln sie in Widersprüche. Das Elementare ist auch hier stärker als das Verstandesmassige...³⁾“ Gerade diese Äusserung führt zu einem weiteren typischen Element des nationalen Mythos. Es ist die immer wiederholte Versicherung, dass Dostojewski „eine der grössten Manifestationen des russischen Volksgeistes⁴⁾“ sei, dass „in ihm... die russische Seele ihren machtvollsten und zugleich intimsten Ausdruck gefunden⁵⁾“ hat, „dass wir in Dostojewski den Russen und durch ihn das russische Volk verstehen lernen⁶⁾“, dass etwa die Tiefe von Dostojewski Vision des russischen Geistes⁷⁾“ ist.

Fragt man näher nach dem Wesen dieses russischen Volks, so wird man in einige Verlegenheit geraten. Wir erfahren von der „russischen Seele, die ihren Gottesdurst in Erdenlust und verneinende Grübeleien zerspaltet⁸⁾“, von der „traumhaften Gutmütigkeit..., die eine Eigentümlichkeit der slavischen Rasse zu sein scheint⁹⁾“, davon, dass es kein anderes Volk gibt, „das bis in alle Schichten so religiös ist wie das russische¹⁰⁾“, davon, dass

¹⁾ Strobl, a. a. O.

²⁾ Joseph Müller, Dostojewski — ein Charakterbild, München 1903, S. 183.

³⁾ Heinrich Friedjung, Das Zeitalter des Imperialismus, Berlin 1922, Bd. 3, S. 142.

⁴⁾ Joseph Melnik, Einleitung zum „Buch vom grossen Zoru“ von A. S. Wolynski, Frankfurt/M. 1905.

⁵⁾ Theodor Heuss, D.s Revolutionsroman. In : Die Hilfe. 12. Jahrg. (1906), S. 9.

⁶⁾ M. Schian, Dostojewski, in „Die christliche Welt“, 26. Jahrg. 1912, Sp. 205.

⁷⁾ Otto Stoessl, a. a. O.

⁸⁾ N. Hoffmann, a. a. O., S. 425.

⁹⁾ E. Hennequin, Dostojewski. In : Die Gesellschaft 16. Jahrg. (1900).

¹⁰⁾ Jos. Müller, a. a. O.

„die Seele des Russen... sich unmittelbarer, ungestümer, freimütiger als die unsere¹⁾“ äussert. Aber abgesehen von derart schwer fassbaren und unbestimmten Charakterisierungen haben wir uns im wesentlichen damit abzufinden, dass uns Dostojewski und sein Werk „eine Lösung des Problems Russland²⁾“ bietet, dass er „das an Kräften und Schwächen, Rätseln und Widersprüchen wunderbar reiche Wesen des russischen Volkes besonders rein darstellt³⁾“, kurz, dass er uns in das „Geheimnis der Volksexistenz⁴⁾“ einführt.

Die wichtigste Dokumentierung dieser nationalen Mythologie findet sich bei Moeller van den Bruck, der die verbreitetsten deutschen Ausgaben der Werke D.s besorgt hat. An ihm, dem Vorläufer des jüngsten deutschen Nationalismus, lässt sich als an einem klassischen biographischen Beispiel der gesellschaftliche Sinn nationaler Mythen von heute studieren. In seiner auch an anderer Stelle abgedruckten Einleitung zu den „Dämonen⁵⁾“ redet Moeller v. d. Bruck gleich zu Beginn von der russischen Seele, für die „der Mensch selbst eine dunkle Sehnsucht nach Schau und Erkennen“ sei. Im Gegensatz zum Germanen, der der „geborene Ideenträger“ sei, und oft noch „als Plato oder Kant wiederkehren“ könne, seien die Slaven „geborene Glaubenskünder“: „nur eine slavische Mutter könnte, wenn es dereinst Abend geworden ist in der westlichen Menschheit und der Germane sich ausruht, aus der östlichen Welt noch einmal Buddha oder Jesus gebären“. In Dostojewski sei nun die russische Weltanschauung zum ersten Mal verkörpert worden; er, „der Ausdruck des russischen Wahnsinns, der Tragödie im Slaventum, die Fleischwerdung all seiner mystischen Verinnerlichung und hektischen Geladenheit“, habe Russland die ihm eigentümliche Mythologie der Seele gegeben. Es sei immer das eine russische Leben, das in seinen Gestalten ausgedrückt werde, die das ganze Russland, ja „das ganze Slaventum in all seinen verschiedenen Nationalitäten, Kasten und Typen, vom Verbrecher bis zum Heiligen, in tausend Nuancen“ umfassten. Das russische Leben sei einmal bestimmt durch die „überstark partikularistische, beständig dezentralisierende Rassenentwicklung“, andererseits durch den russischen Nationalcharakter, dessen Merkmale das Traumhafte und Gefühlvolle, die Ergebenheit in ein Fatum, nicht Tat und Wille sei. Dieses verinnerlichte russische

¹⁾ Frieda Frein von Bülow, a. a. O.

²⁾ K. Weiss, a. a. O.

³⁾ Frieda v. Bülow, a. a. O.

⁴⁾ Joseph Melnik, a. a. O.

⁵⁾ Vgl. Einleitung in die Dämonen-Ausgabe des Piper-Verlages, München 1906 und die Buchbesprechung des Romans in „Die Zukunft“, Jahrg. 1906, S. 66 ff.

Wesen drücke sich überall aus, „selbst wenn es sich in rasenden und sogar grässlichen Taten ausrollt“.

Dostojewski habe als einer „der ganz wenigen“ unter den Dichtern des 19. Jahrhunderts Neues gesagt, mehr als Balzac, Flaubert, Zola, Maupassant. Er kann nur Goethe verglichen werden; dieser „grub den Realismus mehr in das Seelische und Ewige ein, dadurch, dass er ihm den Grund der Natur und der aufkommenden Naturwissenschaft legte“. Dostojewski sei noch weiter gegangen als Goethe und habe als „ganzer Naturalist gezeigt, wie auch das moderne Leben wieder seine Mystik und seine Phantastik hat“. Er habe es „in seiner inneren Dämonie... mit seinen neuen Schönheiten und Hässlichkeiten, seinen neuen Sittlichkeiten und Unsittlichkeiten „ergriffen“ und den Naturalismus, statt ihn etwa gar zur Kopie zu erniedern, in Vision wieder aufgelöst“. In seinem Roman habe er nun die innere Dämonie in der russischen Staats- und Geschichtsauffassung aufgezeigt, die mit Rücksicht auf die verkommenen gesellschaftlichen Verhältnisse die russische Jugend wie in einem Fieber zur Politik treibe.

Wie die Konjunktur im Jahre 1906 eine gewisse Etappe des Monopolisierungsprozesses darstellt, so lässt sich der Aufsatz Moeller van den Brucks als ein lehrreiches Symptom seiner Ideologie verstehen. Um die Organisation wirtschaftlicher und politischer Riesengebilde und -kombinationen auch in den Köpfen der Menschen zu befestigen, bedarf es an Stelle des Ideals des Wettbewerbs der Individuen auf Grund der Entwicklung ihres Denkens und Wollens der Verehrung arationaler, dem Forum kritischer Nachprüfbarkeit entzogener Ideale. Es gehört zu den Antagonismen der kapitalistischen Gesellschaft, dass, je stärker die Tendenzen werden, im wirtschaftlichen Unterbau rationale Planmässigkeit walten zu lassen, im gesellschaftlichen Bewusstsein die rationalen und kritischen Elemente zurückgedrängt werden müssen.

Die Ideologie des Monopolkapitalismus kann sich mit einem gewissen Recht zur Gegnerin des 19. Jahrhunderts erklären. Moeller van den Bruck, der in diesem Kampf vor allem in der Nachkriegszeit eine wichtige Funktion ausgeübt hat, ist auch in dem früheren Aufsatz von symptomatischer Bedeutung. Jetzt nämlich wird jener Kampf dadurch vorbereitet, dass aus dem 19. Jahrhundert eine Legende gemacht, dass sein historischer Inhalt, die Richtung seiner Entwicklung einem Prozess der Simplifizierung und Verfälschung unterworfen wird. Das zeigt sich zunächst in der stilgeschichtlich ganz unhaltbaren Ausweitung des Begriffs Naturalismus zu einer visionären künstlerischen Weltgestaltung, einer Ausweitung, wie sie auch in der Folgezeit sicherlich nicht ohne direkte Einwirkung dieser weitverbreiteten Einlei-

tung in die „Dämonen“ häufig vorgenommen wird¹⁾. Indem die Beziehungen D.s zur grossen Tradition des europäischen, insbesondere französischen Realismus und Naturalismus geleugnet und die rein anempfundene, durch nichts belegbare Verbindung mit Goethe hergestellt werden, ist D. in der Tat aus einem bestimmten Zusammenhang des 19. Jahrhunderts herausgerissen. Denn im Zug jener von M.v.d.B. abgewiesenen Gestalten von Balzac bis Zola gewinnen die menschlichen Qualitäten, die das 19. Jahrhundert entwickelt hat, der Einsatz von persönlicher Leidenschaft, Denkkraft und Entschlussfähigkeit, das Bewusstsein für die Realität gesellschaftlicher Widersprüche, die Notwendigkeit einer eindeutigen und nachprüfbaren Stellungnahme zu den sozialen Konflikten und ihren feinsten psychischen Auswirkungen künstlerische Gestalt; jene Entwicklung des Romans im Realismus und Naturalismus, auch in den bildenden Künsten, ist eine der wichtigsten Leistungen des 19. Jahrhunderts gewesen. Ihre Ergebnisse allerdings stehen im krassen Widerspruch zu den Bedürfnissen einer monopolkapitalistischen Ideologie, mit ihr mehr als mit jeder anderen Etappe der bürgerlichen Gesellschaft, gerade deswegen, weil sie „Kopie“ zu sein sich bemühen, d.h. Widerspiegelung des wirklichen Lebens und darum den Appell zur Veränderung in sich tragen.

Das entscheidende Element der monopol-kapitalistischen Ideologie findet sich bei M.v.d.B. unter dem noch etwas naiven und vagen Titel der Forderung „nationaler Mythologien“. Es ist gewiss nicht mehr Historie, wenn von D. behauptet wird, er habe nicht nur „ganz Russland“, sondern gar „das ganze Slaventum in all seinen verschiedenen Nationalitäten, Kasten und Typen, vom einfachen Muschik bis zum Petersburger Aristokraten, vom Nihilisten bis zum Bürokraten, vom Verbrecher bis zum Heiligen, in tausend Nuancen umfasst“; es sind ebensowenig auch nur im entferntesten noch einem wissenschaftlichen, ja nur irgend einem rationalen Kriterium Behauptungen unterworfen, wie die, der Germane sei, „geborener Ideenträger“ zumal dann, wenn auch Plato zu solchen Germanen gerechnet wird, und die slavische Seele könne in ihrer dunklen Sehnsuchtsweise einen „Buddha oder Jesus“ nochmals erschaffen, ebensowenig Aussagen wie die von den Rasseneigenarten des Slaven, zu träumen und nicht zu handeln,

¹⁾ z. B. spricht Theodor Heuss, a. a. O., S. 9 davon, dass der Naturalismus D.s „seelischer Art“ sei; für Strobl, a. a. O., verwandelt sich bei D. der Naturalismus in Mystizismus; „das Naturalistische... wird gespenstig, sobald wir unser Auge einzustellen versuchen“. Auch die biedere, fürs deutsche Haus geschriebene „Geschichte der Weltliteratur“ (Bielefeld und Leipzig, 1913) von C. Busse spricht von „dem ins Mystische und Visionäre strebenden Naturalismus“ D. s. (Bd. 2, S. 596).

zu fühlen und nicht zu tun, dem Verhängnis sich zu ergeben und nicht zu wollen. Solche Meinungen sind alle in der Tat gegen die Traditionen und Resultate des 19. Jahrhunderts gerichtet, und es bedarf keines umständlichen Verfahrens, um darauf aufmerksam zu machen, dass sie alle in vollster Blüte in den gegenwärtig herrschenden und mächtigsten Ideologien der monopol-kapitalistisch fortgeschrittensten Länder anzutreffen sind.

Gerade in der Unbestimmtheit der Fassung des russischen Wesens liegt ein äusserst brauchbares Vorbild für alle nationalen Ideologien vor. Je weniger sie im Detail bestimmt umrissen und nachprüfbar sind, desto weniger haben sie die Kontrastierung mit der Wirklichkeit zu fürchten, desto intensiver verdecken sie die realen Widersprüche, desto brauchbarer sind sie in der Verschleierung sozial-ökonomischer Interessen und Ansprüche anderer Klassen, vor allem aber auch derjenigen der Mittelschichten selbst, die der im Zeichen dieser Ideologie unternommenen monopol-kapitalistischen Wirtschafts- und Staatsführung sehr erheblich widersprechen könnten.

Noch auf eine besondere Eigenart, die der nationale Mythos, wie nicht nur die Formulierungen M.v.d.B.s zeigen, mit den anderen aufgewiesenen irrationalen Schichten teilt, sei hingewiesen. Es ist die Tendenz, sich in Stimmung und Wortwahl religiöser Bilder und Vorstellungen zu bedienen. Wie die Aufklärung darin irrt, die Religionsgeschichte als eine Kette von Priesterbetrug aufzufassen, zumal da gerade Religionsgeschichte weitgehend mit Geschichte der Wissenschaften identisch ist, so abwegig wäre es, die religiöse Färbung, die aller nachliberalen Ideologie eignet, auf Akte bewusster Erfindung und Verfälschung des Intellekts zurückzuführen. Vielmehr ist die ideologische Rolle des Religiösen in der Phase des Imperialismus und des national aufgegliederten Monopolkapitalismus weitgehend Verklärung des Nationalismus. Das gilt nicht nur in dem Sinne, mit dem auch schon religiöse Sätze vergangener Geschichtsepochen grauenhaften Taten den moralischen Sinn verliehen haben, im Interesse einer höheren Wahrheit ausgeführt worden zu sein, sondern es kann zugleich ein in äusserstem Masse mit dem Kennzeichen der Zeitlichkeit und der historischen Bedingtheit ausgezeichneter bestimmter Staat, eine bestimmte vermittels des politischen Apparats herrschende Schicht dadurch die Qualität der Überzeitlichkeit gewinnen, dass diese geschichtlichen Produkte in den Zusammenhang des Ewigen, des Mythos, des Mystischen oder wie immer die terminologischen Bruchstücke aus der Religionsgeschichte lauten mögen, gebracht werden. M.v.d. Bruck etwa hat mit seiner eigenen politischen Entwicklung bewiesen, dass es nur eines Schrittes bedarf, um

ebenso wie in Russland „noch einmal Buddha oder Jesus“, in Deutschland oder einer anderen Nation eine erhöhte Gestalt gebären zu lassen und damit den Ewigkeitscharakter eines bestimmten historischen Zustands im gesellschaftlichen Bewusstsein zu garantieren.

Mit dem Begriff des Mythischen sind die für unseren Zusammenhang wesentlichsten Züge der D.-Rezeption bezeichnet. Sie stellen sich weitgehend als Mythos der Gemeinschaft dar. Doch lassen sich auch andere Grundelemente des mittelbürgerlichen gesellschaftlichen Bewusstseins am gleichen Material konkretisieren. Wenden wir uns zunächst einem mit dem Titel „Passivität“ vorläufig bezeichneten Faktor zu. In ihm spiegelt sich die teils faktische, teils tendenzielle Ohnmacht der mittleren Schichten wieder; sie äussert sich auch in der Verklärung des Pflichtbegriffs, der Sinndeutung des Leidens, des Verzichts auf moralische Aktionen, die gegen die sozialen Misstände gerichtet wären. Hier, wo man der gesellschaftlichen Praxis wesentlich näher steht als im Mythischen, wird es nicht verwundern, dass wichtige Gehalte sich vor allem darin ausdrücken, dass sie überhaupt nicht vorhanden sind. Es fällt nämlich die Sphäre der Aktivität, d.h. aber vor allem die moralische und politische Tätigkeit vollkommen aus, bzw. sie wird entwertet. Es hat nicht erst der Nachkriegszeit bedurft, um D. als geistige Waffe gegen den Versuch einer sozialen Umgestaltung der Gesellschaft zu verwenden. Wenn D. der Politiker, beschrieben wird, ertönt häufig eine hämische oder besorgte Stimme, die dem Gegner der Revolutionen und der Revolutionäre beipflichtet, die ihn preist als den Warner vor dem politischen Umsturz, der Unheil Krankheit, Widernatürlichkeit bedeutet. Der Weg der politischen Aktion erscheint schlechthin als Sünde wider die kreatürliche Ergebenheit oder bloss geistige Erhebung, die als das Wesen des Menschen angesprochen wird. Wie ein Prophet der Finsternis erscheint D., wenn es immer wieder von ihm heisst, dass er „die nihilistischen Attentate vorhergesehen habe¹⁾“; vor allem nach der Revolution von 1905 und der im Nachfolgejahr erscheinenden Übersetzung der „Dämonen“ hat seine „düstere Prophetie“ die russische Zukunft²⁾“ geschaut, hat er sich als „Prophet des politischen Russlands³⁾“ enthüllt: „Manche Szenen aus den

¹⁾ Vgl. z. B. A. v. Reinholdt, Geschichte der russischen Literatur, Leipzig 1886, S. 695.

²⁾ L. Brehm, Dostojewkis „Dämonen“. In: Der Deutsche, 5. Bd. 1906, S. 342.

³⁾ R. M. Meyer, Das russische Dreigestirn. In: Oesterreichische Rundschau, Bd. 16, Jgg. 1908, S. 37

„Dämonen“ sind so seherisch empfunden, als wären sie während der Revolution und heute geschrieben¹⁾“. Schon im Anfang der Rezeptionsgeschichte wird von D. gerühmt, dass er „die Krankheit des Nihilismus²⁾“ gesehen, dass er in dieses „Wespennest³⁾“ gestochen habe. Und immer mehr wird hervorgehoben, „wie D. gerade dem Sozialismus gegenüber so leidenschaftlich und schonungslos hervorgetreten ist⁴⁾“, den schwächlichen Utopien eines Fourier, Marx usw., gegenüber⁵⁾“. „Sozialistische Utopien waren seiner Natur nicht nur fremd, sondern direkt zuwider. Was ihm... den stärksten Widerwillen gegen den Sozialismus einflösste, ...war der moralische Materialismus dieser Lehre⁶⁾“. Es lässt sich auch in diesem Zusammenhang das schon mehrmals erwähnte Zitat wiederholen, nach dem D. die politischen und sozialen Probleme in seelische Bekenntnisfragen verwandelt habe!

Diese Diskreditierung jeder umwälzenden gesellschaftlichen Praxis enthüllt sich in ihrem gesellschaftlichen Sinn noch klarer, wenn man die bei D. nicht oder fast gar nicht behandelten Themen betrachtet. Dazu gehört zunächst einmal, dass die meisten seiner Menschen und die meisten Tätigkeiten seiner Menschen Ausnahmereischeinungen darstellen. Nirgends wird die reale russische Gesellschaft in ihrer Lebenspraxis vor uns entwickelt. In keinem seiner Romane arbeiten die Menschen wirklich, in keinem werden die realen wirtschaftlichen Tätigkeiten und die materiellen sozialen Beziehungen der Menschen aufgezeigt, bei der Schilderung politischer Angelegenheiten wird niemals die Kenntnis des wirklichen Mechanismus der Bewegung ermittelt, sondern irgend eine verzerrte oder abgelegene Angelegenheit wird behandelt. Aber für die gesellschaftliche Deutung dieses Faktums ist es mindestens ebenso wichtig, dass dieser Mangel in der Rezeption fast nie beachtet oder bezeichnet wird. Der aktive Lebensprozess der menschlichen Gesellschaft, alle in ihm angelegten vorwärtstreibenden Kräfte, ja, der Gesamtbereich der Produktivkräfte überhaupt, wird aus dem Blickfeld gesellschaftlicher Schichten verbannt, die von der Entwicklung dieser Kräfte nichts zu erhoffen haben.

Das unaktivistische Moment jener bürgerlichen Ideologie kommt

¹⁾ Weiss, a. a. O.

²⁾ G. Rollard, Der Roman Raskolnikow : Das Magazin für Literatur, 101. Bd. 1882, S. 292.

³⁾ A. Scholz, a. a. O., S. 768.

⁴⁾ J. Müller, a. a. O., S. 131.

⁵⁾ a. a. O., S. 180.

⁶⁾ D. S. Mereschkowski, in dem Essaiaband Bahr, M. und Bierbaum, a. a. O., S. 33.

noch in dem nicht bemerkten Mangel eines anderen Themas D.s zum Ausdruck : es fehlt die Kategorie des irdischen Glücks. Glück in gesellschaftlichem Masstab hätte zur Voraussetzung eine aktive Umgestaltung der Wirklichkeit im Sinn der Beseitigung ihrer krassesten Widersprüche. Damit wäre nicht nur eine vollkommene Umgestaltung der gegenwärtigen Machtverhältnisse, sondern auch eine Umstrukturierung des gesellschaftlichen Bewusstseins von Nöten. Seine Triebziele wesentlich auf die Verwirklichung des sozialen Glücks einrichten heisst in unmittelbarem Widerspruch mit dem gesamten vorliegenden Machtapparat geraten. Dass die breiten Schichten des Bürgertums aus ihren gesamten ökonomischen und politischen Voraussetzungen sich nicht zu jener eindeutigen Stellungnahme bekennen können, ist vermerkt worden. Die geringe Rolle, die die Kategorie des Glücks in jenem bürgerlichen gesellschaftlichen Bewusstsein spielt, muss aus den gesamten Verhältnissen dieser Klasse begriffen werden. Eine befriedigende gesellschaftliche Verfassung ist ihr als absteigender Klasse verschlossen und muss sich darum auch dem Bewusstsein in seiner eigentlichen Bedeutung als Glück verschliessen.

Nun könnte gegen diese Auffassung, die D. als Beleg für seine inaktive, der moralischen Tat und dem sozialen Hilfswillen entrückte Ideologie heranzieht, eingewandt werden, gerade D. eigne sich dazu doch sehr wenig, da er der Verkünder der Liebe und des Mitleids für die Menschen sei. In der Tat wandeln fast die meisten literarischen Äusserungen dieses Thema von Liebe und Mitleid ab, mag es sich geschmackvoll ausdrücken in Formulierungen wie : die „überlegene Ruhe, durch die nur so Etwas wie eine tiefgeheime Trauer hindurchzittert, wie ein unendliches Mitleid...¹⁾“, oder peinlich populär wie : „...ihm zittert das Herz vor Mitfühlen, Mitleiden²⁾“. Wiederum mag eine recht naive Stelle als Hinweis auf die gesellschaftliche Deutung dienen. „Seine Neigung“, so sagt Busse „zu den Unterdrückten und Verkommenen nahm allmählich die krankhafte Form des...,russischen Mitleids' an, jenes Mitleids, das alle anständigen, ehrlich arbeitenden Menschen ausschaltet und sich nur noch auf Dirnen, Mörder, Säufer und ähnliche Blüten am Baum der Menschheit erstreckt³⁾“. So grobschlächtig diese Äusserung auch ist, sie weist auf etwas ganz Richtiges hin. Die Rezeptionsgeschichte nimmt keinerlei Anstoss daran, dass bei D. die Liebe eine Angelegenheit blosser Gesinnung bleibt, eine weiche Gestimmtheit der Seele, die nur unter der

¹⁾ Hermann Conradi, a. a. O., S. 526.

²⁾ Brehm, a. a. O., S. 346.

³⁾ C. Busse, a. a. O., S. 595.

Voraussetzung der wütenden Abwehr jeder sozialen Veränderung, nur unter der Voraussetzung der grundsätzlichen Passivität gegenüber jeder faktischen moralischen Aktion zu begreifen ist. Es ist wie bei der *coincidentia oppositorum*; an sich könnte in der Forderung von Liebe und Mitleid ein Hinweis auf die gesellschaftlichen Widersprüche und die Notwendigkeit der Reform liegen; es könnte hiermit gleichsam der affektive Zugang zur Aktivität der Menschen in ihren Gedanken und in ihren Handlungen gelegt werden, kurz, es könnte die Predigt der Liebe zur Erkenntnis des Wertes der Gerechtigkeit führen. Hier liegt vielleicht die genaueste Kennzeichnung des ideologischen Standortes dieses Liebes-Begriffs. Sie bleibt ein reiner Gesinnungsvorgang: ein Gewährenlassen, aber keine Forderung. Forderung und Tatkraft können ebensowenig in das gesellschaftliche Bewusstsein relativ ohnmächtiger Schichten eintreten, wie diese als Klasse ein Bekenntnis zur Gerechtigkeit ablegen können, die nicht nur ihre Solidarität mit der Oberschicht zerreißen müsste, sondern umgekehrt auf gemeinsame Klasseninteressen mit den Massen hinwiese. Es gibt mancherlei Bemerkungen, dass D. im Grund keine innere Beziehung zur Politik gehabt habe, dass er eigentlich kein Politiker gewesen sei¹⁾, — aber es gibt so gut wie keine einzige Bemerkung darüber, dass in den politischen Schriften D.s. niemals die Forderung nach sozialer Gerechtigkeit proklamiert wird²⁾. Dass aber diese Kategorie unerheblich ist, eine Kategorie, die gerade in den entscheidenden Werken des europäischen Naturalismus, also im fortgeschrittensten bürgerlichen Lager der Kunst ihren Ausdruck findet, ist ein klares Kennzeichen nicht nur für die im wörtlichsten Sinn reaktionäre Haltung dieses Mannes, d.h. für eine Stellungnahme, welche die Veränderung der bestehenden Ordnung durch geschichtliche Tat verhindern will, es ist vielmehr vor allem ein Kennzeichen für die Schichten, die dieses Schweigen billigen. An Stelle des Programms der Gerechtigkeit tritt die Selbstgerechtigkeit: sie kann sich der Maske einer Sinndeutung des privaten wie der des nationalen Schicksals bedienen. Der Hochmut einer Metaphysizierung der Privatexistenz und die nationalistische Mytho-

¹⁾ Vgl. etwa Thomas Mann, *Betrachtungen eines Unpolitischen*, Berlin 1919, S. 532 ff.

²⁾ In den „Politischen Schriften“ (München 1917) steht, wenn ich nicht irre, das Wort „gerecht“ nur ein einziges Mal und zwar bezeichnenderweise in einem Zitat aus Tolstoi (vgl. S. 232, 234). Ein einziges Mal ist die Rede vom Glauben „an die Solidarität der Menschen“, als es darum geht, zu begründen: „weit eher als der Kampf vertiert der Friede“ (S. 415 f.). Auch die Forderung „der tätigen Liebe“ wird erhoben — aber als sie konkretisiert wird, bleibt es bei solchen Gesinnungshinweisen wie: „Seid nur aufrichtig und treuherzig“! (S. 247).

logie befriedigen angemessener als ein soziales Programm die ideologischen Ansprüche der Mittelschicht.

Gegen die offizielle Meinung hat L. v. Wiese mit Recht festgestellt : „Man halte Goethe gegen D., den Marquis de Lafayette gegen Mussolini, Herder gegen Spengler, Schiller gegen Unruh oder wen man sonst zum Repräsentanten zweier Zeitalter wählen will. Der Glaube an das (bei echter Emanzipation) Edle im Menschen dort, die Verachtung der nur unter straffstem Zügel brauchbaren Menschheitsbestie hier, verhält sich wie Tag und Nacht¹⁾...“ Aber das ist eine ganz vereinzelte Stimme, die erkennt, dass in Wirklichkeit D. nicht auf die Seite jenes Naturalismus gehört, die aus wirklichem Interesse für das Wohl der leidenden Menschen an die Moral und die ihr entspringenden Willensimpulse appelliert, sondern dass er auf die Seite gehört, die in gegenrevolutionärer, ja menschenverachtender Weise das Bestehende billigt.

Ein weiteres wichtiges Element begegnet uns in der rezipierenden Literatur auf Schritt und Tritt ; es gibt nicht ein Einziges das — zum mindesten in der Vorkriegszeit — häufiger genannt wäre. Es lautet : Dostojewski — der Psychologe. Unaufhörlich wird der Meinung Ausdruck gegeben, dass „der gelehrteste Psychologe bei ihm in die Schule gehen²⁾“ könne. Gerühmt wird der Beherrscher des „ganzen Gebietes des psychischen Lebens³⁾“, der „subtilste Psychologe⁴⁾“, vor dessen Raskolnikow etwa „alle psychologische Kunst der Welt“ dämmere⁵⁾, dessen „Dämonen“ mit „überwältigender Genialität in alle Tiefen der menschlichen Seele und ihrer Dämonie⁶⁾“ eindringen. Versucht man näher zu eruieren, worin denn diese ausserordentlichen psychologischen Leistungen bestehen, so wird man im Wesentlichen drei Antworten unterscheiden können :

1.) D. hat neue, bisher geheime und dunkle psychische Tatbestände ans Licht gerückt. Er kennt „die geheimsten psychischen Bewegungen der Menschenseele⁷⁾“. Er hat ein „ausserordentliches Talent“ für die Enthüllungen „unbeachteter Seelenregungen⁸⁾“, ja, er dringt „in die tiefsten Geheimnisse des

¹⁾ Leopold von Wiese, Gibt es noch Liberalismus ? In : „Die Wirtschaftswissenschaft nach dem Kriege“, Brentano-Festschrift, München und Leipzig, Bd. I. S. 17.

²⁾ E. Brausewetter, Der Idiot : Die Gegenwart, Jg. 1889, 36 Bd., S. 73.

³⁾ O. E. Poritzki, a. a. O., S. 57.

⁴⁾ O. Hauser, Der Roman des Auslands seit 1800, Leipzig 1913, S. 165.

⁵⁾ Emil Lucka, Das Problem Raskolnikows, a. a. O., S. 1099.

⁶⁾ Johann Schlaf, in Buchbesprechungen des Piper-Verlags, 1914. (Anhang der oben genannten Essays von Bahr-Mereschkowski-Bierbaum.)

⁷⁾ P. v. Wiskowatow, Geschichte der russischen Literatur, Dorpat u. Fellin 1881, S. 44.

⁸⁾ A. Stern, a. a. O.

menschlichen Seelenlebens¹⁾“. Er „ahnt ... alle die unbewussten, atavistischen und tierischen Kräfte, die die dunkle Tiefe stammelnder Seelen aufwühlen²⁾“. Er ist ein Meister „in dem intuitiven Durchdringen der Ursachen von Seelenerscheinungen³⁾“, er „entblösste die menschliche Seele bis auf die Tiefe⁴⁾“.

2.) D. ist ein besonderer Kenner krankhafter seelischer Zustände, er ist ein unvergleichlicher „Meister der pathologischen Psychologie⁵⁾“. Von einigen Werken lässt sich sagen, dass das Ganze „psychologische Pathologie⁶⁾“ sei. D. übt das beständige „Sondieren des unglücklichen kranken Herzens⁷⁾“. Er ist „ein Darsteller pathologischer Erscheinungen⁸⁾“, der „den allmählichen Ausbruch einer Geisteskrankheit treuer geschildert“ hat als irgend ein anderer Dichter⁹⁾“, und ein Fachmann fasst zusammen: „Einen besseren Kenner der kranken Psyche, einen grösseren Psychopathologen als D.“ hat es wohl unter Dichtern nicht gegeben¹⁰⁾.“

3.) D. gibt eine „einzig dastehende Psychologie des Verbrechens¹¹⁾“. Wieder bestätigt ein Fachmann: „In D.s Werken besitzen wir eine geradezu vollendete, getreue Darstellung von krankhaften Geisteszuständen und Verbrechertypen¹²⁾“; der Dichter ist „von der Natur geradezu zum Kriminalpsychologen bestimmt¹³⁾“.

Es ist eine Frage für sich, wieweit D. tatsächlich das psychologische Wissen bereichert hat; ohne Zweifel ist er wie alle grossen Romanciers der letzten 150 Jahre um psychologische Fragen sehr energisch bemüht und die Charakteristik vieler seiner Gestalten ist zweifellos auch von unserem heutigen entwickelteren psychologischen Wissen aus gesehen eine Meisterleistung, die sich besonders im Herausheben von Zwischentönen und Gesten symptomatischer

1) K. Wörmann, D.s Raskolnikow, in: Der Kunstwart, Jahrg. 1887. S. 252.

2) Hennequin, a. a. O., S. 337.

3) R. Saitschik, a. a. O., S. 12.

4) A. L. Wolynski, Die russische Literatur der Gegenwart, in: Neue deutsche Rundschau, 13. Jahrg. 1909. S. 414.

5) W. Henckel, a. a. O., S. 78.

6) G. Malkowsky, Der Hahnrei in: Die Gegenwart, Jahrg. 33. (1888), S. 408.

7) A. Scholz, a. a. O., S. 759.

8) O. Hauser, a. a. O.

J. Leipoldt, Vom Jesusbild der Gegenwart, Leipzig, 1913, S. 339.

10) F. Münzer, D. als Psychopathologe, in: Berliner klinische Wochenschrift, Jahrg. 1914, S. 1943.

11) M. Necker, D. in Die Grenzboten, 44. Jahrg. (1885), S. 344.

12) W. v. Tschisch, Die Verbrechertypen in D.s Schriften, in: Die Umschau, 5. Jgg. 1901, S. 961.

13) J. Stern, Über den Wert der dichterischen Behandlung des Verbrechens für die Strafrechtswissenschaft in: Zeitschr. f. d. ges. Strafrechtswissenschaft, 26. Bd. 1906, S. 163.

Art, in einem sehr verständnisvollen Hinhören auf die Sprache des Unbewussten ausdrückt. Betrachtet man nun näher das Lob, D. habe neue Welten des Seelenlebens entdeckt, und die Art seiner Begründung, so fällt zweierlei auf : diese Auffassung wird als ein wichtiges Charakterisierungsmittel für die Eigenart D.s bis weit in die Nachkriegsjahre, ja, bis in die Gegenwart durchgehalten, bleibt also noch bestehen, als bereits Jahrzehnte lang höchst differenzierte wissenschaftliche Bemühungen um die „geheimsten psychischen Bewegungen der Menschenseele“ im Gange sind, und ferner zeigt es sich, dass es im allgemeinen bei diesen Lobsprüchen bleibt, dass die angebliche Bereicherung, die D. unserem psychischen Wissen im allgemeinen und der Psycho-Pathologie und der Kriminalpsychologie vermittelt hat, kaum jemals im Genaueren angegeben wird, sondern dass man sich mit blossen Andeutungen, nichtssagenden Generalisierungen, gruselnden und geheimnisvollen Wortzusammenstellungen begnügt. Wo in Wirklichkeit „neue Welten“ nicht entdeckt, d.h. wichtige soziale Entscheidungen und Veränderungen nicht vorgenommen werden können, wird man für Eroberungen auf die Sphäre der Innerlichkeit, des Seelenlebens verwiesen. Man hat sich dann den Schein der produktiven und verändernden Tätigkeit und mit ihr den daraus zu erzielenden Lustgewinn verschafft.

Der Anteil des gesellschaftlichen Bewusstseins bürgerlicher Mittelschichten an psychologischen Fragen hat seine Geschichte : In der Situation vor den bürgerlichen Revolutionen in Frankreich und Deutschland, in der nicht nur der ökonomische Mechanismus in Widerspruch mit den politischen Herrschaftsformen geriet, sondern auch ein Missverhältnis zwischen der geistigen Reife des Bürgertums und der kulturellen Apparatur der Feudalzeit bestand, drückt sich die Proteststimmung des Bürgertums literarisch in einem, in allen geistigen Produktionen sich widerspiegelnden ungestümen Bekenntnis zur Kraft des seelischen Eigenlebens, zu den grossen Leidenschaften und in einem Interesse am Studium der Macht solcher Leidenschaften aus. Diese Verklärung der Passionen lässt sich etwa in Goethes „Werther“ studieren ; es ist ein fortgeschrittenes, gleichzeitig aber an adäquater gesellschaftlicher Betätigung gehindertes bürgerliches Lebensgefühl, das sich in der Emanzipation und Verklärung der Leidenschaft ausdrückt. Unter der Herrschaft des liberalistischen Wirtschaftssystems ist eine fein ausgebildete Psychologie eine notwendige Voraussetzung ; man muss seinen Geschäftspartner kennen, man muss wissen, mit wem man es zu tun hat. Die Sicherungen der ständischen Wirtschaft und ihres geregelten Marktes sind bis zu einem gewissen Grad aufgehoben. Der Produzent und Händler steht einem durch

Tradition nicht mehr hinlänglich bekannten anderen Produzenten, Händler oder Konsumenten gegenüber. Er muss sie kennen, er muss um ihre psychischen Regungen Bescheid wissen, um ihre möglichen Reaktionen in bezug auf ihn einkalkulieren zu können. Die Rolle, die das lebhafteste Diskussionsgespräch im Roman und Drama des Bürgertums spielt, hat hier seine gesellschaftliche Wurzel. Ein Masstab der psychologischen Kenntnis nämlich, welche die frei miteinander konkurrierenden Subjekte in der bürgerlichen Gesellschaft besitzen, ist das Gespräch. Wer der Überlegenere, Wendigere, Geschicktere ist, wer auf Grund seiner Kenntnis der Reaktionsweisen des Gesprächspartners die rationale Überlegenheit besitzt, hat damit eine der Bedingungen des ökonomischen Sieges in seiner Gewalt.

In der jüngsten Phase des Kapitalismus wiederholt sich in gewisser Weise das Gleiche, was für den Absolutismus angedeutet wurde. Besonders in Deutschland, wo infolge des Konsolidierungsprozesses von feudaler politischer Macht und industrieller Grossbourgeoisie der Liberalismus nie zur Herrschaft gelangt, sind die breiten bürgerlichen Schichten wieder auf die Befriedigungssphäre der Immanenz gedrängt : genau so, wie sie sich in einer blossen Phantasiebefriedigung am Glanz des deutschen Kaisertums weiden, ist ihnen das Sich-Ergehen in psychologischen „Entdeckungen“, eine in der Immanenz des Innenlebens bleibende Entdeckerfreude ein ideologischer Trost.

Die Freude an der psychologischen Kunst stellt einen Kompromiss zwischen den Bewusstseinsanteilen der bürgerlichen Mittelklassen aus ihrer aufsteigenden und aus ihrer absteigenden bzw. stagnierenden Periode dar. Jener entnimmt sie die rationale Hülle, die Freude an einem auf neue Erkenntnisse gerichteten gesellschaftlichen Bemühen ; aus der Aufklärung ist eine gewisse Freude an einer wissenschaftlichen Haltung zur Welt übrig geblieben. Aber das, was diese Haltung trifft, was sie umschliesst, ist nun gerade im Gegenteil eine realitäts- und weltabgewandte Privatheit : das Innenleben und seine Geheimnisse. Wenn eine selbstbewusste bürgerliche Jugendgeneration in der Lektüre von Karl May bereits Welteroberungen in der Phantasie vorwegnimmt, die die Realität später bescheren soll, so wird der psychologische Seelenkult resignierenden Erwachsenen gleichsam zu einer Regression in ein verarmtes Kinderland : die Südsee- und Indianer-Ideale, die wenigstens noch den Schein einer Welt voll wirklicher Eroberungen und Entdeckungen erweckten, verwandeln sich in die blosse Innerlichkeit der Seele, die gegenüber der äusseren Wirklichkeit abgeschlossen und glorifiziert wird.

Die Vergnügung an der Psychologie der Krankheit und des

Verbrechens passt genau in dieses Bild : Krankenstube und Zelle sind vergegenständlichte Symbole der Isolierung, der erzwungenen Privatisierung ; insofern man sich in das Studium dieser Situation verliert, gewinnt die Beschränkung auf die Freuden am eigenen Innenleben einen grösseren Glanz. Sie ist erfreulicher, positiver bewertbar als jene erzwungenen privaten Lebenssituationen. Doch noch von einer anderen Seite her bedeutet in diesem Zusammenhang die Freude an der Psychopathologie und an der Kriminalpsychologie ein ideologisches Element : da aus oft genannten Gründen für die Mittelschicht das Ganze der gesellschaftlichen Organisation nicht in Frage gestellt werden kann, da — positiv gesprochen — dieses Ganze prinzipiell hingenommen, gebilligt wird, ist es „gesund“. Verbrechen und Krankheit sind zwar Unkosten, die mit den Gesamtfunktionen eines Organismus nun einmal verbunden sind, aber sie sind Ausnahmen temporärer oder peripherer Natur, die das Inordnungsein des Ganzen indirekt noch einmal bestätigen.

Um eine Ideologie, um überhaupt ein gesellschaftliches Bewusstsein zu erklären, genügt es nicht, seine Bedingtheit durch die sozial-ökonomische Situation der Klasse aufzuweisen, der es angehört ; vielmehr hat dieser Aufweis ergänzt zu werden durch das Studium der psychischen Mechanismen, welche die Verfestigung des ideologischen Gehalts bedingen und verstärken. Nicht nur geraten in einem allgemeinen anthropologischen Masstab die Triebregungen jedes Individuums in Konflikt mit den Anforderungen der Aussenwelt, mag diese ihm unmittelbar als zu bewältigende Natur oder abgeleitet als mit ihm konkurrierende Lebensansprüche anderer Individuen entgegentreten, sondern in der entfalteten Klassengesellschaft sind es für die einzelnen Gruppen ganz bestimmte Triebe oder Triebkomplexe, deren Befriedigung im Sinn der jeweiligen unmittelbaren Triebziele durch die Stellung der betreffenden Schicht im Produktionsprozess unmöglich gemacht wird.

Die bestimmten Grenzen und Möglichkeiten, die durch die Situation einer Klasse allen ihren Mitgliedern vorgegeben sind, bringen es mit sich, dass die Umwandlung aller Triebregungen, soweit diese nicht wie Hunger, Durst und Schlaf zur physiologischen Reproduktion des Lebens imperativischen Befriedigungsanspruch erheben, in einer für die meisten Individuen dieser bestimmten sozialen Schicht ähnlichen Weise sich vollzieht. Die Konversion der Triebe geht im Zeichen der Anpassung an die soziale Umwelt vor sich. Sie kann darin bestehen, dass unter völliger Verwandlung des Triebzieles die trieblichen Energien sich kulturellen Leistungen zuwenden. Unter dem Titel der Sublimierung wird von Freud der Mechanismus dieser Indienststellung

psychischer Kräfte für den Aufbau der Gesellschaft, für ihren Produktions- und Reproduktionsprozess behandelt. Sie kann aber auch, und zwar für alle Situationen, in denen aus der Klassenlage heraus diese Indienststellung sich verbietet, auf eine der Realität entlegene Weise als blosser Phantasiebefriedigung geschehen. Auch dann sind die Triebziele verwandelt, aber sie gehören nicht mehr der realen Aussenwelt an, sondern sind in innerpsychischen Gebieten aufzusuchen.

Damit werden wir auf einen weiteren Gesichtspunkt hingewiesen: die Rolle der Kunst bei diesem Anpassungsprozess. Die Kunst spielt unter den geistigen Garanten einer jeweiligen gesellschaftlichen Ordnung stets eine wichtige Rolle. Die materielle Basis einer bestimmten Gesellschaft verlangt von den einzelnen Gruppen gewisse typische und typisch verschiedene Verzicht auf Erfüllung von Triebwünschen. Diese gehen nicht völlig unter, sondern fordern irgend eine andere Erfüllung. Soweit sie von künstlerischen Gebilden geleistet werden kann, üben diese umwandelnde Funktionen an den Triebregungen aus. Die Leistungen solcher Konversion, die Phantasiebefriedigung, die das Kunstwerk gibt, bleiben in der Sphäre des Innenlebens eingeschlossen; die gesellschaftliche Reputation des Kunstwerkes verhilft in dieser Sphäre zur phantasiemässigen Realisierung der trieblichen Wünsche.

Damit wird das Studium der Aufnahme und Verarbeitung von Dichtungen von einem neuen Gesichtspunkt aus wichtig: es leistet dem Studium derjenigen Faktoren Dienste, die über die blosser Machtapparat hinaus durch ihre psychische Gewalt eine gesellschaftlich konservierende und retardierende Funktion ausüben.

Eine Analyse des folgenden Materials führt auf die psychologischen Vermittlungsfaktoren, die hier zu Grunde liegen.

1. D. geht als Psychologe „mit der Kaltblütigkeit eines Anatomen¹⁾“ vor. „Die sogenannte Psychologie D.s erinnert an ein mächtiges Laboratorium mit den feinsten, genauesten Geräten und Maschinen zur Ausmessung, Erforschung und Prüfung der menschlichen Seele²⁾“. „Dieses Anatomisieren der menschlichen Seele³⁾“ wird bald als „fast unheimlich“ wirkend bezeichnet, bald gilt das Talent dieses „grössten Anatomen der Seele⁴⁾“ als ein „höchst grausames⁵⁾“, jedenfalls ist er als Psychologe „mehr

¹⁾ Rosus, Ein russischer Roman, in: Die neue Zeit, 2. Jahrg. 1884, S. 2 (Sperrung von L. L.).

²⁾ Mereschkowski, Tolstoi und D., a. a. O. S. 236.

³⁾ Scholz, a. a. O.

⁴⁾ F. Dietert, Die russische Literatur der Gegenwart in ihren Hauptvertretern, in: Allgemeine deutsche Universitätszeitung 7. Jahrg. (1903), S. 136.

⁵⁾ R. Saitschik (nach einem berühmten Urteil in der russischen Kritik) a. a. O., S. 11.

Zergliederer als Zusammenfasser¹⁾“. Ihm entgeht kein „Winkel der Seele²⁾“, er hat von dem ärztlichen Vater „die Schärfe der Sonde³⁾“ ererbt.

2. Bereits in den ersten Rezeptionen wird der „nackte Realismus und Naturalismus⁴⁾“, die „gewissenhafteste Treue“ gekennzeichnet, mit der „lasterhafte Charaktere“ und „scheusslichste Szenen“ bei D. vorgeführt werden⁵⁾. Sein Geschick hat ihm Einsicht in „die Kloake der Menschheit⁶⁾“ gewährt. In all seinen Büchern hat die Gesellschaft etwas „Lumpenhaftes“ an sich : „Da sind nichts als Wucherer, Lügner, Betrüger, kriechende Emporkömmlinge, aufgeblasene Narren, Säufer und Spieler⁷⁾“. Der Dichter „liebt es, seine Leser in die Höhlen des Elends und der Sittenlosigkeit zu führen⁸⁾“; er schrickt „auch nicht vor der Schilderung der alltäglichsten und niedrigsten Ausschweifung⁹⁾“ zurück. Seien es „wüste Bilder ausschweifender Phantasie“ oder die „glänzend realistische Zeichnung nationaler Typen von Verbrechern und moralischen Ungeheuern“¹⁰⁾, von „Abenteurern“, denen allen „etwas Phantastisches“ und „Lumpenhaftes“ anhaftet¹¹⁾ — in all diesen Schilderungen eignet D. eine ungewöhnliche „Neuheit der Enthüllung¹²⁾“ : „Nackt sieht er die Seele vor sich in ihrer Angst und ihrer Erregung¹³⁾“.

3. Wenn ein Autor bereits zu Beginn der Rezeption anlässlich der Lektüre des Raskolnikow bemerkt, es lege sich „ein Alp auf die Brust“ des Lesers bei der „Schilderung einer von Schuld beladenen Seele¹⁴⁾“, so wird dieses Motiv, dass wir von „wilden Traumbildern“ „atemlos“ gepackt werden¹⁵⁾, beständig durchgehalten. Mag es sich nun der Formulierung bedienen, „dass es D. eine grausame Wollust gewährte, seine Leser zu quälen¹⁶⁾“, mag es in so banalen Wendungen auftreten, wie dass D. ein ner-

¹⁾ Fr. v. Bülow, a. a. O., S. 204.

²⁾ F. Münzer, a. a. O., S. 1945.

³⁾ C. Busse, a. a. O.

⁴⁾ Vgl. z. B. J. J. Honegger, a. a. O., S. 146. Rosus, a. a. O., S. 3.

⁵⁾ Magazin für die Literatur des Auslands, Jahrg. 36 (1867), S. 317.

⁶⁾ G. Brandes, a. a. O., S. 7. (Sperung von L. L.)

⁷⁾ E. Brausewetter, a. a. O., S. 72.

⁸⁾ A. Garbell, a. a. O., S. 183.

⁹⁾ D. Mereschkowski, T. u. D. a. a. O., S. 119.

¹⁰⁾ A. v. Reinholdt, a. a. O., S. 693.

¹¹⁾ E. Brausewetter, a. a. O., S. 72.

¹²⁾ D. Mereschkowski, a. a. O.,

¹³⁾ R. Meyer, a. a. O., S. 39.

¹⁴⁾ W. Henckel, a. a. O., S. 73 (Sperrung von L. L.)

¹⁵⁾ E. Brausewetter, a. a. O.

¹⁶⁾ A. Garbell, Ein D. Gedenktag, in : Das Magazin, Jahrg. 1898, 65. Jgg., S. 183.

venaufwühlender Schriftsteller¹⁾“ sei, oder in so gesuchten, dass uns nach der Lektüre dieses Dichters „ein ganz besonderes Gelüst ankommt, auf allen vierten zu kriechen²⁾“, mag es das moralisierende Gewand von der „wahrhaft gotischen Demut³⁾“ dieses „Virtuosen der Demut⁴⁾“ tragen, mag es schliesslich als bloss psychische Gestimmtheit sich geben — „in unseren Träumen lebt noch immer manchmal die grauenvolle Möglichkeit des Stürzens. Dieser Abgrund ist D.⁵⁾“ immer gilt für die Werke, wie für ihre Aufnahme : die Luft ist eine „herzbeklemmende, hirnbedrückende⁶⁾“.

Das Bild vom grausamen, schmerzverursachenden Anatomen, in Verbindung mit dessen Hang, das Schmutzige und Unerlaubte ans Tageslicht zu fördern, weist eindeutig darauf hin, dass hier Triebregungen ins Spiel kommen, welche die Lust am Quälen und Peinigen zum Inhalt haben. Zugleich zeigt sich ein eigentümlicher Widerspruch in der Rezeption. Denn an sich ist die mythische Verzauberung von Aussen- und Innenwelt, die Betonung ihrer Rätselhaftigkeit, die „durch kein Wissen und keine Kultur auszugleichende Irrationalität der Menschenseele⁷⁾“, nicht zu vereinbaren mit der Haltung des Anatomen, der auch in den verborgensten Winkeln Klarheit schaffen soll. Im Material selber findet sich so ein höchst ausgeprägter Antagonismus. Dieser bleibt als ein Zeichen der widerspruchsvollen Klassensituation, die hier in Rede steht, offen. Die Tendenzen, die die reale Situation verklären, indem sie diese zum Symbol eines höheren Sinns erheben, und diejenigen, die das Mass an Macht, das ihr gegenüber möglich ist, in der Phantasie sich dadurch verschaffen, dass sie Aggressionen erleben lassen, die freilich ohne faktisch reale Bedeutung sind, treten unvermittelt gegeneinander ; ihr Widerspruch weist auf das gemeinsame Auftreten der Affekte von Resignation und Wut hin.

Wenn es richtig ist, dass die ökonomische Besonderheit in der Lage jener bürgerlichen Schichten darin zu suchen ist, dass sie immer stärker in das wirtschaftliche und politische Schlepptau der Oberschicht geraten, dann müssen sich bei der Bildung ihrer Ideologie auch jene psychischen Mechanismen vorfinden lassen, die

¹⁾ F. Dietert, Der Russenkultus in der deutschen Literatur. In : Monatsblätter für deutsche Literatur 7. Jgg. (1903), S. 163.

²⁾ Max Harden, Literatur und Theater, 1896, S. 80.

³⁾ K. Nötzel, in : „März“, a. a. O., S. 309.

⁴⁾ O. J. Bierbaum, in : Die Zukunft, a. a. O., S. 192.

⁵⁾ K. H. Strobl, a. a. O., S. 87.

⁶⁾ G. Malkowski, Die Besessenen. In : Die Gegenwart. 33. Bd. (1888), S. 42.

⁷⁾ N. Hoffmann, a. a. O., S. 398.

dieses Phänomen der Abhängigkeit verklären. Gruppen, die gemäss ihrer Stellung im Produktionsprozess von sich aus nur im beschränktsten Umfang die Möglichkeit zu aktiven Veränderungen haben und haben werden, gewinnen ein hohes Mass an Phantasiebefriedigung dann, wenn das Empfangen und sich Beschenkenlassen durch wie immer auch strukturiertes Anderes als etwas Wertvolles und zu Billigendes psychisch verarbeitet werden kann. Dieses kann der ganze Umkreis des Mythos, insbesondere die nationale und völkische Mythologie leisten : Das Vaterland, die Nation, das Volk ist die grosse Mutter die alle ihre Kinder beschenkt, die ihnen aus ihrem unerschöpflichen Born stets fliessenden Reichtum ausströmen lässt. Der Hymnus von der überströmenden Liebe und dem unendlichen Mitleid D.s lässt sich hier in seinen psychischen Quellen verstehen. Diese Affekte treten ja nicht in Verbindung mit dem Willen zu einer Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse auf, bleiben vielmehr ein reiner Gesinnungsvorgang. Menschen lieben oder erfahren mitleidige Liebe ; Konsequenzen werden aus ihr nicht gezogen : weder stellt sie einen Mangel ab, noch wird bei ihrer Gewährung diese Abstellung gefordert. Der ideale Edelmut wird zum Spiegel sozialer Ohnmacht. Er dient mit zur Befriedigung der Phantasie von sozialen Gruppen, die von der Realität aus in die Enge getrieben werden. Liebe und Mitleid sind in diesem Zusammenhang blosser gesellschaftlicher Schein.

Die bisher gemachten Bemerkungen über die Mechanismen der psychischen Vermittlung sind noch unvollständig : sie weisen nur darauf hin, wie gewisse Triebe und zwar in einer gemäss der gesellschaftlichen Situation spezifischen Auswahl zu einer Phantasiebefriedigung gelangen. Nun führen aber diese Inhalte, vor allem der Komplex des Anatomen und des Schilderers der unsauberen Nachtseiten des Lebens an die Schranke der Bewusstseinszensur, d. h. sie sind in gewisser Weise so geartet, dass von Seiten der im Lauf der sozialen und individuellen Geschichte herausgebildeten Forderungen der Moral und des Gewissens die Gefahr ihrer völligen Unterdrückung droht. Im individuellen Haushalt der Person führt das Verbot der Befriedigung jener partiellen Triebregung in mehr oder minder unmittelbarer Weise häufig zur Erkrankung, zur Neurose. Diese Neurose kann durchaus für bestimmte Gesellschaftsschichten typisch sein, und insofern hat es gar keinen Sinn mehr, von Krankheit zu sprechen. Ohne Zweifel sind solche „Neurosen“ typisch für eine Vielzahl von Mitgliedern der bürgerlichen Mittelschicht. Aber die Kunstform der Dichtung, ihr gesellschaftliches Ansehen ist gleichsam die Prämie dafür, dass an einer Stelle die zensurierende Schranke geöffnet wird : Die formalen

Momente an der Dichtung bestechen das Gewissen und lassen im Gewande der Phantasie Trieberfüllungen zu, die ausserhalb dieser schützenden Instanz des ästhetischen Wertes undenkbar wären.

Zudem sind zusätzlich in der D.-Rezeption psychische Faktoren am Werk, die den Phantasiegenuss der zensurierten Triebregungen gestatten. Dazu gehört zunächst das unaufhörlich wiederholte Bekenntnis, dass D.s Werk sich wie ein Alpdruck auf die Seele lege, dass es zerknirsche und demütige. Der Mechanismus dieser Selbsterniedrigung ist nicht nur ein psychisches Spiegelbild gesellschaftlicher Ohnmacht, sondern zugleich eine Legitimierung sadistischer Impulse, eine Verdeckung des Mangels echter Moralität, er ist von Freud weitgehend erforscht, ja sogar an einer Stelle unter ausdrücklichem Bezug auf „die russischen Charaktertypen“ (wobei Freud wohl an die Gestalten D.s wesentlich mitgedacht haben dürfte) belegt¹⁾.

Die Tendenz der Rechtfertigung bedient sich noch weiterer Formen : zunächst ist auch hier wieder auf den Liebes- und Mitleidskomplex hinzuweisen. Der ganze Sadismus, den auszuüben die Realität versagt und dem in der Phantasie gefrönt wird, steht in einem höheren Glanz, wenn er scheinbar die Aufgabe hat, wertvolle menschliche Regungen sich erfüllen zu lassen. Wenn Verbrechen und Prostitution, wenn Perversionen und mit ihnen zusammenhängende andere „scheussliche Taten“ Gelegenheit bieten, Liebe und Mitleid zu üben, dann sind sie vor dem Bewusstsein legitimiert. Schliesslich gibt es noch eine Art und Weise der Rationalisierung, die zu sehr aktuellen Gestaltungen des Ideologien bildenden psychischen Mechanismus führt. Die Schwierigkeit bleibt ja immer, dass trotz aller psychischen Rationalisierung das Schmutzige und Widrige mit Hilfe der Lektüre des Dichtwerkes nachempfunden, nachphantasiert, dass überhaupt von ihm gesprochen wird. Die abschliessend vorgenommene Rechtfertigung besteht nun darin, dass zwar diese Inhalte des Gemeinen, Stinkenden, Schmutzigen, Widerwärtigen nicht verschwinden, aber dass sie auf deklassierte Aussenseiter der Gesellschaft übertragen werden. Es kann sich dann einerseits die Lust an der Erniedrigung in der Phantasie befriedigen, andererseits wird diese Befriedigung moralisch bestätigt. Wenn in den politischen Ideologien, die heute in weitem Umfang kleinbürgerliche Schichten ergriffen haben, es eine so grosse Rolle spielt, dass endlich die „schmutzige Wäsche“ des Gegners ans Tageslicht gezerrt wird, dass nicht ferner deren „Gestank“ die Luft eines gesell-

¹⁾ Vgl. den Aufsatz : Trauer und Melancholie, WW., V, S. 535 ff.

schaftlichen Lebenskreises verpestet darf, wenn diese Gegner als schmutzige verbrecherische Elemente, als Gelichter, die das Tageslicht scheuten, bezeichnet werden, so begegnen wir hier in der politischen Sphäre der Gegenwart dem gleichen psychischen Tatbestand der Befriedigung und Verklärung.

Der Versuch, die Klassenideologie der bürgerlichen Mittelschichten vor dem Krieg in der D.-Rezeption aufzuweisen, bedarf mindestens in einem Hinweis noch der Klärung der Frage, wie D. im gesellschaftlichen Bewusstsein anderer Gruppen rezipiert wird. Die Differenzen sollen an einem Beispiel ausgeführt werden.

In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts findet eine durch die ökonomische Praxis geforderte und erzielte Ausweitung des Wissenshorizontes in jeder Richtung statt. Die drei im folgenden besprochenen Äusserungen weisen auf verschiedene typische Situationen bürgerlicher Schichten in diesem Aneignungsprozess von Wissensmaterial hin. Rollard¹⁾ ist der Mitarbeiter einer sehr verbreiteten mittelbürgerlichen Unterhaltungszeitschrift; der anonyme Verfasser eines Nachworts zu den Karamasows²⁾ steht in den Diensten eines schon etwas exklusiveren bürgerlich-nationalen Verlags, Zabel³⁾ endlich, der Mitarbeiter einer führenden politischen Zeitschrift bürgerlicher Kreise, die schon früh auf eine Sammlung aller konservativen und rechtsliberalen Kräfte hingearbeitet hat⁴⁾, gehört seinem ganzen Auftreten und gesellschaftlichen Bewusstsein nach — noch 1914 bezeichnet er sich als national-liberal⁵⁾ — dem Grossbürgertum zu. So bleibt das durch Rollard repräsentierte Bildungswissen durchaus im Rahmen des schlichten Familienlebens, wenn er sich mit der Bemerkung begnügt, dass D. „der treueste Darsteller seiner Zeitgenossen und der gegenwärtigen Zustände seines Vaterlands war“ und — mit leisem unbewusstem Antönen des aus Ressentiment in diesen gesellschaftlichen Schichten nicht seltenen Hochmuts gegenüber einem entwickelten wissenschaftlichen Apparat — mit der Behauptung: „dass ein eingehendes Studium D.s vielleicht mehr geeignet wäre, Licht über die ausserhalb Russlands noch vielfach herrschende Unkenntnis russischer Zustände zu verbreiten als manche abstrakte

¹⁾ a. a. O.

²⁾ Nachwort zu D., Die Brüder Karamasow. Leipzig 1884 (Grunow).

³⁾ D., in: Die Gegenwart, Bd. 25 (1884); charakteristischerweise nachgedruckt in der extrem grossbürgerlichen „Deutschen Rundschau“, Leipz. 1889. Vgl. über die gesellschaftliche Rolle dieser Revue: Zeitschrift f. Sozialforschung, Jahrg. II. (1933) S. 59 f.

⁴⁾ Vgl. Erich Leupold, Die Aussenpolitik in den bedeutendsten politischen Zeitschriften Deutschlands 1890-1909. Leipzig, 1933, vor allem S. 9f.

⁵⁾ Wer ist's? Ausgabe 1914, S. 1900; vgl. dort auch seine ausgedehnten Reisen in Europa, Asien, Amerika und Afrika.

wissenschaftliche und politische Abhandlung, die den nichtrussischen Leser doch nicht so ganz in eine Sphäre zu versetzen vermag, welche in vieler Beziehung den Zuständen des übrigen Europas so unähnlich ist“. Der Schluss dieses Satzes, in dem über Russland fast wie über einen wilden Völkerstamm gesprochen wird, entstammt dem gesellschaftlichen Bewusstsein von Menschen, deren materieller Horizont sich nicht bis zur Möglichkeit der Gewinnung irgendwelcher, vor allem ökonomischer Machtpositionen in diesem Gebiet erstreckt. — Der anonyme Nachwortverfasser zu den „Karamasows“ hat schon ein aufgeklärteres und entwickelteres Interesse, indem er diesen Roman in Zusammenhang mit der panslavistischen Bewegung bringt, ja sogar ihn für das Verständnis des Zwei-Kaiser-Bündnisses heranzieht. Wenn er auch bedauert, dass „der Verfasser“ — diese Rubrizierung des Künstlers D. ist für die Nüchternheit in der Interessenrichtung bürgerlichen Unternehmerdenkens bezeichnend — uns in seinem Roman „hinsichtlich der Grundlinien, welche ihm für die Zukunftsgestaltung der Nation vorgeschwebt haben“ in Ungewissheit gehalten hat, so glaubt er doch, dass nach der Ermordung Alexanders II. „im Slavophilentum sich Gedanken Bahn brächen“, „die D., der glänzendste aller Panslavisten und Slavophilen, in seinen „Brüder Karamasow“ zu lebendigem Ausdruck gebracht“ habe. Diese politisierende Verarbeitung einer Dichtung wie der „Karamasows“, die an sich zu ästhetischen und philosophischen Reflexionen geradezu herauszufordern scheint, ist ebenso charakteristisch für die sammelnden analen Tendenzen von Schichten, die überall etwas haben und halten möchten, so auch Wissensstoff anreichern wollen, wie für die Überzeugung der gleichen Kreise, dass ihnen dieses Lernen auch etwas einbringen kann. Viel souveräner und bewusster ist der Ausdruck, den Zabel der stofflichen Interessiertheit verleiht. D. ist ihm „eine hochbedeutsame Erscheinung in der modernen Literatur und für die Beurteilung des russischen Geistes ein ganz unentbehrliches Hilfsmittel“; „die neueste terroristische Bewegung hat uns die Jugend gezeigt, wie sie zum Attentat ihre Zuflucht nimmt... D. führt uns in seinem 1867 geschriebenen Romane in die Anfänge dieser Bewegung ein“; es gelingt ihm damit „ein wichtiges Dokument zu unserer Zeitgeschichte zu liefern“, welches „das Interesse jedes Gebildeten erregen muss“. Man sieht, wie das stoffliche Interesse hier nicht so dumpf und primitiv auftritt, dass es auch jede Anteilnahme unterdrückte; im Gegenteil — nicht nur dass Raskolnikow als Dichtung eine „hochbedeutsame“ Erscheinung, D. „einer der interessantesten literarischen Charakterköpfe“ genannt wird, der feine Klasseninstinkt, wie er in Oberschichten ausgebildet zu sein

pflegt, entdeckt in gewisser Weise einen Freund, dessen „Lebenskraft und Originalität“ gelobt werden kann, von dessen Romanfiguren zu sagen ist : „sie strotzen förmlich von Lebenswahrheit“. Schon die stilistischen Hilfsmittel, wie gerade dieser Ausdruck „strotzen“, dann die Betonung des „Lebendigen“, ferner die Anerkennung der „ungewöhnlichen Kraft seiner Phantasie und seines Darstellertalentes“, seines Griffs „in das volle Menschenleben“, seiner „vollständig ausgereiften Künstlernatur“, führen in eine vollkommen andere gesellschaftliche Luft, wo die Möglichkeit zu grossem Behagen herrscht, das weder durch das Bedürfnis nach Regression in primitivere, lediglich phantastische psychische Genüsse, noch durch die nach aufwärts strebende oder schielende Geschäftigkeit, wie sie sich im beständigen Wissensammeln ausdrückt, eingeschränkt wird. — Es wird D. nicht verziehen, wie er sich zu der Nation und Bourgeoisie Zabels verhält : es wird ihm vorgerechnet, dass er „ganz unfähig war, unser nationales Geistesleben zu verstehen“ : im Februar 1871, also zur Zeit unseres höchsten nationalen Aufschwungs, konnte er die Deutschen ein totes Volk nennen, das ohne Zukunft sei“. Zabel ist der erste Deutsche, von dem man den Eindruck hat, dass er D. sehr genau gelesen hat. Und gerade die Aufmerksamkeit dieser Lektüre mit dem Sinn für die Nüancen, mit dem genauen Verständnis dafür, was akzeptiert werden kann und was abgelehnt werden muss, kurzum eine im Gegensatz zur Breite der Rezeption keineswegs mit psychischen Verdrängungen arbeitende, sondern die Dinge, wie sie sind, aufgreifende und beurteilende Haltung ist für ein gesellschaftliches Bewusstsein charakteristisch, das herrschende Schichten repräsentiert. Die Verhältnisse im eigenen Land erscheinen ihm durchaus gesund, und wenn er auch mit den anderen Rezeptoren das Stichwort von D.s „unendlichem Mitgefühl für die Unterdrückten und dämonischem Hass den Unterdrückern gegenüber“ teilt, so sind ihm doch die Verhältnisse, die diese Gefühle D.s erweckt haben sollen, wesentlich historisch und national bestimmt : er weist auf die „entsetzliche Grausamkeit der russischen Justiz“, auf die „panslavistische Voreingenommenheit, das herausfordernde Trumpfen auf russische Art und Sitte“ hin. Es ist bemerkenswert, dass sich für den gesamten Umkreis der mythischen Ideologie kein Beleg bei Zabel finden lässt.

Der Grenzfall der Rezeption in der Oberschicht weist auf einen anderen hin : den der Aufnahme im Proletariat. In den Anfängen befinden sich dessen literarische Wortführer noch in voller Abhängigkeit von der bürgerlich-konventionellen Auffassung. So vermag sich etwa ein Aufsatz der 80er Jahre aus der „Neuen Zeit“ noch nicht über einen blossen Bildungsstandpunkt und die Über-

nahme der üblichen literarischen Kategorien herauszuheben¹⁾, und trotz der Bemerkung Rosus', dass bei D. die russischen Sozialisten und Kommunisten nur als „Schwätzer und Hohlköpfe²⁾“ geschildert werden, weiss der Verfasser im übrigen nur die Schlagworte von der „Kaltblütigkeit eines Anatomen“³⁾, der „Krankheitsgeschichte“⁴⁾, dem „nackten Realismus“⁵⁾ zu wiederholen; auch die Bemerkung, dass Raskolnikows Empfindungsleben „nur auf Grund durchaus ungesunder gesellschaftlicher und politischer Zustände⁶⁾“ zu verstehen sei, führt nicht zu einer klareren soziologischen Problemstellung. Sie findet sich erst in einem entwickelteren Stadium proletarischen Klassenbewusstseins vor. Zu den wenigen Aufsätzen aus dem sozialistischen Gedankenkreis, die sich mit D. beschäftigen, gehört ein Aufsatz von Korn in der „Neuen Zeit“ aus dem Jahre 1908⁷⁾. Von ihm kann man in keiner Weise sagen, dass er ideologischen Charakter trüge. Noch bewusster als in der grossbürgerlichen Stellungnahme von Zabel gelangt hier der Klassenstandpunkt zu seinem Recht. Wie einige Jahre später Maxim Gorki⁸⁾ die „Dämonen“ ein „tendenziös-reaktionäres Werk, das gerade in unseren Tagen nur schädlich wirken könne“, genannt hat, so ist auch für Korn dieses Werk der Roman eines „reaktionären Giftmichels“ — bei aller Anerkennung des „Dichters und Weltanschauungsvisionärs D.“. Die Bemerkungen Korns entbehren nicht einer gewissen Hellsichtigkeit: sie stellen nicht nur fest, dass es vollkommen sinnlos ist, dieses Werk zu einer Quelle des Verständnisses für die russische Revolution von 1905 heranzuziehen, da in ihm nicht ein „revolutionäres, d.h. ein klassenbewusstes Proletariat“, das es ja damals in Russland auch noch gar nicht gegeben habe, sondern lediglich „deklassierte Adelige und Kleinbürger, Gesindel zwischen den Klassen“ auftrete, sondern er nimmt auch tiefer liegende ideologiebildende Schichten wahr, die dieser Roman, wie das Werk D.s umschliesst. Er wird nämlich aufmerksam auf „das auf den ersten Blick verblüffende Paradoxon, dass eine Ideologie, die in ihrer originalen Fassung die wirtschaftliche und politische Situation des Russlands der 50er und 60er Jahre zutreffend widergespiegelt haben mag, im gross-

1) Rosus, a. a. O.

2) a. a. O., S. 1.

3) a. a. O., S. 2.

4) a. a. O., S. 1.

5) a. a. O., S. 3.

6) a. a. O., S. 5.

7) Buchbesprechung: Die Dämonen, a. a. O. 4. Januar 1908.

8) Vgl. Arthur Luther, Russischer Brief in: Das Literarische Echo, 16. Jahrg. Heft 10, Berlin 1914, S. 715, anlässlich der Besprechung eines Theaterstücks, das die „Dämonen“ zu dramatisieren versuchte.

kapitalistischen Deutschland des 20. Jahrhunderts ihre Wiedergeburt erlebt“. Wenn wir K.s Reflexion beiseite lassen über die „Schlüsse, die aus dieser Tatsache auf den Kulturwert des neu-deutschen Kapitalismus und die Kulturreife unserer Bourgeoisie gezogen werden können“, Schlüsse übrigens, die dann K. selber nicht zieht, so ist es wichtig, dass er begreift, wie wenig der Roman zu einer wirklichen Erkenntnis historischer und sozialer Zusammenhänge beiträgt, wie wenig die Handlung auch nur die vorrevolutionären gesellschaftlichen Zustände widerspiegelt und wie die Atmosphäre des Romans „das pure intellektuelle und ethische Chaos“ ist. K. ahnt, dass es gerade jene verschwimmenden Töne in Handlungsführung, Motivation und Stil sind, die die ideologische Brauchbarkeit des Romans für das bürgerliche deutsche Publikum zeitigt hat. Noch einen Schritt tiefer geht er, wenn er ausführt: „Was die literarischen Wortführer unserer Bourgeoisie neuerdings als Entdeckung verkünden, dass es nämlich nicht auf das Bewusstsein der Menschen, sondern auf ihr Unterbewusstsein ankommt, dass alles Wertvolle der Seele da anfängt, wo der Geist aufhört und die „Tiefe“ sich öffnet, — das war in der Tat vor 50 Jahren die programmatische Psychologie, war die Weltanschauung D.s“. Denn mit dieser Bemerkung werden ja nicht die wissenschaftlichen Bemühungen der Psychoanalyse aus der damaligen Zeit getroffen, die sich selber dem geschlossenen Widerstand des fachlichen offiziellen Wissenschaftsbetriebes aussetzte, sondern eben jene antiintellektuellen Strömungen, wie sie in dem Mythos von der Dämonie der Seele, in der ganzen Verzauberung und Privatisierung aller Realität auftreten. Der Schriftsteller, der vom Standpunkt des Proletariats aus schreibt, hat ein sehr empfindliches Organ für die Frage der erklärbaren Aufnahme des Schriftstellers; es ist durchaus kein Zufall, dass gerade aus diesem Lager die soziologische Problemstellung der Rezeption gestellt und in keinem anderen Lager in nennenswerter Weise aufgenommen wird.

Es versteht sich, dass mit diesen beiden Grenzfällen nur die soziologisch wichtigsten Differenzierungen innerhalb der Gesamtgeschichte der Rezeption zur Sprache gebracht worden sind. In der breiten Masse der vorliegenden Dokumente findet sich eine Unzahl von Besonderheiten vor: Religiöse, generationsmässige, parteipolitische, personalpsychologische Spezialitäten lassen sich reichlichst anführen. Aber sie wären nicht dazu angetan, die Grundlinien der hier vorgetragenen Interpretation zu verändern. Gerade dass in und trotz all diesen Verschiedenheiten die wesentlichsten oben dargestellten ideologischen Züge immer wieder sich durchsetzen, dass sie jenseits dieser Vielfalt sich teilweise über-

schneidender Grenzen das Bild der Rezeption beherrschen, vermag den Vorrang von Klassenideologien vor mehr oder minder abgeleiteten Ausdrücken geistiger und materieller Sonderinteressen zu beleuchten.

Schliesslich bleibt noch ein Vorblick auf die Rezeption D.s in der Nachkriegszeit übrig. Ihre Dokumentation ist noch wesentlich reichhaltiger als die der Vorkriegsjahrzehnte. Auch in der bunten Vielfalt dieses Materials finden sich alle jene ideologischen Grundelemente vor, die in der Vorkriegszeit bereits angelegt sind : überwiegt in der unmittelbaren Nachkriegszeit während der völligen Deroute der gesellschaftlichen Organisation in Deutschland, insbes. während der endgültigen ökonomischen Depossedierung der Mittelschicht der Mythos der Innerlichkeit, so ist in jüngster Gegenwart der nationale Mythos als brauchbares, gleichsam vorbildhaftes Element für die heroisch-völkischen Ideologien in den Vordergrund getreten. Die destruktiven Tendenzen, die freilich nur sehr verzerrt in D. angelegt sind, üben auf die intellektuelle Jugend in der unmittelbaren Nachkriegszeit eine gewisse Wirkung ; doch gilt gerade für diese die schon weiter oben gemachte Bemerkung, dass im Sinn sozialpolitischer Radikalisierung D. nur da wirkte, wo andere, mächtigere Kräfte bereits eingesetzt hatten, während der breite Strom dieser Intellektuellen durchaus innerhalb der Vorstellungen der mittleren Klassen befangen blieb. Gerade für diese Intellektuellen hat D. noch einen besonderen ideologischen Hilfsdienst leisten können. Indem er als ein spezifisches Produkt russischen Wesens gedeutet wird, indem man in einer Beschäftigung mit seinen Werken dieses Wesen endgültig zu treffen vermeint, glaubt man zugleich einen Schlüssel zum Verständnis des Bolschewismus gefunden zu haben. In der Ideologie der bürgerlichen Intelligenz dient so weitgehend D. zu einer phantasiemässigen Umgehung einer realen Auseinandersetzung mit dem Versuch einer Umgestaltung der bürgerlichen Gesellschaftsordnung. Durch den aufgewiesenen psychischen Mechanismus besteht dabei die Möglichkeit, die russische Revolution im Sinn der analsadistischen Züge zu phantastischen Triebgeüssen auszunutzen und sie gleichzeitig mit Hilfe der im D.- Material verborgenen Rationalisierungen zu verurteilen. Die allerjüngste Phase der Rezeption weist nach 2 Richtungen : in der einen wird D. in den geistesgeschichtlichen Zusammenhang mit Kierkegaard und der gesamten dialektischen Theologie gestellt. Damit gewinnen die Momente der Vergleichgültigung des Irdischen, der Verklärung des Einzelnen, seiner Innenwelt, seines Verhältnisses zu Gott ein ausserordentliches Gewicht. Diese Art der Rezeption ist mit einem gesellschaftlichen Bewusstsein verknüpft, das von

der Gegenwart radikal nichts mehr erhofft. Es gehört in den Umkreis resignierter Schichten. Die andere Richtung, welche die politisch an der Herrschaft befindlichen Gruppen repräsentiert, entnimmt zwar positiv aus D. das nationale Element, grenzt sich aber aus den Bedürfnissen der spezifischen Färbung der in Deutschland herrschenden Ideologie gegen die in der schwächlichen Liebesbereitschaft vorgefundene rassische Unzulänglichkeit D.s ab. Auch ihr wird D. zum Schlüssel des Bolschewismus.

In diesen Darlegungen tritt die Kunst eindeutig im Zusammenhang der Ideologie auf. Es wird an einem konkreten Beispiel der Nachweis zu erbringen versucht, dass und inwiefern Kunstwerke mit zu jenen Faktoren gehören, die über die bloss materielle Machtapparatur hinaus den Bestand einer gegebenen Gesellschaftsordnung mit zu sichern vermögen. Keineswegs aber soll damit implicit eine materialistische Theorie der Kunst vorausgesetzt werden, die sie als gesellschaftliches Phänomen ausschliesslich in die Sphäre der Ideologie verwiese. Zwar: die psychischen Kräfte, die in der Schaffung und Aufnahme von Kunstwerken aktiviert werden, sind in überwältigendem Ausmasse irrationaler Art; weder der Akt der Schöpfung, noch der des Genusses vollzieht sich als ein theoretischer oder rationaler; wenigstens nicht in primärer Weise. Unter diesem Zeichen des Irrationalen steht die Kunst in Verbindung mit der Religion und unterliegt mit ihr zusammen der gleichen irrationalistischen Verarbeitung. In der Geschichte fast aller uns bekannten Gesellschaften finden sich Religion und Kunst in Verbindung mit dem Appell an die menschlichen Leidenschaften als ein Mittel der Unterdrückung und der Gewalt vor. Nicht dass sie als historische Erscheinungen das bewusst geschaffene Werkzeug bestimmter Gruppen zur Niederhaltung anderer wären, — aber sie sind gesellschaftlich produziert als die affektiven Ausdrücke, in denen sich mehr oder minder intensiv entrechtete Schichten mit der sozialen Wirklichkeit abzufinden suchen und andere den Triumph in ihr verklären. Und doch liegt in all diesen historischen Erscheinungen des Irrationalen und insbesondere in der Kunst noch ein anderes Element beschlossen. Wenn es richtig ist, dass sie im Gesamtprozess wesentlich die Funktion hat, mit dem Bestehenden zu versöhnen, so umschliesst sie zugleich das Element der Unzufriedenheit, das versöhnt werden muss. In ihren Gebilden liegt prinzipiell die Gegenwehr, der Widerspruch gegen das Bestehende beschlossen. Damit gelangen wir zu einem Korrektiv gegen die eindeutige Zuordnung der Kunst zum Bereich der Ideologie. Wie sie die Kraft hat, das Bestehende zu sichern, so kann sie auch sich mit jenen Produktivkräften das menschlichen Lebens verknüpfen, die an dem Bestehenden rütteln. So sehr

gerade in der Gegenwart die Absage an die Macht der Wissenschaft den Vorwand für Gewalttaten abgibt, so sehr ist es richtig, dass der blosser Schritt in die Wissenschaft allein und isoliert betrachtet noch nicht einen Schritt aus dem Elend der Mehrheit der Menschheit heraus bedeutet. Es gehört zur Dialektik jedes Instruments in jeder Klassengesellschaft, dass es nicht nur deren Förderung und Aufrechterhaltung dient, sondern zugleich auch zur Waffe gegen sie selbst geschmiedet werden kann. Wenn gelänge, zum Bewusstsein zu bringen, was an Feindseligkeit und Protest gegen eine bestehende Ordnung, an inhaltlicher Vorstellungskraft über eine mögliche und bessere in der Widerspruchsfülle von Roman und Drama, in der Trauer eines Liebesgedichts, in der Gewalt eines klassischen Musikstücks, ja noch in der Inbrunst und Verzweiflung eines Gebets und in der Weltabgekehrtheit eines starken persönlichen leidenschaftlichen Gefühls gelegen ist, dann könnte vor der Übermacht und Klarheit, die aus einem solchen allgemeinen Bewusstsein der Menschen spräche, die bestehende Welt nicht mehr bestehen. Die Tatsache, dass bisher im allgemeinen stets die irrationalen Gebilde und mit ihnen die Kunst dazu gedient haben, das Bewusstsein zu bestechen, rechtfertigt nicht den Glauben, dass diese Bestechung ihren einzigen historischen Sinn, ihre einzige Möglichkeit darstelle.

La réception de Dostojewski dans l'Allemagne d'avant-guerre.

Le travail s'efforce de dégager la signification sociale de la diffusion de Dostojewski. Cette réception s'accomplit en première ligne dans la petite et dans la moyenne bourgeoisie et exerce une fonction idéologique déterminée dans ces couches de la population. La situation relativement sans espoir de ces classes coincées entre les groupes sociaux véritablement influents et le prolétariat est transfigurée dans l'œuvre de Dostojewski. Celle-ci est comprise comme une idéalisation et une interprétation pleine de signification de l'existence même de ces classes. Le mythe qui sortait comme une vision des romans de Dostojewski prend aux yeux de cette bourgeoisie les formes les plus diverses, depuis l'hymne nationaliste jusqu'à la divinisation la plus universelle du monde. Le fait de pénétrer profondément dans l'univers de Dostojewski contribue par suite d'une manière particulière à apaiser l'inquiétude de ceux qui sont placés dans ces situations sociales. L'effort des critiques pour interpréter les figures de Dostojewski dans le sens d'une réconciliation de toutes les contradictions a un caractère idéologique et spécifique. L'article met finalement en lumière les facteurs de psychologie sociale qui ont rendu possible la fonction sociale des œuvres de Dostojewski en Allemagne.

The social function of Dostoevski's works in pre-war Germany.

The article attempts to bring out the social significance of the widespread reception given to Dostoevski's writings. They took hold especially among the lower strata of the middle classes, serving within them a certain ideological function. It was this group in society, cramped between the powerful upper class and the proletariat, with relatively no prospects for the future, that Dostoevski glorified : he idealized them and gave meaning to their existence in his works.

The vision projected in Dostoevski's novels takes on the most different forms in the eyes of these groups, — from a nationalistic paeon to a general deification of the world. Submerging themselves in the world of Dostoevski gave them a certain feeling of reassurance. There was a specific ideological trend in the attempt of critics to interpret Dostoevski's characters as a merging of all differences and contradictions. Furthermore, the article points out the social-psychological factors which made it possible for Dostoevski's works to serve a social function in Germany.

La sociologie économique en France.

Par
C. Bouglé.

Les études proprement sociologiques ont pris en France un assez grand développement. Sous l'influence d'Émile Durkheim — qui pensait lui-même continuer sur le terrain scientifique l'œuvre d'Auguste Comte — une équipe s'était constituée avant la guerre, qui avait pour centre l'Année sociologique. Ses collaborateurs étaient d'accord sur un certain nombre de points : que les faits sociaux, à quelque catégorie qu'ils appartiennent — économiques, politiques, religieux, moraux — sont soumis à des lois ; qu'il est possible de dégager ces rapports constants par des observations comparatives, — que pour bien comprendre les tenants et aboutissants des faits sociaux, institutions, habitudes, représentations collectives, il faut se placer méthodiquement au point de vue des ensembles, prendre en considération la structure, les besoins, l'influence des groupes dont ils contribuent à entretenir la vie propre.

Que de nombreuses études portant directement ou indirectement sur ces objets aient précédé l'âge de la sociologie proprement dite, les sociologues sont les premiers à le reconnaître. Ils savent que dans bien des cas leur champ de travail a dès longtemps été retourné par des spécialistes des diverses sciences sociales — droit ou histoire des religions, science des mœurs ou économie politique. — Mais ils estiment qu'on obtiendrait des résultats encore plus favorables au progrès de la science, qu'on mettrait au jour des vérités plus aisées à coordonner, si jusque dans les études spéciales on gardait le sentiment des ensembles sociaux et si l'on se souvenait que ces ensembles eux aussi, sont à leur manière des êtres classables en types, et soumis à des lois.

* * *

Quelle sorte d'influence l'esprit sociologique ainsi compris a-t-il pu excercer sur l'économie politique en France dans la période contemporaine ? C'est ce que nous voudrions essayer de préciser.

De toutes les sciences sociales, celle qui a pris son point de départ dans l'étude du commerce, de l'agriculture, des conditions de la richesse des nations est sans doute la plus anciennement constituée,

ayant la première bâti un corps de doctrine, invoqué des lois naturelles, raisonné sur des chiffres. Forts de cette avance, les économistes devaient être amenés à regarder avec quelque méfiance les efforts de la dernière venue, mais non la moins ambitieuse des sciences sociales, celle qui semblait en vouloir opérer la synthèse, en se plaçant à un point de vue nouveau, la sociologie proprement dite.

C'est pourquoi longtemps les relations ont été tendues, ou inexistantes, entre les deux disciplines. Il y a lieu toutefois de noter que le problème de leurs rapports admet des solutions fort différentes suivant le type d'économie politique que le sociologue rencontre en face de lui. On en peut distinguer trois principaux : *l'économie libérale, l'économie nationale, l'économie sociale*. De la première on aurait trouvé naguère les représentants les plus caractéristiques en Angleterre, de la seconde en Allemagne, de la troisième en France.

L'économie politique d'origine anglaise — dont les principes ont été posés par A. Smith et son école — avait cru découvrir des lois naturelles, valables pour tous les temps et tous les pays, en partant d'une psychologie qui ne voit dans les hommes que des individus échangistes, chacun suivant son intérêt personnel et matériel et cherchant à obtenir en toute liberté le maximum de profits avec le minimum de frais. Elle faisait volontiers abstraction des frontières des nations comme des phases de l'histoire.

Au contraire c'est sur le fait national et sur les moments de l'évolution que la nationalökonomie insiste. Depuis le Système d'économie nationale de List, elle fait passer au premier plan les intérêts propres des groupes, les mesures qu'ils emploient pour sauvegarder leurs forces productives, ces mesures variant d'ailleurs avec le degré de l'évolution économique qu'ils ont atteint. Par cette école sont donc contestés les postulats individualistes en même temps que les conclusions universalistes de l'école libérale. Et l'on devine qu'autant celle-ci nous tient éloignés de la sociologie, favorable par définition au développement d'un esprit à la fois relativiste et solidariste, autant la nationalökonomie en rapproche.

Il faudrait d'ailleurs compter avec une troisième tendance : celle que représente le mieux Sismondi en 1819 lorsqu'il écrit les *Nouveaux principes d'économie politique*. C'est l'économie sociale qu'il dresse ainsi contre l'économie politique classique¹).

¹) C'est ce sur quoi insiste M. Elie Halévy dans l'Introduction qu'il a écrite pour les textes choisis de Sismondi (Collection des „ Réformateurs sociaux “.) Félix Alcan, Paris, 1933.

Et tous ceux qui utilisent ses analyses — au premier rang les socialistes proprement dits — sont amenés à concevoir une organisation de la société fort différente de celle que les économistes avaient conçue pour les besoins de l'homo oeconomicus. D'où non pas seulement une suite d'utopies, mais des séries de constatations dont le sociologue peut retirer beaucoup.

Auquel de ces trois types appartiennent les travaux d'économie politique en face desquels s'est trouvée la sociologie en France lorsqu'elle a voulu se constituer ? Les trois traditions en fait sont représentées, mais inégalement.

Dans son livre, guide excellent sur les Doctrines économiques en France depuis 1870 (Colin) M. Gaëtan Pirou note que l'économie politique classique, orthodoxe, libérale, a toujours ses défenseurs groupés autour du *Journal des Économistes*. Ils tiennent non seulement pour les conséquences individualistes qu'on a souvent déduites de ses théories, mais pour la méthode par laquelle elles ont été établies. Ils estiment qu'on a en effet de la sorte découvert des lois naturelles, comme disait M. Leroy-Beaulieu, aussi bonnes qu'inéluctables. Et lorsque le sociologue les invite à un rapprochement, il est repoussé avec hauteur. C'est ce qu'on fit bien voir à Durkheim lui-même lorsqu'il fut reçu à la Société d'Économie politique. Comme il indiquait que la sociologie, aussi bien que l'économie politique, avait à étudier des „ choses d'opinion “, on lui fit comprendre que l'économie politique n'avait que faire de poursuivre des nuées : elles étudiait des réalités mesurables, exprimables en formules et soumises à des lois universelles.

La majorité des économistes se tient-elle à ce nescio vos ? Il est permis d'en douter. A consulter les *Traité*s d'économie politique en usage chez les étudiants en Droit, on s'apercevrait que dans beaucoup d'entre eux d'autres tendances que la tendance individualiste se sont fait jour, d'autres méthodes que la méthode abstraite sont mises en œuvre. C'est ce qui apparut clairement peu de temps après que l'économie politique fut installée dans les Facultés de Droit, lorsque Cauwès publia son *Cours* (1^{re} édition 1878-79, dernière édition 1894). On l'y vit protester contre le laisser-faire, rappeler — contre le fameux aphorisme de Turgot — que l'économiste ne saurait faire abstraction des frontières, qu'au surplus les nations pouvaient être d'âges différents en matière d'agriculture ou d'industrie : plus près en tout ceci de List ou de Knies que de Smith ou de Ricardo. Les continuateurs de Cauwès devaient donc être logiquement amenés à rapprocher leurs conceptions de celles des sociologues.



Mais avant que nous considérions de plus près ce qu'a donné le développement de cette tendance il importe de reconnaître qu'à un certain point de vue la tradition classique a trouvé encore chez nous des défenseurs, des continuateurs : il y a des partisans de l'économie pure, voire de l'économie politique mathématique — ceux-ci lointains héritiers de Cournot —, qui tiennent à rappeler qu'on garde le droit, en matière économique, aussi d'user de l'abstraction et de la déduction : ce seraient même les seuls moyens d'assurer à cette discipline un caractère vraiment scientifique. Sous des formes diverses, MM. Bodin et Bousquet, Aupetit et Rueff défendent ce point de vue¹). Et ainsi ils s'éloignent assurément tant de l'économie nationale que de l'économie sociale.

Est-ce à dire qu'ils rapprochent pour autant de l'économie libérale ? Il y aurait ici bien des distinctions à faire. L'économie classique est optimiste en même temps que libérale ; elle déduit des analyses auxquelles elle se livre et des principes qu'elle pose une justification du laissez-faire. Telle n'est pas la prétention de ceux qui veulent faire de nos jours de l'économie pure. Ils se rendent compte, ils avertissent que pour pouvoir déduire, calculer, établir a priori les conditions de l'équilibre d'un marché, ils adoptent certains postulats et se placent comme on dit dans une hypothèse qui n'est pas forcément un idéal, et qui non plus ne correspond pas forcément à la réalité. M. Walras l'un de leurs ancêtres les plus directs, déclarait que l'économie politique pure s'efforce de déterminer les prix „sous un régime hypothétique de libre concurrence absolue“. C'est ainsi seulement qu'il peut établir que „le taux de rémunération de chaque service est égal à sa productivité marginale, c'est-à-dire à la valeur produite par la dernière unité de capital, travail ou terre utilisée dans la production“. Mais pour qu'on puisse aboutir à des formules de ce genre il faut en effet supposer données un certain nombre de conditions difficilement réalisées en fait. La concurrence devrait être en effet parfaitement libre, sans que certains des vendeurs ou acheteurs puissent s'entendre préalablement, et d'autres être tenus dans l'ignorance de telles offres ou de telles demandes. Tout cela n'est possible que par la présence de certaines institutions, au premier rang desquelles la propriété

¹) Bodin, *Principes de Science économique*. Sirey, Paris, 1926.

Rueff, J., *Des Sciences physiques aux Sciences morales*. Alcan, Paris, 1922.

Aupetit, *Essai sur la théorie générale de la monnaie*. Guillaumin, Paris, 1901.

Bousquet, *Cours d'Économie pure*. Rivière, Paris, 1923.

Cf. Piron, G., *Les doctrines économiques en France depuis 1870*. Colin, Paris, 1925. *Doctrines sociales et science économique*. Alcan, Paris, 1929.

privée. Et la façon dont les propriétés sont réparties influe au premier chef sur l'attitude des vendeurs ou acheteurs. Cette répartition assure-t-elle le maximum d'„ophélimité“ ? Aucun théoricien ne le peut démontrer. Pas plus qu'aucun théorème ne peut nous faire connaître les causes historiques qui président à la constitution de tel marché réel, ni s'il se rapproche ou non du marché idéal. C'est pourquoi l'économie pure de nos jours, consciente de l'abstraction qu'elle emploie, ne saurait plus être qualifiée d'optimiste pas plus qu'elle ne saurait être qualifiée de réaliste. M. Ch. Rist l'a démontré dans des articles restés classiques¹⁾, dont l'argumentation retombe sur M. Bousquet ou M. Bodin aussi bien que sur Walras ou Vilfredo Pareto : toute économie pure plane dans un empyrée ; prisonnière de ses postulats elle ne saurait à elle toute seule rejoindre la terre.

On pense bien que les sociologues proprement dits, lorsqu'ils voudront s'appliquer à l'étude de la production et de la répartition des richesses, utiliseront cette distinction, et maintiendront qu'aucune économie abstraite, même ou surtout si elle revêt la forme mathématique, ne saurait nous fournir une science positive des réalités économiques. C'est sur quoi M. Simiand insiste avec une force particulière²⁾.

Veut-on déduire ce qui se passera sur un marché — lorsqu'une banque fait appel à des capitaux, lorsqu'un marchand cherche à achalander des clients, lorsqu'un taux de salaire est débattu entre patron et ouvrier — la déduction vous ouvre plusieurs voies. Et si l'on choisit l'une plutôt que l'autre, c'est qu'on se laisse conduire par une vue, si rapide et superficielle soit-elle, de la réalité historique. La seule considération de l'homo oeconomicus ne nous permettra pas de deviner si le rentier sera déterminé par la perspective d'un taux d'intérêt très élevé, ou par celle d'un placement sûr, si l'acheteur sera séduit par le bon marché ou par la bonne qualité, ni à quel taux l'ouvrier jugera le salaire inacceptable. Sidney et Beatrice Web remarquent justement que le minimum et maximum en matière de salaire et de travail ne sont pas du tout les mêmes pour un ouvrier anglais et pour un nègre. Celui-ci, dans certaines conditions, travaillera pour n'importe quel salaire, si bas qu'il soit. D'autre part, n'importe quel salaire, si haut qu'il soit, ne le décidera à travailler quand il aura eu sa suffisance. Différences de première importance, que pourtant aucune „théorie économique“ ne laissait prévoir.

¹⁾ Publiés dans la Revue de Métaphysique et de Morale de juillet 1904 et septembre 1907, reproduits, sous le titre *Économie optimiste et Économie scientifique* dans les *Essais sur quelques problèmes économiques et monétaires*. Sirey, Paris, 1933.

²⁾ *La Méthode positive en économie politique*. Alcan, Paris.

Qu'après cela on donne à ces raisonnements l'allure mathématique, cela ne change rien à la question, sinon que cela risque de nous éloigner encore de la vie. M. Simiand est d'accord avec M. Painlevé pour penser que la mathématique, en pareille matière, apporte un „vêtement“, une forme plutôt qu'un principe de découverte. Seulement il ne s'arrête pas à l'objection principale du grand mathématicien, constatant que les valeurs ne peuvent être assimilées aux quantités dont traitent les sciences de la nature. Une valeur, selon M. Painlevé, n'a rien d'une longueur par exemple. Ne varie-t-elle pas avec le point de vue des individus ? C'est pourquoi les prémisses dont partent les économistes mathématiciens seraient toujours des qualités déguisées en quantités. M. Simiand est bien loin d'accepter ce verdict. Pour lui comme pour Durkheim, les valeurs économiques traduisent des états d'opinion, mais d'une opinion collective, et dont l'influence peut fort bien se traduire par des chiffres. Une opinion qui est une quantité, tel est le fait, peut-être unique, que rencontre le sociologue économiste. Et c'est ce qui lui permettra, comme on le verra par les travaux de M. Simiand lui-même, de faire si grand usage de la statistique. Mais cela ne signifie pas que les simplifications dont use l'économie politique pure recouvrent la réalité. Hypothétiques restent ses prémisses comme invérifiables ses conclusions. Et son principal tort est justement qu'elle reste placée au point de vue de l'individu, postulant des lois qui, ou bien perdent leur sens quand on se place au point de vue de la collectivité, ou ne prennent de sens que par rapport à une structure sociale antérieurement donnée. Exemple du premier cas : la loi de l'utilité finale. Exemple du deuxième cas : la loi de l'offre et de la demande. Après avoir obtenu un grand succès, la loi formulée par l'école psychologique autrichienne a rencontré des objections graves. Et on a souvent fait observer qu'il ne se vérifie pas toujours que le besoin décroisse à mesure que croît la quantité de la chose employée à le satisfaire. M. Simiand s'associe à ces critiques en faisant observer qu'il y a des besoins insatiables, des besoins-passions : il y a des hommes qui peuvent désirer toujours plus d'or, ou même toujours plus de terre. Et le dernier lopin ou le dernier écu leur est aussi précieux que le premier. D'ailleurs, pour savoir si la valeur d'une chose croît ou décroît à nos yeux, il importerait de considérer les rapports de nos divers besoins entre eux — vêtements, aliments, logement — et comment nous les hiérarchisons. Mais par-dessus tout il conviendrait de se rappeler que de par les conditions de la vie sociale, un vêtement, des provisions, un logement, encore mieux la terre et à plus forte raison l'or conservent une valeur durable, même dans le cas où nous n'en pouvons user immédiatement pour

notre consommation personnelle. Si nous n'utilisons pas leur valeur d'usage, nous les gardons comme valeur d'échange. Et cela seul change toutes les conditions du problème. Cela explique que nous prenions dans la réalité, vis-à-vis de la dernière unité des biens consommables, une attitude toute différente de celle que laisserait prévoir la théorie.

Mais plus fondamentale encore est, pour l'application des mathématiques à l'économie, la loi de l'offre et de la demande. C'est en réfléchissant sur la hausse des prix quand la demande augmente et leur baisse quand augmente l'offre, qu'on a été amené à calculer les conditions de l'équilibre sur un marché. Mais on a trop souvent oublié de remarquer que cette loi ne se vérifie qu'à l'intérieur de certaines limites, dans un certain cadre. Il y faut des conditions historiques qui sont loin d'être toujours et partout rassemblées. Par exemple que des échangistes soient propriétaires, qu'ils aient et la volonté et la faculté d'aliéner par contrat les biens dont ils disposent. Que d'ailleurs ils soient désireux ou contraints par leur situation elle-même d'aboutir, au lieu de rompre le marchandage. Qu'au surplus ils se réfèrent dans leurs estimations à quelques prix déjà réalisés et connus. Ce qui revient à dire que le fonctionnement de la loi en question implique l'existence non seulement de certaines institutions, mais de certaines représentations collectives. „Le vice radical de cette théorie est donc finalement qu'elle nous explique un phénomène de nature sociale par des phénomènes individuels qui justement dérivent de ce phénomène social lui-même. “

Tel serait donc, contre l'économie politique mathématique, le grief essentiel : elle ne tient pas assez de compte des faits sociaux, et de faits sociaux qui sont eux-mêmes des variables historiques, puisqu'il peut y avoir diversité et changement dans la structure des groupes. D'où il suit qu'il ne suffirait pas, pour préciser les rapports entre réalité économique et théories mathématiques de l'économie pure, de distinguer, comme l'a proposé M. Rueff, entre théories non-euclidiennes et théories euclidiennes. Du premier type serait la théorie socialiste, qui prétend mesurer la valeur par le travail, du second type serait la théorie libérale, qui exprime la détermination des prix par l'universelle concurrence des individus, chacun cherchant librement le maximum de bénéfice avec le minimum de frais. Celle-ci, et celle-ci seulement nous permettrait de retrouver par voie déductive des constatations empiriques, de même que les théories de la géométrie euclidienne se laissent vérifier dans notre expérience sensible. Aux yeux du sociologue, l'analogie serait équivoque, le thème insuffisamment relativiste. Car les propositions de la géométrie euclidienne sont valables

pour l'expérience de tous les temps et tous les pays, vérifiables au temps d'Einstein comme au temps d'Archimède. Tandis que les conditions nécessaires pour la vérification de la loi de l'offre et de la demande, si elles étaient en passe d'être réunies au temps d'Adam Smith, ne l'étaient nullement au temps de Xénophon : une économie domestique fermée est trop loin du marché idéal que la théorie suppose.

Les sociologues proprement dits feraient sans doute une remarque analogue au sujet des positions prises par M. Rist, dans la préface à ses *Essais sur quelques problèmes économiques et monétaires*. Nous avons vu que, résumant les théories d'économie pure élaborée par les Walras, les Pareto et leurs successeurs, il en limite tout le premier et la portée pratique et la valeur explicative : elles supposent un cosmos idéal dont rien ne dit qu'il serait pour nous le plus désirable ni qu'il est le plus proche de la réalité. Mais lorsqu'il s'agit d'expliquer cette réalité même, M. Rist marque ses préférences par une méthode de recherches et pour un type d'explications. L'économiste devrait se donner pour tâche essentielle de comprendre les phénomènes économiques qui se passent sous ses yeux : l'observation des faits présents et l'analyse de leur mécanisme est pour lui ce qu'est pour le médecin l'examen clinique du malade. Il sera d'ailleurs bien vite amené, par cette voie, à constater que les phénomènes économiques sont relativement plus indépendants — notamment à l'égard des phénomènes politiques — qu'on le croit généralement. Accélération ou ralentissement de la production, création ou disparition de l'épargne „résultent d'une multiplicité d'actes de volonté par lesquels des individus ou des entreprises en très grand nombre décident, chacun ou chacune en particulier, de travailler ou de suspendre le travail, d'étendre ou de restreindre la production“ etc...

Donc des phénomènes de masse, et dont les éléments sont des milliers ou millions de choix, individuels, indépendants, déterminés par l'idée que chacun se fait de son avantage économique en face du mouvement général des prix, telle serait la matière propre de l'économie politique, telles seraient les forces spontanées dont elle aurait à suivre les effets. On reconnaît ici une tendance non seulement à diminuer la part d'influence de la politique proprement dite, mais d'une façon générale celle de toutes les forces sociales extra-économiques, depuis la structure juridique des sociétés jusqu'aux croyances dominantes, jusqu'aux idées que se font les individus, parce qu'ils appartiennent à une certaine nation, à une certaine classe, du niveau de vie qu'il leur paraît légitime de maintenir. On rejoindrait ainsi l'*homo oeconomicus*. On donnerait raison à ses théoriciens. Et puisque par hypothèse on

s'en tiendrait à l'analyse du présent, on négligerait de mettre en lumière tout le mouvement historique qui a rendu possible cette multiplicité de calculs indépendants où l'on voit le grand ressort de la vie économique actuelle. Nous voici aux antipodes des thèses soutenues par Frédéric Rauh lorsqu'il objectait à M. Landry (dans la Revue de synthèse historique d'octobre 1908) auteur d'un *manuel d'économie* : „l'homo oeconomicus n'appartient pas à la psychologie : c'est un type social et historique né du capitalisme des temps modernes, dans une société fondée sur l'échange, la monnaie et le crédit“. Relativisme réaffirmé par M. Mauss à la fin de ses Essais sur le Don, forme archaïque de l'échange (Année sociologique 1925) : „Ce sont nos sociétés d'Occident qui ont, très récemment, fait de l'homme un animal économique... il n'y a pas bien longtemps qu'il est une machine, compliquée d'une machine à calculer“.

M. Rist désavouerait-il ce relativisme ? Pas absolument sans doute. Il est prêt à reconnaître qu'il n'y a „pas de loi économique si l'on entend par là que les mêmes circonstances produiront nécessairement toujours, partout et sur tout le monde les mêmes effets“. La réaction d'un nègre devant certains événements ne sera pas précisément la même que celle d'un Européen. Celle d'un Anglais ou d'un Allemand diffère sensiblement de celle d'un Français. M. Rist maintient seulement qu'il y a des réactions communes à certains événements économiques dans certains groupes déterminés. Et c'est à l'esprit sociologique une concession importante. Mais celui-ci voudrait sans doute qu'on mît méthodiquement en relief ce qui, dans les réactions économiques elles-mêmes, est dû à l'action spécifique des groupes, de leurs structures et de leurs tendances propres.

* *

Mais l'économie politique pure, déductive ou mathématique, n'est qu'une des formes et non la plus abondamment représentative de la pensée économique française dans la France contemporaine. La plupart des auteurs des Traités ou Cours d'économie politique adoptent, à l'exemple de Cauwès, des manières de présenter et d'expliquer les choses qui les apparentent à la nationalökonomie plus qu'à l'économie abstraite : ils vont donc se trouver spontanément rapprochés de la sociologie.

La Revue d'économie politique n'avait-elle pas été fondée en 1887 pour favoriser ce rapprochement ? Elle protestait contre les conceptions étroites et dures que défendait le Journal des Économistes. Elle accueillait, pour manifester sa largeur d'esprit, à côté des études d'économie politique proprement dites, des travaux

sur le développement des fonctions de l'État dans leur rapport avec les droits constitutionnels, sur l'Inspection du travail en France, sur l'organisation des ouvriers en Angleterre, sur la division du travail au point de vue historique. Elle affirmait ainsi une double préoccupation : 1^o réagir contre le fatalisme économique ; 2^o tenir compte de l'évolution, distinguer les formes successives que peuvent revêtir, sous des influences diverses, la production ou la distribution des richesses.

A quelle attitude en matière de science sociale peut conduire cette double préoccupation ? On le verrait, comme en un cas privilégié, dans l'œuvre même de Charles Gide, le principal rédacteur de cette revue, et le héraut de ce qu'il appela l'École Nouvelle, lors d'une conférence retentissante faite à Genève en 1890¹⁾. Pour l'École Nouvelle, celle qu'on vit fleurir après un „grand dégel“ des vieilles doctrines classiques, l'art, déclare Ch. Gide est aussi inséparable de la science que l'avenir du passé. L'économiste moderne, après tant de leçons de l'histoire, devra se souvenir qu'en fait de loi naturelle, la principale est une loi d'évolution. Il considérera l'organisation économique d'aujourd'hui comme doublement relative : par rapport au passé qui l'a préparée et par rapport à l'avenir qu'elle prépare. Il ne se croit pas obligé de considérer comme éternel ni le salariat, ni le surprofit, ni la monnaie métallique. Et si on lui répète le mot de M. Leroy-Beaulieu observant que des capitaux alimentaient l'industrie des Phéniciens comme celle des Anglais, tout de même que le sang circulait dans les veines des Babyloniens comme dans les nôtres, il riposte qu'il y a autant de différence entre l'organisation économique des Phéniciens et celle des Anglais qu'il peut y en avoir entre la circulation chez un animal à sang froid et la circulation chez l'homme.

Maintient-on d'ailleurs, avec M. de Molinari, que l'économie politique n'est pas plus l'art de faire évoluer les sociétés que l'astronomie n'est l'art de faire tourner les planètes. M. Ch. Gide répond que les lois découvertes par les sciences, formulant des rapports constants entre certains faits, ne démontrent nullement l'éternité de ces faits eux-mêmes, qu'en tout cas vient un moment dans l'histoire des sociétés où l'effort des lois naturelles, si lois naturelles il y a, est méthodiquement limité par l'action de lois positives humaines, visant en effet à sauver l'humanité d'un certain nombre

¹⁾ Publiée dans *Quatre Écoles d'économie sociale*. Fischbacher, Paris, 1890. — Pour la bibliographie de Ch. Gide voir „la Contribution“ de MM. G. Bourgin et Gausset dans la *Revue d'économie politique* (numéro consacré à Ch. Gide) de nov.-déc. 1932.

de fléaux parmi lesquels celui d'une concurrence sans règle ni merci : en admettant que l'objet propre de l'économie politique soit de découvrir des lois naturelles, celui de l'économie sociale est de les dépasser en visant à un autre idéal que l'idéal du marchand armé de sa balance, en s'efforçant d'assurer aux travailleurs un salaire plus haut, des loisirs plus longs, un plus haut degré de confort et de sécurité, en défendant par-dessus tout les droits du consommateur, à qui tout le reste devrait être logiquement subordonné. En ce sens, si l'économie politique reste une science, l'économie sociale ne se cache pas d'être un art, et même une éthique.

Pareille attitude est-elle faite pour donner toute satisfaction aux sociologues ? Oui et non. Ils ne peuvent qu'applaudir à l'expression d'un relativisme qui montre les formes de la vie économique variant en fonction des réalités sociales. Mais le moralisme d'un Charles Gide, s'il devait dominer, leur paraîtrait de nature à entraîner des confusions de points de vue dangereuses. Non qu'ils pensent que les sciences sociales, une fois constituées, ne rendraient aucun service à la pratique. Bien loin de là. N'est-ce pas Durkheim qui disait que si elle ne devait fournir un principe de direction aux sociétés, la sociologie ne lui paraîtrait pas valoir une heure de peine ? Seulement pour qu'une discipline scientifique soit un jour vraiment utile, il importe qu'elle soit d'abord et par-dessus tout désintéressée. La fécondité en pareille matière a pour condition la pureté. Étant entendu qu'une science sociale pure serait non pas théorie abstraite, mais enquête positive, s'efforçant de dégager, en dehors de toutes préférences et prénotions les types et lois donnés dans la réalité. C'est ce qu'établit avec force M. Simiand lorsqu'il analyse les transformations que devrait entraîner, dans l'ordre de la science économique, l'introduction d'une méthode vraiment positive. Il faisait remarquer en 1908 que si l'on prenait au sérieux cet unique postulat : „la science économique a pour objet de connaître et d'expliquer la réalité économique“, les deux tiers des travaux, théories et systèmes qui se réclament de cette science en devraient être exclus. La principale raison en est qu'ils mêlent étroitement théorie et pratique, recherche et réforme, et apprécient plus qu'ils n'expliquent. Mélange qui est devenu la règle, depuis la guerre plus encore qu'avant, en raison même de la gravité des „crises“ ouvertes pour les sociétés. On court au plus pressé : à l'invention des panacées plus qu'à l'observation des faits. Le normatif l'emporte sur le positif. Il serait pourtant d'une bonne méthode, pour gagner peu à peu sur l'inconnu, d'éliminer préalablement tout finalisme. C'est ce que M. Simiand avait observé déjà à propos des travaux d'O. Effertz, sur les Antagonismes économiques, que Ch. Andler donnait comme un effort pour constituer une „science des condi-

tions économiques qui subsistent indépendamment des variations de l'état social". En réalité, pour définir l'intérêt économique maximum, M. Effertz use de postulats fort contestables : si l'on veut diminuer la différence moyenne entre la satisfaction et la peine, le résultat s'obtiendrait aussi bien en réservant des satisfactions fortes à une minorité qu'en assurant des satisfactions faibles à une majorité. Entre les deux solutions l'histoire peut choisir, non la théorie : si la solution b nous paraît aujourd'hui l'emporter sur la solution a, cela tient sans doute à un certain état et de l'opinion et des institutions qui est un état de fait, à expliquer par la sociologie, non par l'économie politique „pure“.

On devine que, préoccupé de faire prévaloir ces distinctions méthodologiques, M. Simiand ne peut accepter telles quelles les synthèses normatives préparées par M. Ch. Gide au lendemain de ce que celui-ci appelait poétiquement le „grand dégel“ de l'économie politique : „ce souffle nouveau qui fait fondre les vieilles doctrines, comme les vieilles neiges, les emporte en torrent et les fait descendre enfin des hauteurs en bas très bas, pour servir à quelque chose de bon, pour pénétrer dans la vie même des peuples“. Savoir d'abord, répondrait le sociologue positif, afin de prévoir et de pourvoir, c'est entendu. Mais pour savoir ne plus mêler pratique et théorie, cause et fin, M. Charles Gide s'efforce sans doute de distinguer (au moins en théorie) entre l'économie politique proprement dite et l'économie sociale : la première relevant les tendances spontanées des producteurs et échangistes, et dégageant les lois naturelles auxquelles elles obéissent, l'autre retenant l'effort réfléchi, rationnel que s'imposent les hommes réunis en société pour réagir contre ce fatalisme à l'aide de lois humaines : doublement humaines, pourrions-nous dire : 1^o parce qu'elles se traduisent par des lois positives, inscrites dans des cadres ou recueils administratifs, aboutissant à des institutions de prévoyance d'assistance, de politique sociale ; 2^o parce qu'elles tendent à faire respecter, par la défense des salaires, du bien-être, des loisirs, les exigences de l'humanité telles que nous les concevons aujourd'hui.

Mais la distinction entre lois naturelles et lois humaines, remarque M. Simiand, serait plus préjudiciable qu'utile à l'avancement des sciences sociales. Elle tendrait à faire croire que seules les opérations conclues sur le marché entre échangistes sont soumises à des lois et que ces lois sont naturelles. Mais en fait, nous l'avons vu, le jeu même de ces opérations suppose l'existence de certaines institutions sociales, un donné historique qui n'a rien de spécifiquement naturel. D'autre part, pourquoi maintenir qu'il est seul naturel le salaire fixé après débat entre l'ouvrier isolé et le patron tandis que, si le syndicat intervient, la hausse du salaire

mériterait d'être qualifiée d'artificielle ? Le développement du syndicalisme ouvrier, ou la législation productrice du travail sont des faits à décrire et à comprendre aussi bien que la concentration des entreprises ou la spécification des industries. Les institutions caractéristiques de l'économie sociale, pour réfléchies et rationnelles qu'elles soient, demandent aussi bien que les autres à être l'objet d'études de „sciences descriptives, explicatives, et non pas normatives, éthiques, finalistes“. Elles rentrent à vrai dire dans les institutions de la répartition entendue au sens large dont l'étude constituerait, après celle de la production, la deuxième partie d'un trait rationnel d'économie politique.

Comment en effet une classification plus méthodique nous mettrait en bien des cas sur la voie des explications et ouvrirait l'économie politique à l'esprit sociologique, c'est ce qu'a montré de même M. Simiand, dans ses comptes rendus de l'Année sociologique, et dans ses Cours d'économie politique du Conservatoire des Arts et Métiers¹⁾.

Pour la production il rappelle qu'après avoir passé en revue ses branches ou espèces classiques (industrie, agriculture, commerce) il importerait d'étudier à part ses régimes, caractérisés par des relations juridiques entre hommes — artisanat, entreprises individuelles, ententes de producteurs, coopératives — et ses formes, caractérisées par une certaine organisation technique — production grande ou petite, concentration ou dispersion, à la main ou à la machine. Distinction grosse de conséquences, elle contient en germe une réfutation du matérialisme historique. Elle suppose en effet que les transformations de la technique à elle seule ne créent pas les formes de droit, qu'il n'est pas exact que le moulin à bras „donne“ le suzerain et le serf tandis que le moulin à vapeur „donne“ le capitalisme et le prolétaire.

Une étude positive des institutions de la répartition ouvrirait de plus larges perspectives encore aux recherches sociologiques, et leur permettrait de faire rentrer en compte d'autres facteurs que les facteurs purement économiques. En observant les classes d'aujourd'hui M. Simiand croit constater que de plus en plus les critères qui permettent de les distinguer sont d'origine économique. Dis-moi de quel revenu, et de quel genre de revenu tu disposes, je te dirai à quelle classe tu as chance d'appartenir. Il reste, d'abord, que longtemps la situation des gens a été déterminée, leur profession leur a été imposée par des organisations sociales autoritaires, obéissant avant tout par exemple à des traditions reli-

¹⁾ Professés de 1927 à 1932, édités chez Domat-Montchrestien.

gieuses, comme il est arrivé pour le régime des castes. Notons ensuite que la façon de dépenser, de hiérarchiser les dépenses est loin d'être en tout et pour tout déterminée par le revenu. Traditions et aspirations autres qu'économiques font ici sentir leur poids. La lutte même pour le salaire n'est nullement liée au souci du minimum vital. L'idée qu'on se fait de celui-ci varie avec les états de civilisation, avec les mouvements de l'évolution. Ce qui revient à dire que l'orientation de la répartition obéit à l'influence, non seulement de certaines institutions, mais de représentations collectives et impératives, avec lesquelles tout économiste doit compter.

Peut-être ces distinctions permettraient-elles de comprendre la véritable nature du débat sur les méthodes qui s'est récemment ravivé en France à propos d'un problème pratique, le plus angoissant de tous, l'extension du chômage dans le monde industrialisé. En recherchant, par des confrontations statistiques les causes du fléau, certains économistes „purs“ pensent avoir pu démontrer que la cause profonde en est dans le remède lui-même imprudemment appliqué. La généralisation des assurances-chômage, le système de la *dole* empêchent les salaires de baisser comme baissent les prix de gros des produits de l'industrie. Or cliquer les salaires, c'est comme si on arrêta le volant régulateur de tout le mécanisme. Les adaptations spontanées ne s'opèrent plus. Le chômage est aggravé au lieu d'être diminué. De là à conclure que toute intervention de politique sociale fait plus de mal que de bien en dépit des intentions excellentes de ses auteurs, il n'y a qu'un pas. Il a été bientôt franchi. Et M. Rueff, continuateur de la tradition de M. Colson, de relever courageusement le drapeau du libéralisme absolu, en invoquant les lois naturelles auxquelles on ne peut se soustraire, sous peine de voir se retourner contre soi la flèche qu'on lance, d'aggraver le déséquilibre auquel on voulait remédier.

Comment a-t-il été répondu à cette argumentation ? Au point de vue scientifique d'abord, on a fait observer que la base de l'induction est singulièrement étroite, que plus d'un pays a connu le chômage aggravé sans connaître l'assurance-chômage, que d'ailleurs le parallélisme entre les deux mouvements ne suffit nullement à prouver que celui-ci soit la cause de celui-là. Mais surtout, on a rappelé que la lutte du social contre l'économique, comme disait Albert Thomas, l'effort de l'humanité pour réagir contre la fatalité correspond à des besoins, à un idéal, à une volonté qui sont des faits historiques, difficiles à effacer d'un coup d'éponge, comme un faux calcul au tableau noir. Et il n'appartient à aucune économie politique pure de nous donner ici la norme, de déclarer inadmissible, telle ou telle politique ouvrière. L'optimisme social peut être entendu de façons fort différentes. La *dole*, dit-on, fait survivre des

travailleurs aus frais de la collectivité : elle en fait des parasites. M. Roger Picard répond¹⁾ : „quand il serait reconnu que les chômeurs sont des parasites, la collectivité qui les entretient pourrait toujours soutenir qu'il lui convient de se donner le luxe d'entretenir des parasites de cette espèce et qu'elle y voit un devoir. Toute société a ses parasites ou tout au moins sa population inactive ; toute société travaille pour les enfants qui ne produisent pas encore (c'est un crédit qu'elle se fait à elle-même), pour les vieillards qui ne produisent plus (c'est un salaire différé qu'elle leur paie) ; toute société entretient des activités de luxe, des institutions qui ne sont pas économiquement productives (institutions militaires, religieuses), enfin, bon gré mal gré, toute société possède ses oisifs purs, qui n'ont jamais œuvré personnellement et sont décidés à ne jamais s'y résoudre. Pourquoi une collectivité qui s'est formé de son devoir de solidarité sociale une certaine idée, ne serait-elle pas autorisée à entretenir ses chômeurs ? Au surplus, en le faisant, n'accomplit-elle pas une œuvre économique, en maintenant en forme des travailleurs qu'elle espère réemployer plus tard ?“.

Et M. Albert Thomas, dans l'avant-dernier rapport qu'il présentait à la conférence internationale du Travail à Genève, déclarait de son côté : „Qu'on y prenne garde. Si le monde industriel moderne devait échouer à réaliser ces projets, à peine esquissés, encore vagues, mais qu'ont fait concevoir les désordres et les misères, s'il ne devait pas trouver le courage et l'intelligence nécessaires pour créer l'ordre nouveau, l'ordre de la paix et de la justice, un esprit de désespoir, esprit de destruction et de révolte, à qui s'offrent des formules toutes prêtes, ne manquerait pas de susciter des bouleversements redoutables et cela à l'heure même où il est sans doute devenu possible de créer des outils nouveaux d'organisation et de civilisation“.

Qu'est-ce à dire sinon qu'on se trouve ici en présence d'idées-forces, qui doivent leur caractère impératif à leur caractère collectif, et en vertu desquelles le travailleur ne doit pas être traité comme une chose, ni le travail comme une marchandise ? Ces idées ont commencé à s'incarner dans un certain nombre d'institutions : elles sont devenues, pour une foule croissante de consciences, principes de ralliement. Pour leur donner satisfaction, tout doit être mis en œuvre : sinon tout est remis en question. Cet idéal de solidarité sociale, qui demande qu'on assure des possibilités de vie à toutes personnes humaines, est-il le plus haut, le plus noble qu'on puisse concevoir ? Ce n'est pas la sociologie en tant que telle

¹⁾ Les Documents du travail, juillet-sept. 1931.

qui peut répondre à cette question. Elle n'y pourrait répondre que le jour où elle aurait remplacé la morale en la renouvelant. Nous n'en sommes pas là. Et c'est le moment de nous souvenir des avertissements de M. Simiand : il y a danger à mêler nos préoccupations éthiques aux explications scientifiques. Mais du moins nous accorderait-il sans doute qu'une explication sociologique qui permet de mesurer non seulement l'ampleur d'une revendication, mais la profondeur de ses racines historiques (ce que nous avons nous-même tenté naguère pour les Idées Égalitaires) a de quoi raffermir les partisans de cette revendication. Ils ne sont pas suspendus aux nuages. Leurs pieds posent sur la terre ferme.

*
* * *

Vers quelles sortes d'études les préoccupations que nous venons de rappeler orientent-elles les sociologues ? Il est permis d'en juger d'abord par l'œuvre de M. Simiand lui-même¹⁾. Car il joint l'exemple au précepte. Et les préceptes qu'il nous propose ont le mérite de porter la marque de la pratique dont ils sont issus. Dans les recherches, à base de statistiques, qu'il consacre au salaire, les règles qu'il s'impose le montrent soucieux d'employer une méthode positive, de découvrir des vérités relatives, de s'appuyer sur des réalités collectives.

La Statistique de l'industrie minérale en France, nous fournit le salaire moyen par service, par journée de travail, par année depuis 1847 pour l'ensemble des mines carbonifères. Il y a là des données exactement comparables, établies avec une précision et une continuité rares. Veut-on profiter de cette aubaine pour laisser parler les faits, pour tirer des conclusions de la comparaison des courbes ? On s'apercevra bientôt que les hypothèses classiques se laissent difficilement vérifier. Par exemple que nous ferait prévoir ici la loi de l'offre et de la demande ? Que si le nombre des ouvriers augmente, le salaire doit baisser, que si le nombre des ouvriers diminue, le salaire doit hausser. S'il est vrai qu'entre 1851 et 1854, dans une période de production croissante, le nombre des ouvriers augmentant moins que la production, le salaire hausse — ce qui confirme l'hypothèse, on constate qu'entre 1854 et 1856 le nombre des ouvriers augmentant plus que la production, le salaire hausse encore — ce qui infirme l'hypothèse. Dira-t-on alors que la productivité du travail, l'effet utile qu'il obtient est pour l'établis-

¹⁾ Le Salaire des ouvriers des mines. Contribution à la théorie économique du salaire. Société nouvelle, Paris, 1907 ; Le Salaire, l'Évolution sociale et la monnaie, 3 vol. Alcan, Paris, 1932 ; Les Fluctuations économiques à longue période et la crise mondiale. Alcan, Paris, 1932.

sement du taux des salaires le facteur déterminant ? Mais là non plus, le parallélisme attendu ne se retrouve pas. L'hypothèse est tantôt confirmée, tantôt infirmée, selon les périodes. Au total, la même production moyenne n'a pas comporté le même salaire. Il est à prévoir que le coût de la main-d'œuvre, par tonne de charbon produit, étant un élément essentiel du prix de revient, exercera une influence plus directe sur le prix du salaire. Mais les variations de celui-ci sont loin, soit de déterminer, soit de suivre exactement les variations de celui-là. Au fond la force qui mène tout le mouvement, c'est le prix de vente. Quand celui-ci hausse, le salaire moyen par tonne s'élève, le salaire moyen par jour aussi, sans que la production le suive. Que le prix du charbon passe à la baisse, le salaire moyen par tonne baisse aussi, la production moyenne par journée s'élève, le salaire par jour se maintient.

Pour rendre raison de ces rapports complexes entre la courbe des salaires et celle des prix, il faut se représenter deux systèmes de tendances en présence, deux volontés de groupes en opposition, qui a de certains moments entrent en composition. Chez les ouvriers comme chez les patrons prime le désir de maintenir le gain auquel on est accoutumé. On cherchera d'ailleurs, d'un côté comme de l'autre à ne pas augmenter l'effort quotidien. Arrive en suite la tendance à s'assurer un gain plus grand, et enfin celle à diminuer l'effort. Par le conflit et l'accord de ces tendances, surexcitées ou réfrénées par le mouvement des prix, s'explique finalement le mouvement des salaires. Le dernier moteur du système est d'ailleurs de nature psychologique : certaines habitudes de gain, certaines idées sur le standing et non seulement sur le minimum vital, mais sur le minimum décent, sont ici les forces impératives, et ce sont des forces collectives. Les faits objectifs constatés ne peuvent s'expliquer ni par quelque action arbitraire et spontanée, ni par les traits généraux de la nature humaine. L'état d'esprit commun aux membres d'un groupe garde ici le dernier mot, l'état d'esprit qui peut d'ailleurs varier comme les groupes eux-mêmes, comme les moments de civilisation qu'ils représentent. Et c'est pourquoi si l'on renvoie à M. Simiand, comme l'a fait M. March, l'objection du travailleur nègre, si l'on fait observer que les primitifs sont bien loin de hiérarchiser leurs mobiles comme le travailleur anglais, allemand, français, le coup passe à côté de la tête de notre auteur : sa sociologie est par définition assez relativiste pour admettre ces différences, elles-mêmes d'origine sociale.

Au surplus, dans l'enquête plus générale que M. Simiand intitule *Le Salaire, l'évolution sociale et la monnaie*, il aura l'occasion de préciser ce que commande selon lui l'esprit sociologique. Enquête plus générale, puisqu'il ne s'agit plus du salaire des ouvriers

dans une catégorie d'industrie, mais encore localisée, puisque l'enquêteur emprunte ses données à l'histoire d'un seul pays, la France, dans la période contemporaine, de la fin du XVIII^e siècle jusqu'en 1930. Champ limité, mais terrain solide. L'auteur se défie des échantillonnages, des „exemplifications“ que favorise l'usage d'une méthode comparative mal entendue : trop souvent celle-ci rapproche des groupes entre lesquels il n'y a pas assez de traits communs pour que le rapprochement soit éclairant. Il vaut mieux se cantonner dans une „intégralité indépendante“ où l'on jouit d'une „identité de base“. Pour peu qu'il y ait dans le développement d'une société des variations portant sur des ensembles, qui permettent de relever des concomitances, d'assister à des naissances et à des disparitions, à des hausses et à des baisses, c'en est assez pour que le statisticien participe à une véritable expérimentation. Ses moyennes, établies de différents points de vue, lui permettent d'isoler les facteurs, pour discerner ceux qui sont causes véritables. Ainsi nous met-il sur le chemin des connaissances explicatives, se référant à des relations de forme universelle, comme en veut effectivement la sociologie, aussi éloignée des théories sans fait que des faits sans théorie.

Si l'on considère dans l'ensemble le mouvement des salaires en France — la hausse ou la baisse des rémunérations monétaires accordées en échange d'un travail manuel — la confrontation méthodique des statistiques nous invite à distinguer cinq phases : hausse notable entre le début de la Révolution française et le début du XIX^e siècle, baisse ou du moins hausse atténuée jusqu'aux environs de 1850, reprise de hausse jusqu'en 1880, atténuation jusqu'en 1900 à peu près, puis hausse jusqu'en 1930 — M. Simiand passe en revue les diverses catégories de faits qui pourraient révéler des variations de même sens : faits démographiques, religieux et moraux juridiques, espèces, régimes et formes de la production, institutions de la répartition, etc.

Et ainsi c'est une véritable Somme, un Traité d'économie politique et sociale qu'il nous offre, aussi riche que ceux de Wagner ou de Schmoller. Mais c'est un traité tout entier orienté vers la solution d'un problème. Il s'agit de dégager les faits généraux qui pourraient bien expliquer les fluctuations du salaire. Or ceux que le statisticien rencontre dans cette revue ou bien sont quasi-constants, et leur constance ne saurait rendre compte des variations observées, ou bien ils varient, mais leurs variations ne sont pas de même sens ni de même ampleur que celles de salaire.

Les traits généraux de la nature humaine ne sauraient nous faire comprendre pourquoi l'ouvrier français touche plus d'argent entre 1860 et 1880 qu'entre 1880 et 1900. D'autre part, l'augmentation

du machinisme va son chemin tout le long du siècle, coïncidant aussi bien avec les phases de baisse qu'avec les phases de hausse de salaire. Ou encore la régression de l'agriculture ne coïncide nullement, comme on pourrait s'y attendre, avec un accroissement du salaire des ouvriers des villes : elle se manifeste en des périodes où le salaire est en baisse, ou du moins est stationnaire. Même les associations ouvrières n'apparaissent pas, à rapprocher les courbes, comme des antécédents spécifiques du phénomène à expliquer : conditions concourantes si l'on veut, mais non cause motrice.

La cause motrice que le parallélisme statistique désigne, c'est le mouvement des prix. Si les prix sont en élévation, le salaire, suivant d'ailleurs le mouvement général des revenus, part en hausse, mais jusqu'à un autre niveau : il laisse une marge au profit qui hausse encore plus, relativement, que les prix eux-mêmes. Ceux-ci viennent-ils à baisser, les salaires et profits baissent, mais non sans résistance. La descente comporte des paliers. Et nous constatons que se généralise la tactique constatée dans le cas des mines : chaque groupe s'évertue ou s'ingénie à maintenir le gain dont il a l'habitude, tout en n'admettant qu'à la dernière extrémité une augmentation de l'effort.

Le mouvement des prix lui-même, dont paraît dépendre le mouvement des salaires, de quoi dépend-il à son tour ? En dernière analyse de la plus ou moins grande quantité de monnaie dont on dispose, que cette monnaie soit d'ailleurs convertible ou non convertible.

Le volume de la monnaie dont on dispose augmente-t-il ? L'espérance en gonfle le cœur du producteur. On achète, on anticipe, on entreprend, et du mouvement accru de la production, le salaire aussi tire profit, il exige sa part, il obtient un accroissement. Dispose-t-on de moins de moyens d'achat ? Les restrictions se font bientôt sentir. On s'ingénie sans doute de toutes parts pour conserver les mêmes niveaux de gain. La circulation des affaires est moins rapide et la classe ouvrière en particulier, résiste tant qu'elle peut pour ne pas voir diminuer ce qu'elle considère comme un salaire vital. Mais la baisse entraîne la baisse. La courbe du salaire s'infléchit, finalement, dans le même sens que celle des prix. Prix et salaires dépendent étroitement du montant des moyens monétaires. Ce „monétarisme social à fluctuations incitatrices“ en arrive à ce résultat paradoxal de suspendre toute notre évolution économique et sociale à l'histoire d'un outillage technique, la monnaie, et aux accidents de cette histoire.

M. Simiand lui-même se plaît à faire sentir le caractère troublant de cette conclusion lorsqu'il déclare au début de son livre „ce qui aux *xix^e* et *xx^e* siècles, est à l'origine de l'élévation des salaires, et plus largement d'une orientation générale favorable dans le

éveloppement économique tout entier, ce n'est pas la constitution même du système économique, ce n'est pas la liberté économique, ce ne sont pas les transformations techniques, ce n'est pas le capitalisme et ce n'est pas le socialisme : c'est la découverte et l'exploitation des mines d'or de Californie, puis de celles du Transvaal et du Klondyke. Et subsidiairement au début du XIX^e siècle, comme encore en la deuxième et troisième décades du XX^e, c'est ce que l'on dénomme communément „l'inflation fiduciaire“.

Un historien rendant compte des travaux de M. Simiand écrit à ce propos : (M. Marc Bloch, dans la *Revue Historique*, janvier-février 1934) „scruter en sociologue les causes de quelques-unes des plus vastes transformations sociales qui se puissent imaginer, et de couche en couche aboutir à découvrir, au plus profond de la fouille un accident aussi contingent à première vue que la naissance de Cromwell, Napoléon ou le grain de sable, l'aventure, avouons-le, a de quoi faire rêver“. Du moins, la position de Simiand paraît-elle ici se rapprocher de celle de M. Seignobos, dont il discuta naguère les tendances avec vivacité devant la Société française de philosophie (mai 1906) ou dans la *Revue de Synthèse historique*. M. Seignobos attribue à des accidents (habiletés de conspirateurs ou maladresses de gouvernants) l'évolution politique de l'Europe contemporaine. Des accidents analogues (découvertes de mines ou émission de papiers) expliqueraient selon M. Simiand l'évolution économique de la France contemporaine. Comment M. Simiand se tire-t-il de ce pas ? Son ambition reste de ne pas nous offrir uniquement des explications d'historien, liaisons empiriques de particulier à particulier. Il a soif de rationnel : il entend dégager des relations universalisables et intelligibles. Comment est-ce ici possible¹⁾ ?

La découverte d'une mine, ou bien des mesures d'inflation fiduciaire, ces „faits événementiels“ comme dit M. Simiand — se souvenant ici peut-être de la distinction proposée par P. Lacombe dans l'Histoire considérée comme science, entre événement et institution — sont bien loin de produire automatiquement la hausse des prix et des salaires.

L'auteur ne dirait donc pas, comme naguère Durkheim parlant des causes de la Division du travail : „Tout se passe mécaniquement“. Par la façon même dont les niveaux des prix et des salaires s'établissent, il nous est rappelé que des hommes sont ici les inter-

¹⁾ Au moment où nous achevions la rédaction de cet article, M. Simiand présentait à l'Institut français de Sociologie (séance de juin 1934) un certain nombre de thèses sur „la monnaie réalité sociale“. On les trouvera développées dans le fascicule 1 des *Annales sociologiques* (suite de l'Année sociologique) qui paraissent chez Alcan.

médiaires, et qu'ils réagissent devant les événements et leurs conséquences selon certaines traditions ou aspirations qui leur sont communes. Ce sont ces forces psychiques, mais collectives qui sont ici les déterminantes indispensables. La hausse des prix n'amènerait pas à sa suite la hausse des salaires si l'on ne sentait à l'œuvre une poussée ouvrière, elle-même suscitée et prolongée par l'idée que la classe des salariés se fait du standing qui lui est nécessaire. L'évolution économique suppose donc une psychologie, mais conditionnée. Nous voyons bien ici en action un *homo oeconomicus*, mais un *homo oeconomicus* qui est un produit historique en même temps qu'une réalité sociale. Il a été amené à estimer son travail en monnaie, dans une forme de richesse qui lui permet d'escompter l'avenir. Ce qui suppose tout un réseau non seulement d'habitudes, mais d'institutions, tout un état de civilisation.

Cet état étant donné, la monnaie se présente comme un instrument indispensable. Par nul autre moyen, semble-t-il, on n'aurait pu inciter l'homme d'aujourd'hui à développer au maximum l'industrie en période de hausse comme à faire tous ses efforts pour en maintenir les conquêtes et en ralentir le déclin en période de baisse. En ce sens on pourrait dire non seulement qu'un intérêt social, mais qu'une raison collective préside à ce mouvement rythmique, inexplicable au premier abord à l'individu, et inexplicable en effet par l'individu. Les régularités constatées seraient donc généralisables, puisque fondées en raison. La liaison décelée par les statistiques n'apparaît plus comme accidentelle : „c'est une relation qui s'établit en vertu de propriétés générales et caractéristiques du système économique d'échange complexe et échelonné, lequel est jusqu'ici le système le plus avancé dans l'évolution économique. En ce sens et pour autant, cette liaison et ce résultat nous apparaissent „rationnels“, selon la définition positive de ce terme“.

*
* *

A plusieurs reprises, nous avons vu M. Simiand insister sur la puissance déterminante que représentent, au milieu de tant de forces qui agissent en sens divers sur la vie économique, les conceptions que se font les groupes des niveaux de vie auxquels leurs membres doivent se maintenir. C'est précisément à l'étude de ces conceptions que s'est consacré M. Halbwachs dans ses travaux de sociologie économique. En quoi faisant il répondait du coup au vœu de Charles Gide rappelant que la consommation, terminus ad quem de la production, devrait être aussi le principal objet de réflexion des économistes.

Dans une première étude sur la classe ouvrière et les niveaux de vie¹⁾, M. Halbwachs utilise deux statistiques se rapportant à la classe ouvrière en Allemagne. L'Office impérial allemand de statistique d'une part, l'Union des travailleurs de métaux en Allemagne d'autre part ont pu analyser en 1909 plusieurs centaines de budgets de familles, de comptes tenus jour par jour d'un bout de l'année à l'autre. Mieux que les monographies chères à Le Play, qui nous font pénétrer dans le détail pittoresque de la vie de quelques familles, ces confrontations des statistiques, en nous permettant d'établir des moyennes, nous aident à comprendre comment les membres d'un certain groupe hiérarchisent leurs dépenses. Et c'est peut-être le plus sûr moyen de saisir la réalité intime des classes.

Une classe ne se définit ni par la seule profession ni par le seul revenu comme paraît l'accorder Karl Bücher. Mais la façon dont elle organise son budget, la quantité et la qualité de consommations qu'elle se permet ou s'interdit nous renseignent sur la place qu'elle occupe dans la hiérarchie sociale. Toutes les classes sans doute, parce qu'elles font partie d'une même société, entrevoient plus ou moins clairement un même idéal de vie. Et ceux-là sont regardés comme supérieurs qui, engagés dans un nombre considérable de relations, mènent à l'intérieur du cadre général la vie sociale la plus intense qu'on puisse se représenter. Que ce soit la religion qui prime, ou la politique, ou les affaires, toujours une certaine manière de vivre apparaît comme la plus conforme aux aspirations de la société en général. Et elle est la marque de la sphère supérieure que tous regardent, où tous voudraient pénétrer. Mais il y a des groupes que leur genre de vie tient fort éloignés en fait de ces hauteurs : soit en raison de la faiblesse des revenus qu'ils obtiennent soit en raison de l'intensité et des modalités du travail auquel ils sont soumis, ils se trouvent comme mis à l'écart de la société véritable. Et cette infériorité se traduit jusque dans leurs livres de comptes, si bien que si on compare des ouvriers proprement dits soit aux ruraux, soit aux employés, on s'apercevra que le travailleur d'usine est assujéti et en quelque sorte rivé, par son travail même, à une certaine conception de la vie qui le détourne de certaines valeurs morales. Pour les ruraux qui vivent d'ailleurs, même dans leurs villages, comme éparpillés sur la terre, vie domestique et vie professionnelle sont intimement mêlées. Leur maison, qu'ils ne séparent pas de leurs biens, est leur centre de travail en même temps que leur lieu de repos. L'employé, une fois ses heures

¹⁾ Recherches sur la hiérarchie des besoins dans les Sociétés industrielles contemporaines. Alcan, Paris, 1912.

de bureau terminées, se croit tenu à un certain standing, et le souci du décorum est sensible jusque dans l'appartement où il aime à retrouver les siens.

Mais l'ouvrier, en butte tout le jour avec la matière inanimée, agissant moins sur les hommes que sur les choses, est comme isolé dans cette lutte même ; n'est-il pas, au vrai séparé de la société quand il travaille ? Appendice de la machine, observait Marx, véritable outil à manier des outils, on pourrait dire qu'il se déshumanise. La mécanique, dit M. Halbwachs — se souvenant ici moins de Marx que de Bergson — pénètre dans le vivant et en chasse jusqu'au désir de s'élever aux véritables joies de la vie sociale. Exclu des biens supérieurs, incapable d'y accéder, renonçant bientôt à les désirer, il est sevré des enrichissements que la civilisation ajoute à la vie organique. Comme milieu, la rue lui suffit, qui est encore toute mêlée des choses de l'usine où l'individu — M. Halbwachs va jusque-là — n'est encore qu'un morceau de matière en mouvement. Tout asservie qu'elle ait pu être à la matière, cette force, dira-t-on, a pourtant été dans l'usine coordonnée avec d'autres. Les ouvriers ont travaillé en équipes. Ils se sont senti les coudes. Ils ont goûté du moins la fraternité du travail. Mais il semble que ces modes d'association active ne soient pas, aux yeux de M. Halbwachs la vie sociale digne de ce nom, qui implique sociabilité et d'abord jouissance des relations inter-individuelles pour elles-mêmes, telles qu'on les peut trouver par exemple, dans la vie de famille. Or c'est justement ce dont l'ouvrier, semble-t-il, se soucie le moins. L'usine aurait tué jusqu'au goût du *home*. Par cet état d'esprit collectif, lui-même lié à une situation sociale déterminée M. Halbwachs pense expliquer un fait singulier que lui révèle la confrontation des statistiques allemandes : à savoir que les membres de la classe ouvrière dépensent moins, en moyenne que les autres, même à revenu égal pour leur logement, notamment ils dépensent moins pour ce chapitre que les employés dont les appointements pourtant ne sont pas toujours supérieurs à leurs salaires. Il faudrait donc sur ce point rectifier une des lois proposées par Engel dans ses études de 1883 sur le prix de la vie des hommes. Comparant les grandes catégories des dépenses des ménages — dépense-aliment, dépense-vêtement, dépense-logement, dépenses-diverses — il avait cru observer que la proportion des dépenses pour le logement — et non pas seulement pour le vêtement — resterait approximativement la même pour toutes les catégories de revenus. M. Halbwachs au contraire observe que dans les ménages vivant du salaire ouvriers si le salaire augmente on consacre plus d'argent à la nourriture, mais on n'en met pas beaucoup plus de côté pour le loyer. „Presque toujours le rapport de la dépense-logement à la dépense totale

varie en sens inverse du rapport de la dépense-nourriture à la dépense totale“. D'où M. Halbwachs conclut que de tous les besoins économiques ressentis par les ouvriers, c'est le besoin-logement qui se trouve le moins développé. Vérification par les chiffres de l'analyse de psychologie sociale à laquelle il s'est livré. Le genre de vie serait donc déterminé avant tout par le genre de travail. Le rôle d'un homme dans la production permettrait de prévoir sa manière de hiérarchiser ses consommations.

Avant d'adopter telles quelles ces conclusions, on souhaiterait sans doute une enquête plus large portant sur les conditions de la vie ouvrière en différents pays, et à divers moments de l'évolution. M. Halbwachs nous offre cet apaisement dans un livre plus récent portant justement sur l'évolution des besoins dans les classes ouvrières¹⁾. Avec les résultats de l'enquête menée par l'Office de Statistique du Reich en 1907 il peut comparer les résultats d'une autre enquête menée par le même Office vingt ans après et portant sur 2.000 familles. Diverses enquêtes poursuivies par le Bureau of Labour Statistics depuis la guerre lui procurent des renseignements précis sur les budgets de plus de 13.000 familles. Qu'on y ajoute les informations rassemblées par la Statistique générale de la France sur le salaire et le coût de l'existence jusqu'en 1910 ou les contributions du B. I. T. à l'„étude de la comparaison internationale du coût de la vie“, en 1923, on pourra peut-être se faire une idée des tendances communes, en matière de dépenses, aux groupes qui se trouvent dans la même situation économique et sociale.

Or M. Halbwachs voit confirmées les remarques qu'il avait faites dans sa thèse de 1913, en dépit des changements que les contrechocs de la guerre ont pu apporter dans les revenus des classes ouvrières. C'est ainsi qu'à comparer les logements d'employés aux logements d'ouvriers, d'après les enquêtes américaines on constate que si la surface disponible est en moyenne de 100 par habitant parmi les ouvriers on trouve 154 pour les employés. Dans l'ensemble, les familles des employés, pour des familles qui comptent d'ailleurs moins d'enfants, ont toujours des dimensions plus grandes, et l'emportent aussi en qualité de plus en plus à mesure que les revenus augmentent. Non seulement les ouvriers dépensent moins en proportion et en montant absolu, mais ils sont, pour le même loyer, moins bien logés. Il semble bien que l'ouvrier continue à attacher moins d'importance à ses conditions de logement.

L'auteur relève toutefois des exceptions à la règle. L'enquête

¹⁾ Nouvelle Bibliothèque économique. Alcan, Paris, 1933.

Ford permet de constater chez beaucoup d'ouvriers de Détroit une forte dépense-logement. Mais il faut dire aussi qu'à ce moment, un fort afflux d'ouvriers s'étant produit, le nombre des candidats à un logement croissait plus vite que les logements eux-mêmes. M. Halbwachs le reconnaît d'ailleurs volontiers : quelque lourdement que pèse sur le niveau de vie et le genre de vie l'influence de la profession ouvrière, il n'est pas douteux qu'une assez grande variété subsiste dans les budgets. Les familles ouvrières n'ont pas toutes mêmes origines. De leur milieu antérieur, paysan ou artisan elles peuvent conserver plus d'une habitude, plus d'un goût qui les différencient. Et d'autre part, les progrès de l'industrie, dans leurs milieux nouveaux, leur ouvrent des perspectives, leur offrent des possibilités qui ne peuvent pas ne pas modifier, pour peu que l'élasticité du salaire s'y prête, leur mode de consommation.

On a bien des fois commenté les résultats de l'enquête Ford, au chapitre des dépenses diverses. Sur les 100 familles étudiées, 30 avaient un radio, 13 un piano, 45 un phonographe, 51 une machine à laver, 98 un fer électrique, 6 un appareil électrique pour griller des toasts, 97 avaient des tapis dans leur living-room et 90 dans leur salle à manger, 47 enfin possédaient une automobile (p. 103).

Si les hauts salaires avaient duré et que d'autre part les logements accessibles se fussent multipliés, croit-on que les ouvriers capables d'augmenter ainsi leurs dépenses diverses se seraient arrêtés en si bon chemin ? Ne seraient-ils pas devenus exigeants à leur tour en matière de confort intérieur ? Sur ce point aussi n'auraient-ils pas voulu se sentir à la hauteur des classes qu'ils se représentent comme supérieures, et qui souvent, en matière de dépenses, sont des initiatrices ? L'uniformisation fait des progrès presque partout, non seulement en matière d'alimentation, mais en matière de vêtement. S'arrêtera-t-elle au seuil des logements ? Il est permis d'en douter. Aux forces qui différencient les classes, d'autres s'opposent qui tendent à les assimiler. Des modes universelles sont capables de refouler les coutumes spéciales. Du moins, si cette circulation rencontre des „barrières“, peut-être celles-ci tiennent-elles moins aux différences de revenus ou même aux différences de profession qu'aux différences de culture, aux différences d'éducation, comme l'a montré M. Goblot dans son ingénieuse étude sur *La Barrière et le Niveau* ?

En tout cas, ce n'est pas à des forces mécaniques qu'on a ici affaire. Vainement voudrait-on ne considérer dans l'homme qu'un moteur, à entretenir par un certain nombre d'unités d'énergie que la science déterminerait. „A chaque époque, remarque justement M. Halbwachs, c'est dans la pensée et l'opinion des groupes ouvriers, c'est dans l'opinion et l'exemple que se fixe l'idée du nécessaire et

on le conçoit d'après les habitudes acquises et les progrès réalisés jusqu'à ce moment (p. 128).

Par où l'on voit que la tendance de ses études rejoint celle des études de M. Simiand, et que les unes comme les autres font une large part aux inspirations de l'esprit sociologique¹⁾. Ici comme là on insiste sur la nature collective d'un certain nombre de réalités d'ordre psychologique qui sont comme les substrats de la vie économique, — substrats d'ailleurs plus ou moins mobiles, variant avec les époques de la civilisation et la structure des sociétés.

Die Wirtschaftssoziologie in Frankreich.

Die Arbeit untersucht, wieweit soziologische Fragestellungen in die gegenwärtige französische Nationalökonomie eingegangen sind. B. unterscheidet drei Formen nationalökonomischer Systembildung : die liberale, die nationale und die soziale Ökonomik. Die klassische liberale Ökonomie hat sich in der jüngsten Gegenwart zur mathematischen Ökonomie entwickelt. Beide sind aber vom soziologischen Gesichtspunkt aus unzulänglich, da sie von der Fiktion des *homo oeconomicus* ausgehen und die gegebene gesellschaftliche Struktur, ja die gesamte geschichtliche Bewegung bei ihrem Kalkül vernachlässigen. Im Gegensatz zu dieser reinen Ökonomie setzt sich immer stärker ein ökonomisches Denken durch, das den sozialen Fakten wirklich Rechnung trägt. In einer grossen Auseinandersetzung mit den Anschauungen von Simiand und Halbwachs weist B. nach, wie beide Wissenschaften, die Nationalökonomie ebenso wie die Soziologie, zu gewinnen haben, wenn die ökonomische Wissenschaft bei ihren Untersuchungen die entscheidenden gesellschaftlichen Daten, die sozialen Gruppen, ihre Bedürfnisse, ihre Dynamik einzusetzen weiss.

Economic aspects of sociology in France.

This article examines the extent to which sociological problems have entered into present French political economy. According to B., three different types of systems of political economy have been developed — liberal, national and social economics. Very recently, classical liberal economics have evolved into mathematical economics. Both, however, are insufficient from a sociological viewpoint, in that they start from the fiction of the „*homo oeconomicus*“ and neglect the given social structure and even the entire historical movement. In contrast to this type of pure economics, economic thinking that actually takes into account the social factors is constantly gaining ground. In a detailed analysis of the opinions of Simiand and Halbwachs, B. proves that both sciences — political economy as well as sociology — would only gain if the science of economics would embody in its studies the basic social facts — the social groups, their needs and their dynamics.

¹⁾ Comment le même esprit a pu agir sur les autres disciplines en matières sociales, on s'en rendra compte dans le livre intitulé *Bilan de la sociologie française contemporaine*, que M. Bouglé publiera prochainement à la librairie Alcan.

Taine, Bergson et Nietzsche dans la nouvelle littérature française.

Par

Paul Honigsheim.

Une civilisation ne peut être comprise que si l'on considère les plus hautes valeurs spirituelles, morales et culturelles réalisées par elle. Mais pour comprendre ces idées mêmes il est indispensable d'étudier aussi les couches sociales inférieures et moyennes. L'ordre unique dans lequel peuvent être insérés les Descartes et Pascal de même que chaque membre des différentes classes sociales de la France passée et contemporaine, doit être rendu intelligible par des recherches comparatives et isolées qui mettent en rapport toutes les données correspondantes des différents pays. Voilà ce qui nous semble être le seul moyen d'arriver au maximum dans la connaissance de la France en ce qu'elle a d'individuel. Cette connaissance peut être enrichie sensiblement par l'étude de la littérature qui d'une part reflète les pensées les plus vigoureuses et qui, d'autre part, fait entendre l'écho qu'ont trouvé celles-ci chez les partisans et chez les adversaires. Ainsi notre travail porte sur quelques livres très récents qui, en apparence manquent de caractère commun, mais qui peuvent être étudiés dans un compte rendu synthétique. Tous s'occupent en effet de philosophes sociologues qui, ou bien étaient eux-mêmes des Français représentatifs ou bien qui ont eu une forte influence sur la société française soit par leur vie, soit par leurs œuvres. Il s'agit — si nous voulons caractériser ces auteurs d'un mot — de positivistes, intuitionnistes et néoromantiques.

Hyppolite Taine, sans doute, est un de ceux que l'historiographie, l'économie sociale, l'histoire de l'art et la critique littéraire officielles ont repoussé le plus fortement, particulièrement en Allemagne. Ceux qui glorifient les „grands hommes“ le prennent pour un fanatique de la théorie du milieu social, d'autres qui mettent au premier plan les collectivités le regardent comme un individualiste adorateur de la force brutale. Des ouvrages récents cependant nous permettent de rectifier ce jugement. Les trois livres suivants, quoique différents entre eux, sont tous remarquablement objectifs. Rosca¹⁾, utilisant de vastes matériaux a démontré la dépendance de Taine et son originalité par rapport à Hegel. Il fait voir comment les „éléments dyna-

¹⁾ Rosca, D.-D., *L'influence de Hegel sur Taine, théoricien de la connaissance et de l'art*. Thèse pour le doctorat, présentée à la Faculté des Lettres de l'Université de Paris, Libr. Universitaire I. Gamber 1928, Paris, 431 p.

miques Héraclitiens“ n'ont pas tellement influencé Taine. Les idées de Hegel au contraire, dans la mesure où elles ont été utilisées par Taine, sont poussées à l'absolu : elles perdent leur relation à l'histoire. Cette image nouvelle est complétée par le livre de Chevrillon¹⁾, qui tout en donnant une représentation soigneuse des différentes étapes franchies par Taine, nous révèle les influences décisives des naturalistes Geoffroy St. Hilaire, Cuvier et Lamarck. C'est de leurs travaux que Taine s'inspire pour faire entrer le climat et la race dans le cercle des forces qui constituent l'histoire. Taine, tel qu'il nous apparaît maintenant, peut être considéré comme un de ceux qui, de manières différentes ont essayé de concevoir en une synthèse des phénomènes contradictoires du xix^e siècle, tels que : sciences naturelles et historisme, collectivisme et individualisme, analyse expérimentale et synthèse philosophique. Mais, d'un autre côté, la conception de Chevrillon, tout en ayant le mérite de nous avoir expliqué Taine, n'aboutit-elle pas, dans sa logique, à des conséquences audacieuses, dangereuses mêmes ? Taine lui-même a nommé ses propres compatriotes le „peuple de l'esprit de système“.

N'est-il pas devenu dans la conception de Chevrillon une victime de cet esprit ? Nous voulons dire par là : Chevrillon n'a-t-il pas systématisé Taine un peu trop rigoureusement ?

C'est Maxime Leroy dans son brillant livre „Taine“²⁾, qui ramène les choses aux proportions convenables. L'auteur, après avoir découvert le „Descartes Social“, après nous avoir promis récemment un livre sur Sainte-Beuve, critique et psychologue, nous montre qu'il faut bien connaître son „accent personnel“ pour comprendre Taine, en tant qu'individualité parmi ses contemporains et les esprits de la même famille.

Mais on aurait tort de systématiser sans réserve. Ainsi nous savons gré à Maxime Leroy de nous avoir fait comprendre à l'aide de sa „pluralité d'accents“ un Taine qui, lui, n'est pas un livre, mais un homme en quelque sorte vivant encore, ce qui veut dire : renfermant en soi des contradictions.

Est-ce à Taine seul qu'il faut reconnaître ce caractère de „vie“, ainsi comprise ? Ne doit-on pas plutôt l'attribuer au Français en tant que tel, malgré les objections superficielles ou profondes ? La France est dans la représentation courante le pays typique du rationalisme, conception qui se justifie en quelque sorte par la réflexion suivante dont nous traiterons plus amplement dans une autre publication. Déjà au xiii^e et au xiv^e siècles, la royauté, luttant contre l'Église universelle et théocratique, contre l'idée d'un Empire germano-romain, contre la féodalité décentralisatrice et enfin contre les conquérants anglais dans le pays lui-même, dut s'adresser au sens critique de l'individu pour construire l'administration centralisée de l'État et le baser sur un corps de fonctionnaires de culture déjà rationnelle. En y insistant trop, on risque d'oublier, que dans le même pays il y a aussi, dès cette époque, une mystique, qui ne se trouve pas du tout sans relation au

¹⁾ Chevrillon, André, Taine, Formation de sa pensée, Lib. Plon, Paris, 1932, 415 p.

²⁾ Leroy, Maxime, Taine, 8 planches hors-texte. Les Éditions Rieder, Paris, 1933, 220 p.

monde que nous venons de décrire mais au contraire s'y insère et est représentée même par des personnalités qui tiennent une place importante sur les deux terrains.

Nous rappelons les noms d'Ailly et de Gerson pour les commencements, ceux de Bérulle et de Fénelon pour la grande époque de ce mouvement.

Une telle tendance vers l'expérience mystique, représentée par les individus en apparence entièrement détournés du monde social, ne saurait se maintenir qu'à condition de se servir pour sa propagande d'un des liens sociaux, essentiels en France : de la raison. On pose la question de savoir, si la conception a été fondée sur une logique rigoureuse et c'est seulement à cette condition que son défenseur peut être pris au sérieux aussi bien comme citoyen que comme penseur et que l'ayant construite en une architecture harmonieuse il paraît satisfaire aux exigences du bon goût.

C'est ainsi que nous avons rencontré un point de vue duquel les Français du XIX^e et XX^e siècle devaient envisager Bergson. La preuve en est la littérature la plus récente dont il doit être question ici : l'exposé d'ensemble de Challaye¹⁾ qui nous introduit au milieu du problème de la vie et de l'œuvre de Bergson, l'ouvrage plus difficile de Jankélévitch²⁾, le livre de Metz³⁾, travail très étendu et fort critique s'appuyant jusqu'à un certain degré sur les jugements catholiques, tels que ceux de Maritain, sans toutefois prétendre être une philosophie spécifiquement scolastique ou même catholique, ouvrage enfin supposant déjà certaines connaissances du problème, le travail de Lacombe⁴⁾, qui, sans aucun caractère biographique, se borne à éclaircir les parties psychologiques de la philosophie bergsonienne ; les publications de caractère strictement catholique de Penido⁵⁾ et de Rideau⁶⁾ et qui paraissent avec l'imprimatur de l'Église. Les auteurs déclarent, qu'ils s'en tiennent au dogme, mesure éternelle et universelle de tout jugement. Enfin la dernière publication du vieux chef moderniste Loisy⁷⁾ qui ne s'occupe, à peu près, que de la dernière œuvre de Bergson. Loisy emprunte ses arguments à la critique biblique et à l'histoire des religions, tendance compréhensible en raison des anciennes occupations de ce savant. Pour tous ces auteurs il s'agit d'abord de la question : Jusqu'à quel point l'intuition peut-elle être légitimée comme méthode philosophique ; et en second lieu :

¹⁾ Challaye, Félicien, Bergson (Les grands philosophes), Libr. Melloté, Paris, s. a., 200 p.

²⁾ Jankélévitch, Vladimir, Bergson (Les grands philosophes), Félix Alcan, Paris, 1931.

³⁾ Metz, André, Bergson et le Bergsonisme, Libr. phil. I. Vrin. Paris, 1933, 253 p.

⁴⁾ Lacombe, Roger-E., La psychologie Bergsonienne, étude critique (Bibl. de Phil. Cont.), Félix Alcan, Paris, 1933, 324 p.

⁵⁾ Penido, M.-T.-L., Dieu dans le Bergsonisme, Desclée de Brouwer & Cie (Questions disputées sous la direction de Charles Journet et Jacques Maritain, vol. XV), Paris, 254 p.

⁶⁾ Rideau, Émile, Les rapports de la matière et de l'esprit dans le Bergsonisme. Bibl. de Phil. Cont. Félix Alcan, Paris, 1932, xi et 180 p. ; Rideau, Émile, Le Dieu de Bergson, *ibid.*, 135 p.

⁷⁾ Loisy, Alfred, Y a-t-il deux sources de la Religion et de la Morale. Émile Nourrit, Paris, 1933, VIII, 204 p.

quel est son domaine d'application ? Lacombe (p. 323) et Metz (p. 136) ne voient en elle que refoulement de l'intelligence, abandon à l'extase, pur instinct, donc incapable de saisir l'essence des choses. Challaye nous aide à corriger ces reproches exagérées : Bergson, en somme, ne proclame pas une „faillite de la science“. Et contre le reproche inverse, que Bergson ne soit qu'un intellectualiste Rideau proteste avec juste raison. (Le Dieu de Bergson, p. 9-21.) Il est tout à fait significatif que cette critique provienne d'un milieu catholique.

C'est ici que nous abordons un côté important de notre problème : l'accueil, que Bergson a reçu en France. Il ne faut pas oublier en effet que toutes ces discussions, loin de se dérouler dans le vide, s'inspirent au contraire en certains points de la lutte bien réelle entre la République laïque et son adversaire, l'Église catholique. Il est vrai que celle-ci a mis à l'index des livres de Bergson — mais la conception aristotélécienne, ne fut-elle pas rejetée jadis ? et peu de temps après, insérée dans le système thomiste, devenue inoffensive par là même, ne servit-elle pas alors de fondement à la pensée universelle théocratique ? Nous croyons donc pouvoir dire que le jugement de l'Église sur Bergson ne sera pas définitif.

Il n'est pas du tout étonnant qu'on trouve l'écho de ces questions dans les livres dont nous nous occupons. En particulier on attendrait que Loisy s'en occupe. En fait il limite sa critique — juste dans les détails — et se borne à des questions particulières d'ethnologie et d'histoire. Il rejette ainsi la manière Bergsonienne de séparer la morale et la religion, de même que la thèse, que la mystique „pure“ soit un phénomène extra-historique (p. 59-90, 180). D'autre part il ne s'occupe guère du rapport du Bergsonisme au contenu de la foi catholique. Tel est au contraire l'objet essentiel du travail de Rideau : Sans doute la méthode Bergsonienne lui semble fondée sur l'expérience à tel point qu'elle n'est guère capable de saisir le phénomène religieux. Mais, par ailleurs, l'auteur ne se lasse pas de mettre en lumière le caractère fortement catholique de la dernière publication du philosophe intuitionniste. Il reconnaît avant tout l'importance que Bergson accorde à la matière et au corps tant qu'ils sont indispensables à la communication des âmes humaines entre elles. Il se sent en plein accord avec lui dans son estime du travail et dans son respect de la personnalité — qui toutefois ne se laisse pas entraîner vers un individualisme asocial — l'intuition nous conduisant finalement à un état œcuménique de l'humanité. (Les rapports, p. 157, 159, 169.) Rideau se montre ainsi un des représentants typiques des catholiques qui, par opposition aux intransigeants — tel que le Thomiste Penido — qui demandent des séparations nettes, espèrent de l'utilisation du Bergsonisme un renforcement de l'Église redouté inversement par beaucoup d'anticléricaux.

Bergson et le Bergsonisme, sont-ils seuls à troubler, — si l'on en croit certains critiques — la conception traditionnelle de la civilisation française, fondée sur la liberté individuelle dans le cadre de l'existence humaine assurée ? D'autres esprits croient cette civilisation menacée par des forces, qui, depuis toujours, tendent à détruire les modes de penser et la structure sociale traditionnelle.

Il faudrait d'abord expliquer ce qu'on entend par „individualisme“ par rapport à d'autres conceptions. La France qui semble être, en effet,

le pays classique de l'attitude individualiste, la réalise à sa façon, c'est-à-dire entre autres choses : position et respect de limites. Ceci s'explique bien par l'histoire : au XIII^e siècle, la royauté devait combattre — comme nous le disions plus haut — des ennemis de tous côtés. Dans cette lutte elle ne voyait qu'un seul allié : le tiers état, que les différents adversaires s'efforçaient de gagner aussi bien comme collectivité qu'en chacun de ses membres. On n'éveillait pas seulement le sens critique, ce que nous avons bien mentionné ; mais après avoir supprimé tout intermédiaire à l'intérieur de l'État lui-même, il fallait bien concéder à l'individu, mis ainsi directement en présence de l'État, certains droits de liberté, reconnus et défendus alors par les philosophes, les publicistes, les nominalistes, les gallicans et enfin par les partisans du droit naturel. Malgré toutes les attaques, ces droits, ayant pu être maintenu même à travers de l'époque de l'absolutisme prononcé, ont fourni une des bases sur lesquelles le „Rationalisme“ du siècle philosophique et la Révolution se sont réalisés. Tout cela, cependant, ne fut possible qu'à une condition. Certes l'individu avait un droit incontestable de critique : spirituelle, sceptique ou satirique. Mais il subordonnait sa vie, sa pensée et ses sentiments aux normes traditionnelles, également acceptées dans tous les milieux. Ces normes étaient avant tout celles de l'antiquité, conservées et transformées par le catholicisme. Ainsi s'expliquent à la fois la reconnaissance sans réserve des droits de l'homme aussi bien que l'unité inouïe du style de la vie à travers toutes les époques, toutes les générations, toutes les provinces, et toutes les couches sociales. Voilà comment s'explique aussi l'inquiétude qui apparaît quand on voit menaçante l'irruption du „chaos“ dans la conscience individuelle, brisant tous les liens moraux, spirituels et sociaux. Luther et le romantisme allemand ont été de tels orages. On en pressentit un autre dans le génie de Nietzsche.

Le premier livre de Geneviève Bianquis¹⁾ peut bien nous instruire sur l'histoire du jugement français sur Nietzsche. C'est là que les premiers efforts réussis de Lichtenberger, Halévy et d'autres, entrepris pour comprendre Nietzsche, sont rendus sensibles de même que l'histoire du malentendu de son attitude antichrétienne. Il fallut attendre le grand ouvrage d'Andler pour faire disparaître ces préjugés et éclairer définitivement la préhistoire de ses idées de Schlegel à Creuzer et Welker. Ainsi les questions qui pourraient s'y poser ne jouent guère un rôle dans la littérature récente. Mais les plus importantes des publications qui nous intéressent ici : la description — bien illustrée — de caractère assez populaire de Bianquis²⁾, l'histoire de la vie et des idées par Challaye³⁾, travail très étendu mais très net, l'ouvrage plus difficile de Maulnier⁴⁾, et enfin l'explication des différentes étapes spirituelles successives sans aucune remarque proprement biographique par Vialle⁵⁾, en dehors de ce caractère commun d'ordre négatif,

1) Bianquis, Geneviève, Nietzsche en France. Félix Alcan, Paris, 1929, 126 p.

2) Bianquis, G. Nietzsche (Maîtres des Littératures), avec 40 planches hors-texte en héliogravure. Les Éditions Rieder, Paris, s. a. 78 p.

3) Challaye, F., Nietzsche (Les Philosophes), Libr. Melotté, Paris, s. a., 246 p.

4) Maulnier, Th., Nietzsche, Libr. de la Rev. Franç., éd. 1933, 298 p.

5) Vialle, Louis, Détresses de Nietzsche, Félix Alcan, Paris, 1933, 154 p.

et à part quelques divergences de détails sont d'accord sur ces points : 1° Nietzsche n'est pas seulement le Protée qui change toujours — mais ces auteurs — citoyens du royaume de l'esprit de système — mettent l'accent sur ce qu'il y a de constant à travers les variations apparentes ; 2° Nietzsche ne détruit pas seulement ; il affirme aussi, de sorte que même les catholiques peuvent faire avec lui route commune un certain temps. — Non pas dans la politique, certes. C'est là que presque tous le rejettent, ne voyant en lui, malgré son hostilité pour un germanisme à la Wagner, le type de l'aristocrate de la force. Mais plus encore : Mme Bianquis dans son premier livre essaie de démontrer que c'était Nietzsche avant tous qui a créé l'atmosphère, dans laquelle les Barrès, Psichari, Péguy et d'autres Français — d'après elle glorificateurs du nationalisme — pouvaient réussir au milieu du pays classique des droits de l'homme (p. 81).

Un esprit analogue apparaît encore dans quelques travaux qui s'occupent de philosophes sociaux appelés en France néoromantiques. Nous terminerons par eux.

Rathenau a trouvé en M. Mohnen¹⁾ un biographe français qui raconte en détail, en les situant, ses idées. Son travail inspiré par une chaude sympathie pour l'homme se base sur une connaissance remarquable de son objet aussi bien que de toute la littérature, qui le concerne. Pourtant Rathenau n'est pas pour lui seulement un esprit apparenté aux économistes français au sens des Néo-Saint-Simoniens et de l'économie dirigée à la Delaisi, mais c'est aussi le représentant énigmatique et tragique d'un germanisme, qui se trouve être très près de celui des Gobineau et des Lapouge et qui contre sa volonté conduit au fascisme. Nous retrouvons un semblable regret dans les écrits de M. Seillière²⁾. Plein de respect comme Faguet pour l'architecture sévère de l'époque classique française, ses recherches, publiées en essais très clairs portent sur les mouvements spirituels et les phénomènes littéraires du passé et du présent de la France et des pays voisins. Par suite de leur origine les volumes en question n'évitent pas certaines répétitions. Il ne laisse pas passer la moindre occasion de railler avec une ironie souvent indignée, les attitudes qu'il désigne par „romantisme“, il les découvre sous les camouflages les plus bizarres pour les stigmatiser comme abandon total aux instincts. Laisser d'après lui un tel esprit l'emporter — revient à déchaîner les instincts à réduire l'autorité de la conscience morale et la valeur des institutions sociales. L'auteur rejette en particulier la nuance allemande du „Romantisme“ qui lui semble un peu bizarre et qui de nos jours est représentée par Klages, Prinzhorn et Ernst Bertram, biographe de Nietzsche : entraînés par leur pangermanisme, ils semblent avoir oublié jusqu'à quel degré le „homo germanicus“ a été formé par la pédagogie et la psychologie de l'Église au moyen âge. Cet oubli le „Romantisme“ français n'en a jamais

¹⁾ Mohnen, La sociologie de Walter Rathenau, Libr. du Recueil Sirey, Paris, 1932.

²⁾ Seillière, Ernest de, Sur la psychologie du Romantisme allemand (Collection „Les essais critiques“). Édition de la Nouvelle Revue Critique, Paris, 256 p. Seillière, E. de, Sur la psychologie du Romantisme français, *ibid.*, 260 p.

commis ; il a aussi conservé cette solide dose de rationalisme qui n'est pas le moindre cadeau, qu'il en ait reçu et a été gardé par ce contrepoison d'oublier trop facilement les exigences de la loyauté intellectuelle. Ainsi apparaît aussi chez M. Seillières l'Église universelle, la mère des peuples, gardienne de l'héritage de l'antiquité. Ainsi apparaît enfin le bon sens français, joyeux et attaché à la vie terrestre, sur la base de l'antiquité, du moyen âge catholique et de sa continuation gallicane.

Après ces explications il ne nous semble pas trop hardi de ramasser nos conclusions en quelques mots. Qu'on s'approche du problème que posent les relations uniquement françaises de la raison et de la mystique d'une part, de l'individu et du groupe social de l'autre — il est évident qu'il doit y avoir un principe susceptible d'unir des notions si divergentes, contradictoires même quelquefois, un principe auquel elles doivent leur propre existence. Ce principe certes, échappe à toute définition exacte. Qu'il nous soit permis cependant de le caractériser de la manière suivante : Une forme de vie sociale commune à tous les Français et qui leur est propre ; un universalisme qui la leur fait considérer comme le type même de vie sociale. Voilà en vérité la société, „le monde“ pour chaque individu qui, conscient de lui devoir son existence ne peut ni veut se voir en dehors de lui. Même si l'on se sent membre d'une élite — il va sans dire, que l'on se trouve dans un monde dont les lois ne sont pas celles d'un groupe ésotérique. Qu'il s'agisse d'une conception mystique ou de l'expérience la plus individuelle — il faut pour les communiquer les rendre claires à la raison, seul moyen social incontesté. Cette attitude sociale en tant que telle se comprend par une idée plus large encore : la raison et la société sont corrélatives, ce qui signifie que tout ce qui veut être social doit être intelligible. Voilà l'unicité, les limites et la grandeur d'une civilisation.

Besprechungen.

Philosophie.

- Dilthey, Wilhelm**, *Pädagogik. Geschichte und Grundlinien des Systems.* (Gesammelte Schriften, IX. Band). B. G. Teubner. Leipzig 1934. (VII u. 240 S.; RM. 8.—)
- Der junge Dilthey. Ein Lebensbild in Briefen und Tagebüchern 1852-1870. Zusammengestellt von Clara Misch geb. Dilthey.* B. G. Teubner. Leipzig 1933. (V und 318 S.; RM. 6.80)
- Liebert, Arthur, Wilhelm Dilthey.** *Eine Würdigung seines Werkes zum 100. Geburtstag des Philosophen.* E. S. Mittler. Berlin 1933. (VIII und 77 S.; RM. 2.50)
- Cüppers, Clemens**, *Die erkenntnistheoretischen Grundgedanken Wilhelm Diltheys.* Dargestellt in ihrem historischen und systematischen Zusammenhang. B. G. Teubner. Leipzig 1933. (VII u. 152 S.; RM. 6.40)
- Hennig, Johannes**, *Lebensbegriff und Lebenskategorie. Studien zur Geschichte und Theorie der geisteswissenschaftlichen Begriffsbildung mit besonderer Berücksichtigung Wilh. Diltheys.* Risse-Verlag. Dresden 1934. (158 S.; RM. 4.50)

Der neue Band der Dilthey-Ausgabe enthält die Vorlesungen, die D. in den Jahren 1884-1894 in Berlin über Pädagogik gehalten hat, ergänzt durch Abschnitte aus früheren Vorlesungsmanuskripten. Der erste historische Teil schildert auf breiter sozialgeschichtlicher Grundlage die Entwicklung der pädagogischen Theorie und Praxis von der Antike bis zu Comenius. Leitidee dieser Darstellung ist: die Unhaltbarkeit einer „allgemeingültigen“ pädagogischen Wissenschaft zu erweisen und die jeweils geforderte und geübte Erziehung als abhängig von den „Lebensbedingungen“ und dem „Lebensideal“ bestimmter gesellschaftlicher Gruppen aufzuweisen. „So wird diese Vorlesung vor allem das Bewusstsein der Geschichtlichkeit jedes Erziehungsideals... entwickeln“. — Die historisch-kritische Destruktion findet ihre positive Ergänzung im zweiten Teil des Bandes, wo die Grundlinien eines „Systems der Pädagogik“ skizziert werden. Innerhalb der durch die geschichtliche Situation umschriebenen Grenzen ist eine relativ „allgemeingültige“ Pädagogik möglich, sofern dem menschlichen Seelenleben eine „innere Zweckmässigkeit“ innewohnt, eine teleologische Gerichtetheit eignet. Die Grundlage jeder Pädagogik ist die Psychologie, und der „Fundamentalsatz“ einer auf Psychologie gegründeten Pädagogik ist die Behauptung, dass aus der inneren Zweckmässigkeit und Vollkommenheit des Seelenlebens „Normen dieser Vollkommenheit“ abge-

lesen werden können : „Regeln“, wie solche Vollkommenheit durch die Erziehung befördert werden kann. Die traditionelle Psychologie allerdings kann die Aufgabe, Grundwissenschaft der Pädagogik zu sein, nicht erfüllen, da sie nur eine „erweiterte Empfindungs- und Assoziationslehre“ ist, die die „elementaren“ Schichten des Seelenlebens und seine wirkliche Einheit gar nicht zu Gesicht bekommt. Ihr gegenüber verweist D. auf eine „verstehende“ Psychologie, welche die alle „höheren“ Seelentätigkeiten erst fundierenden trieb- und gefühlhaften Schichten der Seele in ihrer Wechselwirkung mit den geschichtlich-gesellschaftlichen Mächten berücksichtigt.

Die in diesem Bande vereinigten Vorlesungen liegen (worauf der Herausgeber mit Recht hinweist) noch vor der letzten philosophisch entscheidenden Epoche Diltheys. Der Versuch, jene geschichtlich- gesellschaftlichen Mächte, deren Funktion die jeweilige Erziehung darstellt, näher zu bestimmen, überschreitet nirgends die Position des blossen Historismus. Als die geschichtliche Basis der Erziehung gelten die „bestimmte Konstitution des Volkslebens, aus welcher Bedingungen, Bedürfnisse und Ideale entspringen“, oder die bestimmten „Lebensideale“ der „Nation“. Das „nationale Ethos“ erscheint vielfach als die entscheidende geschichtliche Instanz : eine nationale Erziehung wird gefordert, welche die „Leistungsfähigkeit des nationalen deutschen Staates im Wettkampf der Nationen auf das höchste Mass brächte und derselben doch zugleich die höchste Dauerhaftigkeit sicherte“. So soll die pädagogische Idee der Humanitas durch das „Gesetz der Nation“ geschichtlich konkretisiert und überwunden werden. Aber es scheint, als ob die erstrebte Vollkommenheit des Seelenlebens bei der als „abstrakt“ bekämpften humanistischen Pädagogik besser aufgehoben war als unter solchem „Gesetz der Nation“ ; und das „Bewusstsein von der Geschichtlichkeit jedes Erziehungsideals“ scheint nur dazu geeignet, die höchsten Ziele der Menschheit jedem beliebigen nationalen Ethos zur „Überwindung“ auszuliefern.

Auch sonst finden sich in diesem Bande Sätze, die im Werke Diltheys sonderbar anmuten und wohl auf dem unfertigen Charakter des Manuskriptes beruhen. Die grossen historischen Überblicke zeigen manchmal solche Vereinfachungen und Verbiegungen, dass die geschichtlichen Tatbestände dabei fast verschwinden. Wir verweisen nur auf die Stelle, wo D. den Einfluss des Absolutismus auf das geistige Leben schildern will : „Man vergleiche die Erscheinungen, da die mazedonische Dynastie aufkam, als Ludwig XIV. den französischen Absolutismus feststellte, Karl II. dasselbe in England versuchte, Lorenzo Medici in Florenz : überall sind die Abänderungen dieselben. Die geistige Bewegung wird aus der Politik in die Literatur hinübergedrängt, und darum treten die literarischen Interessen in den Vordergrund.“ Und welcher geschichtliche Sachverhalt liegt noch jenem Satze zugrunde, dass der Monotheismus sich zunächst, „seinem semitischen Ursprung gemäss, kulturfeindlich“ verhielt?

So liegt der Wert dieser Vorlesungen weniger in der Durchführung der Grundabsicht und in den historisch-soziologischen Einzelanalysen, als in der Grösse und Lebendigkeit der Gesamtkonzeption, durch die die Probleme der Pädagogik auf dem breiten Hintergrund der geschichtlich-gesellschaftlichen Welt aufgerollt werden. Und er liegt vor allem in den knappen

Andeutungen zu einer neuen Psychologie. Mit der Forderung einer wirklichkeitsnäheren Triebpsychologie, einer echten Kinderspsychologie usw. weist Dilthey klar in die Richtung, die die moderne Psychologie dann in der Tat erfolgreich eingeschlagen hat.

Nicht auf den Briefen liegt das Schwergewicht der autobiographischen Publikation über den jungen Dilthey: sie enthalten — bei manchen interessanten Einblicken in das gesellschaftliche und politische Leben Berlins zur Zeit des Aufstiegs des liberalen Bürgertums — allzuviel Belangloses und scheinen gerade an Stellen, wo Dilthey sich eingehender zu politischen Fragen äussert, öfter gekürzt. Der grosse Wert des Buches besteht in der Veröffentlichung der Tagebücher, die bisher nur in einem kleinen Privatdruck zugänglich waren. Es ist fast aufregend zu beobachten, wie sich hier, aus dem anfänglichen Schwanken zwischen Theologie, Philosophie und Geschichte, D. immer sicherer zu seinen eigentlichen Fragestellungen durcharbeitet: zur Wiederentdeckung der „Geschichte“ als der fundierenden Schicht des menschlichen Daseins und seiner „geistigen Welt“.

A. Lieberts „Würdigung“ gibt einen Überblick über die wichtigsten Dimensionen und Probleme des Diltheyschen Werkes: über die Weise seines Philosophierens, die Lebensphilosophie, die Konzeption des Systems der Geisteswissenschaften und die Idee einer „realistischen“ Psychologie. Sein Buch erreicht nirgends die Tiefe jener „Einleitung“, die Carl Misch dem 5. Band der Schriften Diltheys vorangestellt hat und die noch immer die beste „Einführung“ in sein Werk darstellt.

Wir weisen noch kurz auf zwei Spezialuntersuchungen über Dilthey hin. Cüppers gibt eine gründliche und umfassende Darstellung der „geisteswissenschaftlichen“ Erkenntnistheorie Diltheys, als deren Grundbegriffe „Erleben“, „Ausdruck“ und „Verstehen“ interpretiert werden. Er skizziert die Hermeneutik als Theorie des historisch-geisteswissenschaftlichen Erkennens und zeigt den Weg, der von der Einleitung in die Geisteswissenschaften weiterführt bis zu der grossen Aufgabe einer „Kritik der historischen Vernunft“, die der letzte leitende Gedanke der Diltheyschen Philosophie wurde.

Die Arbeit von Hennig, die im Titel mehr verspricht, gibt weniger. H. will die Lebensphilosophie bis auf Herder und Humboldt zurückverfolgen, kommt aber nur zu ziemlich verworrenen Analogien zwischen einzelnen Begriffen. In dem umfangreichen Anmerkungs-Apparat hat der Verf. ein grosses Material zusammengetragen, das noch der Verarbeitung harret. Eine brauchbare Dilthey-Bibliographie ist beigegeben.

Herbert Marcuse (Genf).

Cresson, André, *Le problème moral et les philosophes*. Armand Collin. Paris 1933. (202 S.; fr. frs. 10.50)

Palhories, L' *héritage de la pensée antique*. Félix Alcan. Paris 1933. (VII u. 197 S.; fr. frs. 15.—)

Maison, Albert, *Erasmus*. Librairie Gallimard. Nouvelle Revue française. Paris 1933. (252 S.; fr. frs. 18.—)

Halbwachs, Maurice, *Leibniz*. Nouvelle édition revue et considérablement augmentée. Mellottée. Paris 1933. (158 S.; fr. frs. 10.—)

Leroy, Maxime, *Descartes social. I. Vrin. Paris 1931. (XXXIX u. 73 ; fr. frs. 20.—)*

Pensa, Henry, *Des désordres dans les esprits et dans les mœurs aux XVII^e et XVIII^e siècles. Félix Alcan. Paris 1933. (383 S. ; fr. frs. 20.—)*

Cresson bringt nach einer ziemlich volkstümlichen Geschichte der ethischen Systeme des Altertums und des Mittelalters eine Darstellung der Genesis der kirchenfreien Moral der Aufklärung und des Liberalismus, die er nicht zuletzt auf der Grundlage der innerkatholischen Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche, zwischen Jesuiten, Jansenisten und Gallikanern erstehen sieht. Das letzte Drittel des Buches füllt dann die Darstellung der verschiedenen Spielarten der metaphysiklosen Ethik aus, unter Anlehnung an Lévy-Bruhls treffende Klassifikation. — Palhoriez gibt eine gedrängte, aber vollständige und dabei leicht lesbare Darstellung der wichtigsten Systeme des Altertums, erfreulicherweise einschliesslich der Soziallehren und der nicht philosophischen Bewegungen von vorläufiger Wichtigkeit, leider aber unter weitgehender Beiseitlassung der spezifisch soziologischen Fragen. Bezeichnend für die französische Diszipliniertheit im Sinne reinlicher Sphärenscheidung ist vornehmlich dies : der Verf. bekennt sich zum Glauben, das Christentum habe die Lösung der Fragen gebracht, welche die Antike aufwarf, aber nicht beantwortete. Die Objektivität der Darstellung ist aber von dieser Wertung unberührt geblieben.

Die Beschäftigung mit dem 16. Jahrhundert hat ihre Geschichte : lange Zeit legte der apologetisch-polemische Streit zwischen Katholiken und Protestanten den Hauptakzent auf die Frage nach dem Wesen der Reformation und schob ihn dadurch von dem Problem weg : wie kam es überhaupt zur Genesis der Neuzeit im allgemeinen, und was bedeuten in diesem Zusammenhang ausgehendes Mittelalter und Renaissance ? Jakob Burckhardt lenkte den Blick auf Italien, die Heidelberger Jellinek, Max Weber und Troeltsch auf Wiedertäufer, radikale Seitenflügel, holländische, amerikanische und englische Nachfahren ; Herbert Schöffler und seine anglistische Schule setzen in unseren Tagen diese Studien mit vielleicht noch stärkerer soziologischer Unterbauung fort. Viel weniger hat man sich — und zwar gerade in Deutschland — mit dem cisalpinen Humanismus befasst. Albert Maisons Verdienst ist es, hier den Faden weitergesponnen und u. a. erwiesen zu haben, wie jener vermeintliche „Antiklerikalismus“ sich nicht primär gegen Kirche und Orden, sondern gegen die Ungebildetheit der damaligen Mönche gerichtet hat. Insofern erleichtert das Buch, ein richtiges Bild der Gegensätze und gesellschaftlichen Gruppierungen in der Epoche werdender Neuzeit zu gewinnen. Schwerer schon ist es, über Sonderfragen des Geisteslebens des Barockzeitalters Neues zu sagen. Denn deutscherseits haben die immer erneut aufgeworfenen Fragen nach dem geistesgeschichtlichen Ort, an welchem Kant steht, französischerseits das Interesse an der Genesis des 18. Jahrhunderts eine umfangreiche Spezialliteratur gezeitigt. So kann denn auch von der volkstümlichen Darstellung, welche Halbwachs dem Philosophen Leibniz hat zukommen lassen, billigerweise

nicht verlangt werden, sie müsse viel Neues bringen. Sie schildert Lebenslauf, Freiheits- und Optimismusproblem sowie abschliessend ihren Helden als Mann der Tat, welcher die Waffen, die dem Arsenal der Wissenschaft entstammen, in der Welt der Aktion verwandt sehen wollte. Entsprechendes über Descartes war bisher weniger bekannt. Verdienstlich ist deshalb Maxime Leroy's auf umfangreichem Material aufgebauter Erweis: Descartes, welcher an und für sich Freude an der konkreten Natur hatte, interessierte sich für Medizin, und zwar im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen nicht zuletzt wegen ihrer sozialen Bedeutung, für Naturwissenschaften, speziell von der Hoffnung getragen, mit ihrer Hilfe würden einmal automatisch laufende Maschinen erfunden werden, welche den Menschen ihre Arbeit abnähmen; aus gleicher Mentalität erwachsen auch seine Wünsche auf weitere „Bildung“ der Handwerker.

Auf ein ungelöstes Rätsel des Zeitalters Ludwigs XIV. möchte wohl das Buch von Pensa hinweisen. So meint man wenigstens bei der Lektüre des Titels. Tatsächlich bringt es aber nur zweierlei: einerseits Erörterungen über Jansenismus, Gallikanismus, Bossuet, Fénelon und Frau von Guyon, die aber, verglichen mit den älteren und neueren Werken, beispielsweise von Heppe, von Groethuysen und vom Verfasser dieser Zeilen, kaum etwas wesentlich Neues bieten; andererseits eine auf wenig bekannten Quellen aufgebaute eingehende Darstellung der quietistischen Zirkel und der ländlichen und kleinstädtischen Kreise, in welchen man sich mit Zauberei befasste. Hinter alledem wittert man aber folgendes allgemeinere Problem: In der staatlich-kirchlichen Einheitskultur des Gallikanismus ist die Religion verstandesmässig unterbaut, vor allem aber in einen rationalen Zweckzusammenhang eingegliedert. Nun sind aber vorherbestehende individualistische, erlebnishafte und mystische religiöse Verhaltensarten seit dem 13. Jahrhundert zwar zurückgedrängt, aber doch nicht restlos vernichtet, vielmehr als Steine bei der Errichtung jenes neuen Gebäudes mitverwandt worden. Sie haben offenbar seitdem in einzelnen Kreisen oder in Gestalt eines besonderen religiösen Volkslebens ein Eigenleben neben dem offiziellen Staatskirchentum geführt sowie neben der Opposition in Gestalt des Jansenismus und insbesondere Pascals, die zum wenigsten in der Art der Verknüpftheit von Vernunft und Mystik der herrschenden Welt wesensverwandt waren. Inwiefern stellen aber derartige Strömungen die eine Grundlage jenes irrationalistischen Seitenflügels des 18. Jahrhunderts dar, durch welchen wiederum Pietismus und Romantik Deutschlands mit vorbereitet wurden? Doch ist hier im Rahmen eines Literaturberichts nicht der Ort, weiter diesen Fragen nachzugehen. Paul Honigsheim.

Verhandlungen des dritten Hegelkongresses vom 19. bis 23. April 1933 in Rom. Hrsg. v. B. Wigersma. J. C. B. Mohr. Tübingen und N/V H. D. Tjeenk Willink u. Z. Haarlem 1934. (278 S.; RM. 14.50)
Noel, Georges, *La logique de Hegel. Librairie philosophique J. Vrin. Paris 1933. (VIII u. 188 S.; fr. frs. 30.—)*

Die Einheit der im Verhandlungsbericht des Hegelkongresses gesammelten Vorträge ist weniger durch die Probleme als durch den blossen

Namen Hegels gegeben. Sie beziehen sich auf alle möglichen „bei“ Hegel „vorkommenden“ Dinge : „Der obligatorische Vertrag im System der Hegelschen Rechtsphilosophie“ (Julius Binder), „Hegel und der Neo-Vitalismus“ (Carl Fries), „Der Bildungsbegriff Hegels“ (Willy Moog), „Economia ed Etica nel Pensiero di Hegel“ usw., — ja man behandelt sogar „Das Problem eines Lexikons der Hegelschen Philosophie und seine Lösung“ (Herm. Glockner). Der leblose Eindruck, der von diesem Kongress ausgeht, wird nur durch einige Vorträge etwas gemildert : Th. Haering stellt das Material zur Entstehungsgeschichte der „Phaenomenologie des Geistes“ zusammen, R. Kroner macht „Bemerkungen zur Dialektik der Zeit“, und Jean Wahl untersucht das Verhältnis Kierkegaards zu Hegel. — Marxistische Hegel-Interpretationen wurden nicht diskutiert.

Noel glaubt in seinen jetzt im Neudruck vorliegenden Aufsätzen, dass die philosophische Situation in Frankreich es gestattet, den seit Véra nicht mehr gewagten Versuch einer französischen Hegel-Renaissance wieder zu unternehmen. In diesem Sinne legt er eine Interpretation der Hegelschen Logik vor, die allerdings über ein dem Zuge des Werkes genau folgendes Referat nicht hinauskommt. N. gibt einen kurzen Überblick über die Stellung der modernen französischen Philosophie zu Hegel und ihre hauptsächlichsten Einwände; er kommt zu dem Ergebnis, dass das Hegelsche System das einzige ist, „dont la critique n'a point ébranlé les fondements et qui, parmi les ruines des systèmes antérieurs, se tient encore debout dans son imposante intégrité“.

Herbert Marcuse (Genf).

Brentano, Franz, *Kategorienlehre*. Hrsg., eingel. und mit Anmerkungen versehen von Alfred Kastil. Felix Meiner. Leipzig 1933. (LI un. 405 S.; RM. 7.—, geb. RM. 8.50)

Brunstäd, Friedrich, *Logik*. R. Oldenbourg. München u. Berlin 1933. (99 S.; RM. 4.30)

Günther, Gotthard, *Grundzüge einer neuen Theorie des Denkens in Hegels Logik*. Felix Meiner. Leipzig 1933. (XI u. 226 S.; RM. 10.—)

Die Veröffentlichung der aus Brentanos letzten Lebensjahren stammenden Niederschriften zur Kategorienlehre macht eine der wichtigsten neueren Arbeiten auf dem Gebiete der Ontologie zugänglich. Der Band enthält Untersuchungen über die „Vieldeutigkeit des Seienden“, über Seinsgrade und Seinsstufen, über den Substanzbegriff, über Relationen u. v. a.; sie werden geklärt durch zahlreiche Auseinandersetzungen mit den überlieferten Formen der Kategorienlehre, insbesondere mit Aristoteles.

Das Buch Brunstädts verbindet in geschickter Weise eine Skizze der Geschichte der Logik mit der Darstellung ihrer Systematik. Besonders gut herausgearbeitet ist der frühe Verfall der ontologischen Logik des Aristoteles durch ihre Umdeutung zu dem traditionellen System der „formalen Logik“. Die am Schluss angedeutete Idee einer „universalen Logik“ entzieht sich freilich jeder begrifflichen Ausweisung : „Die universale Logik ist die Gültigkeitsbegründung der Werte in dem konstitutiven Akt der Personwirklichkeit, der sich an uns in verantwortlicher Entscheidung vollzieht,

indem wir heraustreten (Existenz) aus der Abgeschiedenheit und Absonderung, dem Aufruf und dem Anspruch folgend, der an uns ergeht“.

Günther macht den Versuch, die formal-logischen Grundlagen der Hegelschen Philosophie losgelöst von ihrer metaphysisch-systematischen Gestalt zu untersuchen. Er vertritt die These, dass bei Hegel (und in Ansätzen schon bei Fichte) eine neue Idee der Logik wirksam sei, die eine weitgehende Verwandlung und Aufhebung der traditionellen Logik voraussetze. Die durch das klassische Axiomensystem definierte traditionelle Logik erschöpft nach G. nicht den Sinn von Rationalität: sie ist eine reine „Sachlogik“, die nur die „Äusserlichkeit“ thematisiert, blossse Seinsverhältnisse denkt. Als Ergänzung erfordert sie eine reine „Sinnlogik“ als Logik der „Innerlichkeit“ mit einem dem klassischen inversen Axiomensystem, die die Objektivität nicht als seiende, sondern als gedachte thematisiert. Diese beiden „Stellungen des Gedankens zur Objektivität“ sind bei Hegel aufgehoben in der dialektischen Logik des Absoluten, als deren Zentralbegriff G. die Kategorie der „Vermittlung“ aufweist. — Die von Hegel vollzogene „Gleichsetzung“ des logischen und metaphysischen Systems ist selbst „logisch nicht mehr begründbar“; „das logische System und die ihm innewohnende Problematik kann und muss von uns übernommen werden, ohne dass wir damit gezwungen sind, uns dem metaphysischen Idealismus mit Haut und Haaren zu verschreiben“. G.'s Buch ist eine der bedeutendsten Leistungen der Hegel-Literatur und -Interpretation.

Herbert Marcuse (Genf).

Allgemeine Soziologie.

Schelting, Alexander v., *Max Webers Wissenschaftslehre. Das logische Problem der historischen Kulturerkenntnis. Die Grenzen der Soziologie des Wissens.* J. C. B. Mohr. Tübingen 1934. (VIII u. 420 S.; RM. 21. —, geb. RM. 23.—)

Der Verf. hat mit grossem Fleiss all das zusammengetragen, was sich aus dem Text der Schriften Max Webers über seine Wissenschaftslehre entnehmen lässt. Das riesige verwertete Material ist in 5 Abschnitte gegliedert: die Sinnmotive der methodologischen Forschung Max Webers, die rationale Klärung der Voraussetzungen sinnvollen Handelns und ihre Grenzen, Methodologie und Soziologie des Wissens, Max Webers logische Theorie der historischen Kulturerkenntnis und die Grenzen der methodologischen Selbstinterpretation Max Webers. Dazwischen gibt es noch einen grossen Exkurs über Mannheims Wissenssoziologie und am Schluss eine Erörterung des „Sinngelaltens historischer Kulturerkenntnis“. Diese ganze mühevolle Arbeit dient im wesentlichen dazu, dasjenige systematisch anzuordnen, was Max Weber selbst schon dargelegt hat. Wo Sch. über seinen Text hinausgeht, kommt er nur zu formal-methodologischen Fragen.

Herbert Marcuse (Genf)

Durkheim, Emile, *On the Division of Labor in Society. Being a translation of his : De la Division du travail social, with an estimate of his work, by George Simpson. Macmillan. New York 1933. (XLIV u. 539 S. ; \$ 3,50)*

Der Herausgeber schickt seiner Übersetzung der zuerst im Jahre 1893 erschienenen Schrift Durkheims „De la Division du Travail Social“ eine Einleitung voraus, in der er eine Einschätzung der Durkheimschen Soziologie zu geben versucht. Er kritisiert zunächst das methodische Verfahren D.s, welcher, der positivistischen Tradition folgend, keinen Unterschied zwischen den Gesellschafts- und Naturwissenschaften mache. Die Auffassung D.s von dem Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft und der Rolle des Kollektivbewusstseins ergebe sich daraus, dass D. die moderne Gesellschaft mit der primitiven verwechsle. In dem Schlusskapitel seiner Einleitung behandelt Simpson D.s Verhältnis zum Sozialismus. Nach D.s Auffassung müsste die Teilung der Arbeit sich harmonisch auswirken, und es könnte nur selten „Abnormitäten“, Ausnahmen davon geben. Dieser Optimismus D.s sei eine Folge davon, dass er den modernen Kapitalismus nicht verstehe, er habe das Wirtschaftsleben ähnlich wie A. Smith als einen spontanen harmonischen Prozess betrachtet. Aber es handele sich nicht darum, so wie D. das meinte, die Funktionen des Kapitalismus zu regeln, sondern das System selbst zu beseitigen. D. habe als Lösung ein Kompromiss zwischen der Produktion für den Profit und der Produktion für den Bedarf vorgeschlagen. Nach Marx kann es einen solchen Kompromiss nicht geben, die Abschaffung der von D. so genannten Abnormitäten in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung könne nur erfolgen, wenn die Industrie in das Eigentum der Gesellschaft übergehe.

Charles Bédry (Genève).

Fairchild, Henry Pratt, *General Sociology. John Wiley. New York 1934. (634 pp. ; \$ 3.75)*

As an introductory work on Sociology, this book embodies some interesting features. It pays attention to the nature of social causation and rejects the mechanical conception for one which regards social relations as reciprocal and rotatory ; it makes a useful classification of social groups on the basis of volition ; it analyses the psychological forces of society and classifies interests in a novel manner ; it explains the meaning of applied Sociology and of the concepts of normality and abnormality ; and finally it shows the significance of ultimate values for sociological theory.

Prof. Fairchild's position is similar to that of the founders of modern Sociology, Comte and Spencer. He regards Sociology as „the study of man and his human environment in their relations with each other“ and its goal as „the discovery of the true and indigenous laws and processes of social relations.“ It follows, therefore, that one of the tasks of such a science is the prediction of social phenomena. Prof. Fairchild also realizes that Sociology attempts not only to understand Society but also to change and control it, and in this connection he develops the distinction between

social reform and social engineering, concepts which owe much to Giddings. He rightly emphasizes the economic factors in social life, „those basic and determinate relations of men to their human environment“, and cogently analyses the material existence of society into four basic factors: land, population, standard of living and economic culture.

The weakest part of the book is the treating of socialism, capitalism and Marxism, and of social institutions such as the State and Religion. To write as the author does that „the State is inherent in human nature“ is misleading to say the least, and to argue that ancestor-worship is the main root of religion is to put forward a thesis that has long been rejected by competent authorities.

The concluding section of the book is devoted to questions, study topics and a useful bibliography. There is, in addition, a detailed index.

J. Rumney (London).

Ross, E. J., *A Survey of Sociology.* Bruce Publishing Co. New York. 1933. (XXII & 580 pp.; \$ 3.50)

A more correct title of this book would be „A Survey of Catholic Sociology“ or „A Compendium of Christian Social Science“. We are warned by the author that we cannot make headway in this science unless we accept certain postulates established by reason such as the existence of god, man's supramaterial and eternal soul, etc. The infallible wisdom of papal encyclicals which are generously quoted, is freely drawn upon for the elucidation of the family, the state, trade-unionism, socialism, property, eugenics and other matters. The student who wishes to know what official Catholicism has to say on these very important problems, should find this book useful.

J. Rumney (London).

Ingram, Kenneth, *Modern Thought on Trial.* Philip Allan. London 1933. (245 pp.; 8 s. 6 d.)

The author attempts to develop a synthesis between modernism and orthodoxy, and welcomes many recent changes in religion, politics and morals in so far as they do not conflict with certain seemingly eternal principles of orthodoxy. The impression on reading this book is not that modern thought, but orthodoxy which is on trial, and that no other verdict but that of its guilt, is possible.

J. Rumney (London).

Droysen, Johann Gustav, *Politische Schriften.* Im Auftrage der Preussischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Felix Gilbert. R. Oldenbourg. München und Berlin 1933. (XI u. 382 S.; RM. 18.80.)

Astholz, Hildegard, *Das Problem „Geschichte“ untersucht bei J. G. Droysen.* E. Ebering. Berlin 1933. (217 S.; RM. 8.40)

Den 1924 bereits erschienenen Aktenstücken und Aufzeichnungen zur Geschichte der Frankfurter Nationalversammlung aus dem Nachlass Johann Gustav Droysens und dem 1929 veröffentlichten Briefwechsel

folgt jetzt eine von Felix Gilbert herausgegebene Sammlung der politischen Aufsätze und Denkschriften jenes liberal und kleindeutsch eingestellten Politikers und Historikers, die unsere Droysenkenntnis auf eine schöne Weise bereichert und ergänzt. Die meisten dieser Aufsätze und Denkschriften sind von dem Feuer erfüllt, das man manchmal bei den Historikern antrifft, die überzeugt sind, dass die Historie der Politik zu dienen hat. Von besonderem Reiz sind die Aufsätze aus den Jahren 1848/49. In ihnen erscheint D. als ein liberaler Patriot, der von der Frankfurter Nationalversammlung die Erneuerung des deutschen Reiches und die Überwindung des Partikularismus erwartet und sich dann, nachdem der revolutionäre Reichsgründungsversuch der Paulskirche misslungen war, ganz auf Preussen warf, die Idee der borussischen Geschichtsschreibung konzipierte, zum Propheten der deutschen Einigung durch Preussen wurde und so auf seine Weise die bismarcksche Lösung der deutschen Frage geistig mit vorbereitete.

Ausgehend von der berühmten Fragestellung: „Wie wird aus Geschäften Geschichte?“ wird der Begriff der historischen Zeit, die Ansetzung der Geschichte als „sittlicher Welt“ und die droysensche Hermeneutik von Astholz analysiert; ein Schlussteil legt die religiösen Grundlagen der droysenschen Historik dar. Das Buch hält sich hauptsächlich an den „Grundriss der Historik“, berücksichtigt aber auch ständig die grossen Geschichtswerke, den Briefwechsel und die schwer zugänglichen ersten Manuskripte und Nachschriften der Vorlesung über Historik. Die gegenwärtige Wirkung und Auslegung Droysens wird stark betont; die existenziale Analytik und der aus ihr gewonnene Begriff der Geschichtlichkeit des Daseins wird zum Boden der Darstellung und Kritik gemacht. Die gründliche Arbeit wird über eine blossе Materialsammlung hinaus den Problemen durchaus gerecht.

Oswald Bieber (Berlin).

Reinhard, Ewald, Karl Ludwig von Haller, der „Restaurator der Staatswissenschaft“. Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlicher Verlag. Münster 1933. (225 S.; RM. 2.25)

„Der Enkel des grossen Haller“ ist der letzte bedeutende Romantiker des Staatsrechts. Sein wichtigstes Werk, die „Restauration der Staatswissenschaft“, die der Restauration im voraus ihre moralische und wissenschaftliche Rechtfertigung erteilt hat, ist die bedeutendste Kampfschrift, die mit wissenschaftlicher Methode gegen die Ideen der französischen Revolution geschrieben wurde: Vieles, was Haller damals als „widernatürlich“ und „staatsgefährlich“ bezeichnete, steht heute wieder im Brennpunkt politisch-pseudowissenschaftlichen Streites, der, wie ein Blick auf die neue deutsche Staatsrechtsliteratur zeigt, ebenso wie bei Haller in die wissenschaftliche Arbeit übergeht und ihr Gesicht bestimmt. — R., ein ausgezeichnete Kenner der von ihm bereicherten Hallerforschung, will einen neuen Beitrag zum Verständnis dieses mehr als in einer Hinsicht sonderbaren Mannes liefern. Er gibt unter Verwertung eines grossen, teils unbekannt gebliebenen, teils verstreuten Materials eine Chronik des äusseren Lebensschicksals des Schriftstellers, Politikers und Gelehrten, in der den zahlrei-

chen Veröffentlichungen und Arbeiten Hallers der gebührende Platz angewiesen wird. Das mit einem grossen Quellennachweis versehene Buch erleichtert zweifellos die wissenschaftliche Durchdringung der Hallerschen Arbeiten, die es freilich keiner geisteswissenschaftlichen Analyse unterzieht.

H. Mankiewicz (Lyon).

Gorer, Geoffrey, *The revolutionary Ideas of the Marquis de Sade with a forword by Professor J. B. L. Haldane.* Wishart & Co. London 1934. (264 S.; 8 s. 6 d.)

Dieses Buch will ein Bild de Sades geben, das wesentlich von dem üblichen abweicht, indem es ihn sehr ausführlich selbst zu Worte kommen lässt und so dem Leser erlaubt, „to judge him through his own words“.

Nach einer kritischen Darstellung seines Lebens und seines literarischen Werkes gibt G. einen Abriss der wesentlichsten Ideen de Sades über Philosophie, Gott und Natur, Politik, Sexualität, Lust und Liebe und endlich über den „Sadismus“. Als Philosoph war de Sade ein Anhänger La Mettries. Philosophie ist für ihn „not the art of consoling fools : its only aim is to teach truth and destroy prejudices.“ Als Grundprinzip der gesellschaftlichen Struktur erscheint ihm die Klassenteilung : „I saw the rich continually increasing the chains of the poor, while doubling his own luxury, while the poor insulted and despised by the other did not even receive the encouragment to bear his burdens. I demanded equality and was told I was utopian ; but I soon saw that those who denied its possibility were those who would loose by it...“ Eigentum nennt er „a crime committed by the rich against the poor.“ Religion ist ihm eines der wichtigsten Mittel, deren sich die herrschende Klasse zur Niederhaltung der Massen bedient : „When the strong wished to enslave the weak, he persuaded him that a god had sanctified the chains with which he loaded him and the latter, stupefied by misery, believed all he was told.“ Auch über die emotionellen Beziehungen zwischen den Klassen macht de Sade sehr interessante Bemerkungen. Gesetze sind ihm Klassengesetze im Interesse der Besitzenden : „The object of laws is either to multiply crimes or to allow them to be committed with impunity“. Er ist ein erbitterter Gegner der Gefängnis- wie der Todesstrafe. Das einzige Mittel, einen Verbrecher zu bessern, ist, das Interesse zu zerstören, das er am Verbrechen hat. Die Hinrichtung bleibt de Sade, wie der Krieg, Mord, für den es keine moralische Rechtfertigung gibt. Für diese Überzeugung hat er viele Jahre seines Lebens geopfert, als er es ablehnte, als Richter während des Terrors seine Schwiegereltern, die seine erbittertsten Feinde und die Ursache seiner jahrelangen Gefangenschaft waren, zum Tode zu verurteilen, und wegen dieser Milde selbst wieder ins Gefängnis geworfen wurde.

Die grösste Gefahr für die Durchsetzung der Gleichheit unter den Menschen sieht de Sade in der Familie ; ihre Interessen sind notwendigerweise egoistisch und gegen die Gesellschaft als solche gerichtet. Für die Frau verlangt er völlige Gleichheit in jeder Beziehung, auch in sexueller. Für die Hauptursachen des europäischen Elendes sieht er an : Privateigen-

tum, Klassenunterschiede, Religion und Familie : „Do not think that you can make good republicans as long as you isolate children in their family, children who should belong only to the republic“. Die Sexualität ist ihm die wesentlichste Quelle der Lust : „Sex is to the other passions what the nervous fluid is to life ; it supports them all, lends strenght to them all... ambition, cruelty, avarice, revenge, are all founded on sex“. Ist er in dieser Beziehung ein Vorläufer Freuds, so auch in seinen Ansichten über die Sexualität des kleinen Kindes und über den inzestuösen Charakter der Liebe der Kinder zum gegengeschlechtlichen Elternteil. Lust ist ihm das Hauptziel des menschlichen Daseins. Liebe ist qualitativ durchaus verschieden von der sexuellen Begierde : „It seems to me again that love and pleasure are two very different things ; that not only is it not necessary to love to get pleasure, but even it is enough to get pleasure not to love“. Die Bemerkungen über Sadismus sind zu tiefgreifend und kompliziert, um im Rahmen einer Buchbesprechung dargestellt zu werden. Bedauerlicherweise macht der Verf. gerade hier nicht ganz klar, inwieweit er de Sades Gedanken wiedergibt oder seine eigenen.

Es ist das ausserordentliche Verdienst des Buches, die zum Teil sehr fruchtbaren Gedanken de Sades wieder zugänglich gemacht zu haben.

Erich Fromm (New York).

Giuliani, Antonio de, *La cagione riposta delle decadenze e delle rivoluzione, due opuscoli politici del 1791 e del 1793, editi a cura e con introduzione di Benedetto Croce. Bari. Laterza 1934. (XXVIII-108 p. ; L. 8.—)*

Benedetto Croce a découvert deux ouvrages oubliés du philosophe italien Antonio de Giuliani. Celui-ci, né à Trieste en 1755, parcourut nombre des États européens, chargé d'enquêtes politiques par Joseph II, l'empereur réformateur : il se forma ainsi un esprit aigu et critique, mais foncièrement sceptique. Des impressions douloureuses de ses voyages il dégagea la matière de ses brochures politiques, que l'on avait oubliées et que l'on croyait périmées. Le premier essai, *Saggio politico sopra le vicissitudini inevitabili nelle società civili*, constitue, selon la juste remarque de M. Croce, „un manifeste contre le despotisme, l'absolutisme et le monarchisme éclairé“ ; en effet, l'auteur est persuadé que la raison est impuissante à établir l'ordre dans la société, dont l'équilibre est forcément altéré par la lutte de deux forces contradictoires, la classe productrice et la classe des consommateurs, lutte qui est à la base des révolutions.

A ce propos, l'auteur esquisse une doctrine sur l'accroissement de la population, qui arrive aux mêmes résultats que celle de Malthus, quelques années avant les études de l'économiste anglais. Trois ans après, en 1793, de Giuliani insistait sur ses théories au cours d'une sorte de proclamation qu'il adressait à la Convention Nationale, où il soutenait que les philosophes sont aussi impuissants que les rois à influencer les forces naturelles, mais que le gouvernement d'un seul est toutefois préférable aux vaines déclamations des révolutionnaires.

C'est donc un triste esprit de quiétisme qui ressort des méditations du philosophe italien, dont la foi monarchique ne provenait que du fait qu'il y voyait somme toute le moindre des maux. La nouveauté et la valeur historiques de De Giuliani résident dans cette conception antirationaliste et antipragmatiste de l'histoire, qui lui vaut cette résurrection et lui assure une place caractéristique dans le développement de la politique et de l'économie.

Paolo Treves (Mailand).

Hecker, Julius, *Russian Sociology. A contribution to the History of sociological Thought and Theory, with a foreword by Sidney Webb.* Chapman U. Hall. London 1934. (XVI und 313 S.; 8 s. 6 d.)

Das Buch gibt eine sorgfältige und kenntnisreiche, wenn auch etwas trockene Darstellung der Theorien der bedeutenderen russischen Soziologen des 19. und 20. Jahrhunderts.

H. beginnt mit der Charakteristik des interessantesten Vertreters der Soziologie der Slavophilen, Danilevsky. Dann folgen der Neoslavophile Soloviev, die Vertreter des russischen Nationalismus (Leontjew, Pobiedonoszew), die Plejade der Westler: Tschadajew, Belinsky, Granowsky, Herzen, Tschernischewsky. Mit besonderer Ausführlichkeit ist die russische subjektivistische Schule dargestellt. Der Leser erhält eine Vorstellung von Soziologen wie Lawrow und Michailowsky, die Jahrzehnte lang einen entscheidenden Einfluss auf die russischen Intellektuellen ausgeübt haben. Der dritte Vertreter der gleichen Schule, Karejew, erfährt auch ein einzelne gehende Darstellung. Kürzer behandelt ist die eklektische Theorie des Führers der Partei der Sozialisten-Revolutionäre, Tschernow. Es folgen der Anarchist Kropotkin, die französisch-russischen Soziologen Nowikow und de Roberty, der Wirtschaftshistoriker und Soziologe Kowalewsky und der jetzt in Amerika lebende P. Sorokin, deren Werke durch ihre Uebersetzung in westeuropäische Sprachen bekannt geworden sind. Ein grosses Kapitel ist den russischen Marxisten gewidmet, von denen H., obgleich er offensichtlich ihre Anschauungen teilt, einen wenig originellen Bericht gibt.

Das Buch gewinnt erheblich durch die Einfügung eines kurzen Überblicks über die politischen Kämpfe im Russland des 19. Jahrhunderts, ohne die die russische Soziologie nicht zu verstehen ist. Bezeichnenderweise findet man in der langen Reihe der russischen Soziologen nur 4 oder 5 Professoren. Alle übrigen waren Parteiführer, Publizisten oder gemassregelte Gelehrte.

H. stellt abschliessend fest, dass der Einfluss der russischen Soziologie auf die nichtrussische Welt lange gering war, dass er neuerdings auf Grund der ausserordentlichen Wirkung des Leninistischen Marxismus sehr angewachsen ist, dass aber noch viele bedeutende soziologische Gedanken der Zugänglichmachung für die „westliche“ Welt harren.

Tatjana Smith (London).

Psychologie.

Stern, William, *Der personale Faktor in Psychotechnik und praktischer Psychologie*. Vortrag, gehalten auf der VII. Internationalen Konferenz für Psychotechnik, Moskau, 13. Sept. 1931. *Zeitschrift für angewandte Psychologie*, 44 (1/2) 1933, S. 52-63.

Spielrein, N., *Zur Theorie der Psychotechnik*. Vortrag, gehalten auf der VII. Internationalen Konferenz für Psychotechnik, Moskau, 9. Sept. 1931. *ZAngPs*, 44 (1/2) 1933, S. 31-51.

Lipmann, Otto, *Grundlagen und Ziele der Psychotechnik und der praktischen Psychologie*. Diskussionsbemerkungen zu den Artikeln von Erdélyi, Stern und Spielrein und zur VII. Internationalen Konferenz für Psychotechnik. *ZAngPs*, 44 (1/2) 1933, S. 64-79.

Stern vertritt den individualistisch-personalistischen Standpunkt. Er glaubt, dass die heutige Psychotechnik als „die praktische Wissenschaft von der Erkennung menschlicher Eigenschaften und Verhaltensweisen unter dem Gesichtspunkt ihrer bestmöglichen Verwendung im Wirtschafts-, Arbeits- und Berufsleben“ sich nur „transpersonale“ Ziele setze und sich nicht genügend mit der Rückwirkung ihrer Massnahmen auf die betroffenen Individuen befasse. Bei Berufseignungsprüfungen dürfe nicht nur gefragt werden: welcher Bewerber kann diese Arbeit am raschesten und geschicktesten leisten?, sondern der personale Faktor müsse auch mitberücksichtigt werden. Es sei Aufgabe des Psychologen, für jeden Menschen diejenige Arbeit zu finden, die ihm als Leistung, Erlebnis und Ausdrucksform adäquat ist. Als praktische Methode der Diagnose schlägt S. die „polysymptomatische Methode“ vor. Nicht das stückhafte Nebeneinander vieler Symptome, sondern ihr Ineinander und ihre Hierarchie muss herausgefunden werden, die jeweilig charakteristischen Symptomgruppen. Erst dadurch ist es möglich, ein Totalbild der Persönlichkeit zu erlangen.

Spielrein, der Führer der sowjetrussischen Psychotechniker, wirft der bürgerlichen Psychotechnik vor, dass sie die Probleme des Werdens der zu prüfenden Eigenschaften vernachlässige. Sie betrachte sie als konstant und ignoriere den Einfluss der sozialen Umgebung, in der ein Mensch arbeitet. Durch die Tests wird nur das Verhalten des durch die Versuchsbedingungen vom sozialen Milieu isolierten Menschen untersucht. Häufig werden nach S. auch unter dem Deckmantel von Intelligenzprüfungen Kenntnisprüfungen vorgenommen, bei denen die Anforderungen so gestellt sind, dass sie nur von Personen, die bürgerliche Schulen besucht haben, erfüllt werden können. Das Proletariat bedürfe derartiger Methoden nicht. Die sowjetrussische Psychotechnik könne ohne Hemmungen die wahren Triebkräfte der Entwicklung des Menschen aufdecken. Aus dem richtigen Verständnis der soziogenen psychischen Veränderungen ergebe sich, dass man sich nicht mit blossen Konstatierungen von Eigenschaften und Fähigkeiten begnügt, sondern besonderes Gewicht auf die Gestaltung der Erziehung im Hinblick auf das Berufsziel legt. Da der Jugendliche in der UdSSR schon in der Schule in eine lebendige Beziehung zum Produk-

tionsprozess gebracht werde, ergebe sich der Anschluss der psychotechnischen Aufgaben an die Grundsätze der polytechnischen Erziehung von selbst.

Lipmann stellt sich mit seinen Diskussionsbemerkungen auf den Boden der Tatsachen und betont Stern gegenüber : dass man notwendigerweise in der Praxis sowohl personalistische als auch transpersonale Ziele verfolgen müsse je nachdem, ob es sich darum handle, einem Ratsuchenden einen Beruf zuzuweisen, in dem er seine Persönlichkeit ganz entfalten könne, oder darum, diejenigen Arbeiter zu finden, die sich für eine spezielle Arbeit am schnellsten anlernen liessen. Er lehnt jede metaphysische oder politische Wertung in der Psychotechnik ab, versucht darüber hinaus aber noch nachzuweisen, dass Spielreins Vorwürfe gegen die bürgerliche Psychotechnik nicht berechtigt seien : wenn sie die Wandelbarkeit menschlicher Fähigkeiten nicht genügend berücksichtigt, so geschieht das nicht aus dem bewussten Bestreben, den derzeitigen politischen Zustand aufrechtzuerhalten und damit die Herrschaft der Bourgeoisie zu retten : die westeuropäisch-amerikanische Psychotechnik stehe in der bürgerlichen Situation, und deshalb erwachsen ihr notwendigerweise zum Teil andere Aufgaben und Ziele als einer Psychotechnik in einem sozialistischen Lande. Beide können nur aus ihrer Situation heraus beurteilt werden, und beide können in ihrer Situation „richtig“ sein.

Für den Soziologen ist es von besonderem Interesse, dass diese Auseinandersetzungen über die Grundlagen der Psychotechnik zugleich sehr viel konkretes Material für die Sozialforschung beibringen, z. B. über die gesellschaftliche Bedingtheit wissenschaftlicher Arbeitsmethoden.

Henriette Muther (München).

Staewen-Ordemann, Gertrud, *Menschen der Unordnung. Die proletarische Wirklichkeit der ungelerten Grosstadtjugend*. Furche-Verlag. Berlin 1933. (216 S. ; RM. 3.90, geb. RM. 4.80)

Weiland, Ruth, *Die Kinder der Arbeitslosen*. Vorwort von Gertrud Bäumer. Verlagsgesellschaft R. Müller m. b. H. Berlin-Eberswalde 1933. (VII u. 60 S. ; RM. 2.60)

Suhr, Werner, *Jugend in der Entscheidung*. Alfred Protte. Postdam 1933. (68 S. ; RM. 1.80)

Die Arbeit Staewen-Ordemanns übertrifft andere Untersuchungen auf diesem Gebiet (z. B. von Dehn, Franzen-Hellersberg u. a.) durch Unmittelbarkeit : die Äusserungen der ungelerten Jugendlichen über Arbeit und Freizeit, Arbeitslosigkeit, Freund und Freundin, Familie, Politik, Glauben und Kirche sind von einer Offenheit, wie sie besonders bei den Äusserungen über die sexuellen Beziehungen in keiner andern Arbeit anzutreffen ist. Die Verf. betont, kein „wissenschaftliches Werk“ geschrieben zu haben, und hofft, die Veröffentlichung durch ihren Wirklichkeitscharakter gerechtfertigt zu sehen. Nichtsdestoweniger wäre es im Interesse der Eindringlichkeit des Wiedergegebenen notwendig gewesen, den Genauig-

keitsgrad der Zitate mitzuteilen. Es heisst nur, dass die Mitteilungen „langjährigen persönlichen Beziehungen zur proletarischen Jugend“ entstammen und „zugleich das Resultat einer grossen Anzahl von Besuchen sind, die von Mitgliedern einer kleinen Arbeitsgemeinschaft in Berliner Berufsschulen gemacht worden sind“. Von diesen methodischen Bedenken abgesehen, ist die Arbeit sehr wertvoll, insbesondere dort, wo sie über Teil- oder Grenzsichten des Proletariats (z. B. Radfahrer, Pagen) berichtet, über deren Leben bisher wenig bekannt war, und dort, wo sie Feststellungen über den Einfluss der Arbeitslosigkeit auf das Leben dieser Jugendlichen trifft; es gibt bisher bemerkenswert wenige sozialpsychologische Untersuchungen über den Einfluss der Krise auf das Proletariat.

Die kleine inhaltvolle Schrift von Weiland enthält Teile des umfangreichen Materials, das von der Deutschen Zentrale für Freie Jugendwohlfahrt, bzw. von den ihr angeschlossenen Spitzenverbänden und Fachorganisationen zusammengetragen worden ist, um der Union Internationale de Secours aux Enfants in Genf einen Bericht über den Einfluss der elterlichen Arbeitslosigkeit auf die deutschen Kinder zu erstatten. An der Bereitstellung von Berichten, Gutachten und Schilderungen einzelner Kinderschicksale beteiligten sich ausserdem Ärzte, Sozialpädagogen, Fürsorgerinnen, Jugendpfleger, Beamte und Angestellte in Arbeits- und Berufsämtern, in Gesundheits- und Wohlfahrtsbehörden. Der erste Abschnitt, den Einfluss der Arbeitslosigkeit auf die Gesundheit behandelnd, ergänzt das Bild, das Dr. Julius Moses in seiner Denkschrift „Arbeitslosigkeit : ein Problem der Volksgesundheit“ im Jahre 1931 der Regierung und den Parlamenten unterbreitet hat. Inzwischen sind die gesundheitlichen Schäden infolge der längeren Krisendauer weiter fortgeschritten, besonders in den Städten, während die Lage in den ländlichen Gemeinden natürlich noch erheblich günstiger ist. Die Rückwirkungen auf die geistige Entwicklung der Kinder, wie sie in den nächsten Abschnitten geschildert werden, waren bisher in diesem Ausmass nicht fassbar. Besonders aufrüttelnd werden die Berichte über die Zunahme des Kinderbettelns und der Kinderarbeit wirken, sowie die Beobachtungen aus den Kindergärten, wonach Inhalt und Form der Kinderspiele schon weitgehend von der Arbeitslosigkeit bestimmt werden. Die Schulleistungen sind erheblich gesunken, teils infolge der schwindenden Konzentrationsfähigkeit der Kinder, teils infolge des immer stärker fühlbaren Mangels an Lehrmitteln. Auch in die Zukunftswünsche der Kinder ist die Arbeitslosigkeit eingedrungen: kein Lebensbereich ist ihr entzogen. Eine Generation wächst heran, die im zartesten Alter körperlich, geistig, seelisch verkümmert und kaum mehr imstande sein wird, die Schuld der Gesellschaft einzuklagen.

Da Suhr die soziologische Fragestellung für die Behandlung seines Themas grundsätzlich verwirft, ist in seiner Schrift keinerlei Differenzierung von bürgerlicher, bürgerlicher und proletarischer Jugend zu finden. Allerdings ist der Situation der „Jugend auf dem Lande“ ein eigenes Kapitel gewidmet, das aber nicht zwischen der in bürgerlichen Lebensformen und der in den Mittelstädten aufwachsenden bürgerlichen Jugendschicht unterscheidet. Die Bedeutung der Wirtschaftslage für die Haltung der jungen Generation wird zwar genau erkannt, aber mehr auf Grund eines sehr summarischen Hinweises auf die finanziellen Kalamitäten als von dem sozialen Standort der

einzelnen Jugendschichten aus aufgewiesen; das diesen Problemen besonders zugewandte Kapitel ist mit den bezeichnenden Worten „Das Übel der Geldfrage“ überschrieben. Diese zwar wesentliche, aber zu allgemein gehaltene Fragestellung vermag nicht zu der konkreten Struktur der gesellschaftlichen Lebensformen, die für das Schicksal der Jugend von entscheidender Bedeutung sind, vorzudringen. Die übrigen Abschnitte, meist Impressionen des Verf., tragen folgende Überschriften: „Die neue Jugend“, „Der vergangene Krieg“, „Haltung oder Wesen“, „Die jungen Mädchen“, „Zur Frage der Erotik“, „Die Jugend auf dem Lande“, „Rückblick als Ausblick“.

J. S. Pyr (Berlin).

Myers, Charles S., *A Psychologist's Point of View; twelve semi-popular Addresses on various Subjects.* William Heinemann. London 1933. (VI u. 207 S.; 7 s. 6 d.)

Eine Sammlung kleiner Aufsätze, die alle möglichen Themen behandeln — vom phylogenetischen Entwicklungsprinzip und der Entstehung des Musikempfindens, von den Problemen der Vermehrung der industriellen Produktion und der psychologischen Berufsberatung bis etwa zu Fragen, wovon menschlicher Erfolg abhängt, aus welchen Motiven man bete, wie sich Trieb und Intellekt zu einander verhalten usw. Das Vorwort versichert, was diese heterogenen Themen miteinander zu tun haben: „Dies wenigstens ist ihnen gemeinsam: sie sind alle von demselben Autor geschrieben — einem Psychologen — und vorwiegend von einem — dem psychologischen — Standpunkt aus.“

Dieser „psychologische Standpunkt“ ist experimentalpsychologisch bzw. psychotechnisch und steht wohl da, wo es sich um diese Disziplinen handelt, auf der Höhe der Wissenschaft. Überall dort aber, wo das engste Fachgebiet überschritten wird, sind die philosophischen und soziologischen Problemstellungen und Antworten naiv. Ganz verfehlt ist das Kapitel über Psychoanalyse, wo älteste, längst widerlegte Einwände noch einmal vorgebracht werden. Neu aber ist folgendes: M. setzt auseinander, im Laufe der Entwicklung der analytischen Theorie habe sich soviel geändert, dass es dem Nichteingeweihten schwer falle zu wissen, was heute noch gelte. Denn: „... vor sechs Jahren schrieb Freud: ‚Man könnte mich fragen, ob und inwieweit ich selbst von den hier entwickelten Annahmen überzeugt bin. Meine Antwort würde lauten, dass ich weder selbst überzeugt bin, noch bei anderen um Glauben für sie werbe. Richtiger: ich weiss nicht, wie weit ich an sie glaube‘“. Schlägt man die angeführte Stelle nach, so findet man tatsächlich die zitierten Worte, aber sie beziehen sich selbstverständlich nicht auf alle Erkenntnisse der Psychoanalyse, sondern lediglich auf einen knapp vorher vorgetragenen spekulativen Gedankengang!

Otto Fenichel (Berlin).

Berg, Louis, *The Human Personality.* Williams & Norgate Ltd. London 1933. (321 S.; 8 s. 6 d.)

Der Autor versucht, eine Gesamtdarstellung der menschlichen Persönlichkeit zu geben. Besondere Berücksichtigung finden die innersekreto-

rischen Vorgänge, die Tatsachen der kindlichen Entwicklung und der Sexualität und die neurotischen, kriminellen und psychotischen Persönlichkeiten. B. behandelt die Probleme wesentlich vom Standpunkt der psychoanalytischen Theorie aus und gibt eine klare und für den Soziologen instruktive Darstellung. Das Buch lässt eine entsprechende Würdigung der ökonomischen und sozialen Bedingungen der Persönlichkeitsentwicklung vermissen.

Erich Fromm (New York).

Unwin, J. D., *Sexual Regulation and Human Behaviour*. Williams and Norgate. London 1933. (108 p.; 7 s. 6 d.)

Marañón, Gregorio, *The Evolution of Sex and Intersexual Conditions*. Allen and Unwin. London 1933. (344 p.; sh. 15.—)

M. Unwin part du principe que le niveau culturel d'une société dépend de son énergie sociale et mentale. Celle-ci à son tour dépend de la réglementation plus ou moins sévère de la sexualité. Plus une société est disciplinée dans ses relations sexuelles, plus elle s'impose de restrictions, plus aussi elle est capable de produire une civilisation élevée. Un des principaux arguments de l'auteur, c'est que dans les sociétés où les rapports sexuels préconjugaux ne sont pas interdits, c'est le stade magique qui prédomine, tandis que lorsqu'ils sont interdits, on voit naître une société théocentrique. Sans discuter le matériel assez critiquable sur lequel sa thèse repose, nous soulignerons combien souvent l'auteur prend l'effet pour la cause.

L'ouvrage de M. Marañón cherche à établir sur des données biologiques, expérimentales et cliniques, que les deux sexes ne sont pas deux entités opposées et irréductibles telles qu'on les a longtemps considérées. Il y a en réalité tous les degrés de passage d'un sexe à l'autre. De multiples traits féminins se trouvent chez de nombreux mâles et vice-versa. Du point de vue thérapeutique endocrinologique, l'auteur se montre assez sceptique sur les résultats obtenus jusqu'ici. Au reste, M. tout en préconisant de rechercher tous les moyens de rendre au mâle et à la femelle ses caractères propres, admet que dans la race humaine, les formes intersexuelles sont si multiples que nous devons les considérer comme physiologiques et normales.

Raymond de Saussure (Genève).

Harding, Mary Esther, *The Way of all Women; a Psychological Interpretation*; introd. by C. G. Jung. Longmans, Green & Co. New York 1933. (XV u. 335 S.; \$ 3.—)

Eine kurze Biographie auf dem Umschlage des Buches belehrt darüber, dass die Autorin entsetzt über die Schrecken des Krieges der Innenwelt sich zuwandte, um einen stabilen Wert zu finden. Da sie begriff, dass viel menschliches Unglück im Grunde seelischer Natur sei, wandte sie sich der Psychologie zu und zwar der „analytischen“ von C. G. Jung. Und nun stellt sie uns das Wesen der Frau dar — gesehen vom Standpunkt dieser Psychologie. Diese ist alles eher als eine Beschreibung und gesetzmässige Erfassung des wirklichen psychischen Geschehens; sie ist vielmehr überall von Wertsetzungen durchzogen. Das Ziel des Buches ist nicht

bescheiden : Es will eine Lebensart zeigen, durch die man brauchbare Lösungen für eigene Schwierigkeiten finden kann, es will den Beitrag bewusst klarlegen, „den die Frauen zu leisten haben zur neuen Aera der Bewusstheit, deren Entwicklung unsere Zeit charakterisiert“. Die psychische Entwicklung der Menschheit tendiere zu einem „bewussten“ Stadium, wo ein „suprapersonaler“ Wert Richtschnur alles Handelns werde. Überall in dem Buche findet sich eine ethische Polemik gegen die „alte Moral“ im Sinne einer neuen, von „wahren inneren“ Werten getragenen, die die Sehnsüchte des Einzel-Ichs übersteigen und die allein „dem Individuum Sinn und Würde geben“. Diese Werte werden dem Menschen das sein, was früher die Religion war ; das Mittel, sie zu gewinnen, ist Wahrheit, psychologische Aufrichtigkeit, Erweiterung des Bewusstseins.

Selbst wenn man davon absieht, dass die Psychologie dieses Buches oberflächlich ist und nur typisch bürgerliche Verhältnisse berücksichtigt (die wissenschaftliche Kritik etwa der Jungschen Traumdeutungen gehört nicht hierher), ist es schon deshalb wissenschaftlich von geringem Interesse, weil es in psychologischer Weise andauernd auch Fakten der gesellschaftlichen Entwicklung — die Geschichte der Ehe, der Berufstätigkeit der Frau, der Änderung der Moral — ohne Berücksichtigung der ökonomischen Verhältnisse „analytisch-psychologisch“ begreifen will.

Otto Fenichel (Berlin).

Dublin, Louis Israel, et Bessie Bunzel, *To be or not to be. (A study of suicide).* Harrisson Smith & Robert Haas. New York 1933. (443 p. ; \$ 3.50)

Ces auteurs nous apportent une monographie très complète du suicide. Ils étudient ce phénomène surtout aux États-Unis, passant en revue sa fréquence (grande décroissance entre 1915 et 1920, tandis qu'aujourd'hui il est plus fréquent que jamais), ses causes (races, âge, sexe, ville, campagne, conditions économiques et conditions psychologiques), son passé historique (suicide chez les primitifs, en Orient, chez les Juifs, dans la Grèce et la Rome antiques, au moyen âge et dans les temps modernes).

Dublin et Bunzel étudient ensuite l'aspect légal du suicide et ses conséquences dans les compagnies d'assurances. Notons, par exemple, que dans une seule compagnie des États-Unis, il fut payé en 1926, 202.000 \$, alors qu'elle dut payer aux familles des suicidaires de 1932, 1.247.000 \$. Parmi les mesures intéressantes prises pour lutter contre ce mal grandissant, citons les policliniques pour déprimés et suicidaires ouvertes de 18 à 21 heures dans les grandes villes. Elles ont déjà fait une œuvre très utile.

L'ouvrage se termine par une bonne bibliographie et un précieux index.

Raymond de Saussure (Genève).

Buytendyik, E. J. H., *Wesen und Sinn des Spiels.* Kurt Wolff Verlag. Berlin 1933. (165 S. ; RM. 2.80)

B. geht von der Überlegung aus, „dass das Wesen des Spiels nur zu verstehen ist aus dem Wesen des Jugendlichen, mit Notwendigkeit aus die-

sem hervorgeht“. Die Ungerichtetheit, der Bewegungsdrang, das „Pathetische“, die Schüchternheit und die mit diesen Merkmalen notwendig verbundenen Eigenschaften erscheinen ihm als „Charakteristika der jugendlichen Dynamik“. Diese führen das Kind und das junge Tier und, unter Umständen, auch das erwachsene Individuum in die Sphäre des Spieles. Grundlegend für die weitere Untersuchung ist die These : „Das Spielen ist immer ein Spiel mit etwas“. B. sieht in dem spontanen Bewegungsdrang des Jugendlichen „einen ursprünglichen Freiheitsdrang, welcher erlebnismässig und faktisch mit allen, auch höheren Formen des Freiheitsdranges verwandt ist“. Daraus resultiert auch die Lustbetonung jeder Bewegung. Neben diesem „Befreiungstrieb“ nimmt B. als zweiten elementaren tierisch- menschlichen Trieb einen „Vereinigungstrieb“ an, der — nicht von vornherein auf die sexuelle Sphäre bezogen, aber auch auf diese anwendbar — durch die „Lockung“ der Umwelt ausgelöst wird. Beide Triebe kommen im Spiel zum Ausdruck. Charakteristisch für das Spiel ist, dass es eine Entwicklung hat, dass „die dem Spielgegenstand mitgeteilte Bewegung den Erfolg hat, zum Spieler zurückzukehren“. „Spielen ist also nicht nur, dass einer mit etwas spielt, sondern auch, dass etwas mit dem Spieler spielt“. An zwei typischen Spielen, dem Liebesspiel und dem Jo-Jo-Spiel demonstriert B. seine Spieltheorie ausführlicher.

Gespielt wird nur mit „Bildern“ ; „Jedes Bild ist mehr, als es zu sein scheint, es besitzt in seiner Wahrnehmbarkeit unmittelbar mitgegebene Möglichkeiten“. Nicht nur wegen dieser „Möglichkeiten“ zieht das Kind die Sphäre der Bilder vor : „es wählt diese, weil das Wirkliche — ich möchte sagen das wirklich-Wirkliche — etwas Furchtbares an sich hat“. Auch das völlig Unbekannte ist angsterregend ; aber spielend wagt sich das Kind weiter und weiter „und gelangt aus der Gemeinschaft des Bekannten hinaus, um dort aber spielend immer neue Bindungen zu suchen und zu finden“. „Das Spiel ist also Erscheinungsform des Dranges nach Selbstständigkeit und nach der Bindung mit der Umwelt und ist also der Weg zum vitalen Kennen“. Das Spiel ist absichtslos, und „Absichten“, die im Spiel entstehen, zerstören es.

Da die Psychologie des Spiels eng mit der der Arbeit zusammenhängt, enthält das Buch auch wichtige Gesichtspunkte für die Sozialpsychologie. Bemerkenswert ist die vorsichtig abwägende Einstellung andern psychologischen Theorien gegenüber und speziell gegenüber Freud. Kritisch ist allerdings zu sagen, dass B. häufig zu sehr im allgemeinen bleibt und dass eine Ergänzung der „Anschauung“ durch empirische Untersuchungen und Experimente notwendig wäre. Angesichts dieses Mangels bleiben die Ausführungen oft nur anregend, was allerdings auch nicht wenig ist.

Erich Fromm (New York).

Piddington, Ralph, *The Psychology of Laughter*. Adelphi. London 1933. (227 p. ; 10 s. 6 d.)

Avec beaucoup d'érudition, l'auteur passe en revue toutes les théories du rire depuis Aristote jusqu'aux auteurs les plus modernes, Bergson, Freud, Mac Dougall, etc. Pour l'auteur, le rire débute chez le tout petit

enfant où il a une valeur psychologique et sociale, indiquant à l'entourage que, pour l'instant, l'enfant est dans un état de satisfaction. Le rire s'associe ensuite au jeu. Plus tard il n'éclate que dans les situations dites comiques. Le rire acquiert alors, avant tout, une fonction cathartique, car il devient une forme de sanction sociale. — Dans toute situation comique, il y a toujours un élément subversif aux normes de la société ; le rire, par l'euphorie physique qu'il comporte, est une sorte de surcompensation de l'élément subversif latent. Il entraîne par ce qu'il a de communicatif, une sanction sociale opposée aux critères habituels de la société.

Cette théorie se rapproche surtout de celles de Heigh Hunt, de Kallen, d'Eastman et de Katherine Wilson. Raymond de Saussure (Genève).

Hogben, Lancelot, *Nature and Nurture*. Williams and Norgate. London 1933. (144 p. ; 6 s. 6 d.)

Devaux, Émile, *Trois problèmes : L'espèce, l'instinct, l'homme. Le François*. Paris 1933. (350 p. ; fr. frs. 25.—)

Penrose, Mental defect. Sidwick and Jackson. London 1933. (183 p. ; 8 s. 6 d.)

Des deux influences : milieu et terrain, qui peuvent déterminer une maladie chez un individu, Hogben étudie surtout le second facteur. Son ouvrage est un exposé magistral des dernières découvertes de la biologie dans le domaine de l'hérédité. L'auteur applique ensuite ces découvertes en pathologie. On trouvera d'intéressants chapitres sur les jumeaux et les maladies familiales. L'auteur met justement en garde contre l'application des mathématiques à ces problèmes lorsqu'ils sont étudiés chez l'homme, car il y a un fossé profond qui sépare l'expérimentation biologique de son application à la clinique.

L'originalité du livre de Devaux réside dans l'importance accordée à l'allure du développement de chaque espèce. On entend par là le développement plus ou moins long que l'individu met à achever toute sa croissance, à édifier ses organes et à acquérir sa plénitude fonctionnelle. On peut se rendre compte de l'importance de ce facteur lorsqu'on sait que toutes les races d'une même espèce ont des allures isochrones. C'est cet isochronisme qui permet l'interfécondité, l'hétérochronisme l'entrave ou l'interdit. L'homme est particulièrement ralenti dans son développement. Cela lui permet un achèvement plus complexe dans certains organes. „La poussée de croissance du cerveau humain est d'autant plus forte que le bébé est plus jeune, d'autant plus forte que cérébralement il est plus inactif“. La croissance du cerveau ne dépendrait pas d'hypertrophies fonctionnelles, elle serait fonction du chimisme interne.

Pour Devaux le terrain a infiniment plus d'importance que le milieu extérieur.

Le livre de M. Penrose est consciencieux. Il expose la physiologie du système nerveux, puis les méthodes d'investigation physiques, biologiques et psychologiques. Après une discussion sur les différentes classifications possibles, l'auteur décrit quelques formes types de débilité mentale. Le livre se termine par quelques considérations prophylactiques et thérapeutiques.

Raymond de Saussure (Genève).

McDonald, Milo F., *Psychological Foundations*. Roosevelt Book Cy. New-York 1933. (371 p.; \$ 2.70)

Manuel de psychologie, assez élémentaire. L'auteur étudie de façon assez détaillée les processus intellectuels, il n'est pas au point en ce qui concerne la vie affective. Raymond. de Saussure (Genève).

Geschichte.

Schaller, Heinrich, *Die Weltanschauung des Mittelalters*. R. Oldenbourg. München und Berlin 1934. (169 S.; RM. 6.—).

Heimpel, Hermann, *Deutschlands Mittelalter — Deutschlands Schicksal*. Fr. Wagnersche Universitätsbuchhdlg. Freiburg i. Br. 1933. (56 S.; RM. 1,50)

Schreyer, Lothar, *Die Mystik der Deutschen. Vom Reich der Liebe*. Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg 1933. (262 S.; RM. 6.50)

V. d. Steinen, Wolfram, *Theoderich und Chlodwig. Ein Kapitel deutscher Weltgeschichte*. J. C. B. Mohr. Tübingen 1933. (36 S.; RM. 1,50)

Renthe-Fink, Leonh. v., *Magisches und naturwissenschaftliches Denken in der Renaissance. Eine geistesgeschichtlich-anthropologische Studie über die Ursprünge des mechanistischen Weltbildes*. L. C. Wittich. Darmstadt 1933. (VII u. 41 S.; RM. 1.50)

Die Deutsche Thomas-Ausgabe. Vollständige, ungekürzte deutsch-lateinische Ausgabe der Summa Theologica. Übersetzt von Dominikanern und Benediktinern Deutschlands und Oesterreichs. 1. Band. Anton Pustet. Salzburg 1933. (22 und 544 S.; RM. 6.90, geb. RM. 8.—)

Thomas von Aquino, *Summe der Theologie. Zusammengefasst, eingeleitet und erläutert von Joseph Bernhart. 1. Band.* A. Kröner. Leipzig 1933. (LXXXIII, 419 und 32 S.; RM. 4.—)

H. Schaller behandelt ausschliesslich die geistige und religiöse Welt des Mittelalters. Der erste allgemeinere Teil erörtert die Grundstrukturen des mittelalterlichen Denkens besonders an den grossen Kosmologien und den patristisch-scholastischen Systemen, der zweite Teil die Hauptformen des religiösen Lebens und seiner Organisation. — Das philosophische Rüstzeug des Verf. ist unzulänglich; immer wieder finden sich peinliche Oberflächlichkeiten neben groben Missdeutungen. Als Beispiel geben wir nur sein Urteil über die aristotelische Metaphysik: sie hat „mehr Verwirrung als Klarheit angerichtet, und zwar liegt das zum Teil an ihrer eigenen Kompliziertheit und Inkonsequenz. Aristoteles setzt nämlich an Stelle der Ideenlehre Platons seine Dialektik mit den Begriffen Aktualität und Potentialität, die bei ihm selbst wie bei Thomas bis zum Überdruß durchgeführt wird...“. Die Aufnahme des Aristoteles durch die Hochscholastik erklärt er durch seine „Wiederauffindung, den Reiz der Neuheit, seine Systematik, sein Wissen und seine Logik“! — Die sachliche Darstellung

wird durch ausserwissenschaftliche Tendenzen durchbrochen : so bereitet ihm die Scholastik „Enttäuschung“ : ihr mangelt „Ursprünglichkeit“, weil ihr „die Verbindung mit dem germanischen Mythos abgeschnitten war und sie, statt diesen fortbilden zu können, wie etwa der Brahmanismus den ursprünglichen arischen Mythos fortgebildet hat, ihre Aufgabe nur noch darin sehen musste, das christliche Dogma intellektuell zu begründen...“. Seitenlange Inhaltsangaben und Auszüge ersetzen ein tieferes Eindringen in die Probleme ; über allgemeinste, meist wohlbekannte Angaben kommt das Buch nicht hinaus.

Heimpel stellt in zwei Vorträgen die Frage nach dem Wesen des mittelalterlichen deutschen Staates vom Boden des heutigen aus : wie ist und wie soll das Erste Reich „Schicksal“ des Dritten Reiches sein ? Der erste Vortrag skizziert die mittelalterliche Kaiserpolitik : H. verteidigt die Ottonen und Salier gegen den Vorwurf einer Vernachlässigung der Ostpolitik ; die Italienpolitik stelle zwar eine „Überanstrengung der Reichsidee“ dar, aber diese Überanstrengung ist mit dem deutschen Feudalstaat notwendig gegeben. Die vorsichtig abgewogenen sachlichen Erkenntnisse des echten Geschichtsforschers werden von H. aktualisiert im Pathos des modernen imperialistischen Mythos : „Und endlich : wo liegt das Abendland ? Das Abendland liegt in Deutschland. Das Abendland ist nicht mehr das Frankreich des zivilisatorischen Imperialismus..., der bourgeoisen Versicherung, deren Prämie immer und immer wieder das geschwächte Deutschland zahlt. Sondern das Abendland ist und wird sein das Deutschland der Wahrheit“. — Der beträchtlich ruhigere zweite Vortrag zeichnet die Grundlinien der mittelalterlichen Staatsverfassung aus den Bedingungen des Feudalstaates, der zusammenfassend als „Herrschaft des Königs über Freie“ definiert wird. „Der Feudalismus... wurde die Notkonstruktion, mit der primitive, insbesondere naturalwirtschaftlich lebende Völker die Räume überwandten und Zwecke erreichten, für die sie mit ihren alten Einrichtungen nicht reif waren. Feudalismus ist eine Überanstrengungserscheinung der zum Reich aufgestiegenen Stämme“. Der durch die deutschen Landstände geschaffene „Dualismus des ständischen Territorialstaates“ wird der starken monistischen Staatlichkeit Frankreichs gegenübergestellt : „Deutschland beginnt mit starkem Staat und schwacher Staatlichkeit, Frankreich beginnt mit stärkerer Staatlichkeit und schwachem Staat“. Ein charakteristisches Bild offenbart die Tendenz zur heroisierend-völkischen Geschichtsauffassung : „Die soziologischen Grundtatsachen... sind die toten Gewichte, die der lebendige Arm des Nationalgeistes in Bewegung bringt“.

Schreyer gibt eine lose Bilderreihe aus dem Leben und den Werken der deutschen Mystiker, mit zahlreichen Auszügen aus den Texten. Entscheidend ist der geschichtsphilosophische Boden, auf dem Sch. seine Darstellung aufbaut : hier sind das „Reich der Liebe“ und das Reich des Schwertes, Christentum und nationalistische Ideologie eine wahrhaft „mystische“ Verbindung eingegangen. In die göttliche Heilsordnung sind zwar alle Völker und Rassen gleichermassen eingeordnet, aber dem deutschen Volk ist doch durch Gott eine ganz besondere Sendung übertragen : es ist „das Erntevolk der Völker und der Bewahrer der Gottesgeburt im Menschen. Wir haben die Ernte der Menschheit einzusammeln und aus ihr das Brot des

Lebens zu schaffen“. „Das Reich Gottes auf Erden zu schirmen, und für das Reich Gottes auf Erden zu kämpfen, ist die Bestimmung der Deutschen. In der Erfüllung dieser Bestimmung trägt das deutsche Volk die Krone des Sieges“. — Auch sonst kann dieses Weltbild gegenwärtigen Tendenzen gerecht werden : zwar wird Thomas Münzer verurteilt, weil er „durch Gewalttat das Reich der Liebe herbeiführen“ wollte, aber „das Recht auf eine Revolution, die in einer geistigen Erneuerung des Volkes und auf einer Erneuerung des Volkes durch die Tat bis in die äusserste Wirklichkeit auf Grund der geistigen Erneuerung besteht, wird überall dort anerkannt und gefordert werden, wo ein Volk sich einen reinen Ausdruck geben will“.

V. d. Steinen sieht in Theoderich und Chlodwig zwei „letzte, grösste Möglichkeiten des Germanentums“ : Theoderich als der erste Vertreter der germanischen Reichsidee, begründet auf einer strengen ständischen Gliederung (die Goten als Wehrstand zugleich der regierende Stand, die Römer als Nährstand) und einer durch den Arianismus bewusst aufrechterhaltenen rassischen und völkischen Sonderung von Germanen und Römern ; — Chlodwig, durch seine katholische Taufe „aus der völkischen Front der Germanen“ herausbrechend und durch einen „germanischen Keil“ selbst das grosse Werk Theoderichs zerstörend. — Der Verf. ist gern bereit, „ruhig einmal den Bannkreis greifbarer Bedingtheiten, aus denen heutige Wissenschaft allein Notwendigkeiten zu erklären gestattet“, zu verlassen : die materiellen Grundlagen der geschichtlichen Situation werden kaum berührt und ihre Grenzen gegenüber dem Heldenmythos bewusst überschritten : „Das Dasein eines Helden besteht gerade darin, dass er nicht, wie viele Gelehrte, rational scheidbare Elemente gegeneinander abwägt, vielmehr in jeder Erwägung das organische Ganze empfindet“.

Renthe-Fink will die Entstehung des „rationalistischen Bewusstseins als einer anthropologischen Grundhaltung“ untersuchen. Sein wesentliches Kennzeichen sieht er in einem „Beherrschungswillen“, einer „Unterwerfungstendenz“ der gegebenen Welt unter die (durch das Aufkommen der kapitalistischen Wirtschaft bestimmten) praktisch-technischen Zwecke des Menschen ; ein Motiv, das sich auch im Zentrum der rein theoretischen Forschung Galileis und Descartes' wiederfindet. Stark betont wird der Anteil, den das magische und astrologische Denken an der Konstituierung des neuen Weltbildes hat : es stellt nicht etwa einen Aberglauben, eine irrationale oder unkritische Haltung dar, sondern ist selbst „der Träger eines streng naturwissenschaftlichen Ideals, der Typus einer kausalen, Gesetzmässigkeiten suchenden Wissenschaft“. — Obwohl der Verf. zur Verteidigung des anspruchsvollen Titels seiner Schrift erklärt, um der Durchführung des Grundgedankens willen „die historischen Details oftmals geopfert zu haben“, ist die Arbeit höchstens als eine Disposition für künftige Untersuchungen zu bewerten. Wie sie hier vorliegt, geht sie über die zugrundgelegte Literatur (bes. Cassirer, Olschki, Groethuysen) nirgends hinaus.

Kurz sei noch auf zwei neue Thomas-Ausgaben verwiesen : der jetzt vorliegende erste Band der grossen deutsch-lateinischen Textausgabe bringt die ersten 13 Quaestiones, „Gottes Dasein und Wesen“, mit guter Übersetzung und sachkundigem Kommentar. Die übersichtlich geordnete,

mit Register versehene Ausgabe (sie ist auf 38 Bände berechnet) füllt eine wirkliche Lücke unter den philosophischen Textausgaben aus. — Die für grössere Leserkreise berechnete Auswahlangabe von Joseph Bernhart bringt den deutschen Text; die nicht in extenso übersetzten Quaestiones sind in zusammenfassendem Referat wiedergegeben. Die Übersetzung selbst versucht neue Wege zu gehen: sie will mit „so gut wie ganz fremdwortlosem Deutsch“ auskommen. Für die allerdings mit zahlreichen verschiedenen Deutungen überlasteten philosophischen Termini sind z. T. neue Worte gebildet: Urheit, Beischafft, beischafftlich (für *accidens*), Selbsttrage (für Substanz), Möge, Mögestand (für *potentia*) usw. Mit dem Erscheinen des für den 2. Band angekündigten Lexikons der Übersetzungsbeispiele dürfte die Ausgabe leichter zu gebrauchen sein.

Herbert Marcuse (Genf).

Pirenne, Henri, Gustave Cohen, Henri Focillon, *La civilisation occidentale au moyen âge du XI^e au milieu du XV^e siècle. Les Presses Universitaires. Paris 1933. (705 p.; fr. frs. 75. —)*

Trois historiens spécialistes se sont associés pour écrire cet exposé d'histoire médiévale: M. Focillon pour les arts, M. G. Cohen pour la vie intellectuelle, M. H. Pirenne pour la vie matérielle. Chacun a son domaine, chacun a sa méthode, chacun a son style; et cependant l'œuvre reste homogène parce que, tous trois, ils se sont efforcés de faire saisir une évolution, de rendre un dynamisme.

En cent quatre-vingt-douze pages, nourries d'une science que tant de travaux ont fait déjà connaître, M. Pirenne explique, en effet, d'abord ce qui caractérise la vie économique de l'Europe occidentale au moment où les invasions musulmanes brisent le système économique de l'antiquité. On connaît la thèse de M. P. sur l'aspect économique des succès de l'Islam, précipitant, par la rupture à peu près totale des échanges entre Orient et Occident, la formation de cette économie fermée, essentiellement agricole, qui caractérise la période carolingienne: les invasions normandes, Avars et Magyars ont travaillé dans le même sens. Comment, ensuite, le commerce a repris, comment, dans les villes anciennes et nouvelles, de la classe des marchands est sortie la bourgeoisie, comment une économie d'échanges et de crédit s'est installée, secouant les cadres de la hiérarchie féodale, les traditions de l'exploitation domaniale, jusqu'aux principes mêmes de la société chrétienne, c'est ce que M. P. expose avec force. Cette affirmation d'un type social nouveau, le capitalisme, n'allait pas tarder à déchaîner un déséquilibre qui, déjà, aux *xiv^e* et *xv^e* siècles, suscite des troubles sociaux graves: Angleterre, Flandre, France, Allemagne, Italie sont les théâtres de révoltes paysannes ou urbaines, qui ruinent, définitivement, le système urbain de l'économie et ouvrent des fissures énormes dans le système domaniale de l'économie agricole. Le capitalisme n'en est pas pour autant compromis, et comme, au même temps, les états nationaux commencent de prendre leur forme définitive, les princes vont simplement intégrer dans la nouvelle organisation politique certaines des pratiques ou des exigences du capita-

lisme : ainsi se trouve-t-il y avoir liaison naturelle, et bientôt consciente entre monarchie et protectionnisme mercantiliste.

L'extraordinaire richesse de vie du moyen âge s'affirme ainsi sur le plan économique d'une façon dont M. P. lui-même si vivant et si riche d'idées, a pu rendre la splendeur mouvante. Peut-être cet auteur aurait-il pu nous donner quelques renseignements plus nombreux sur les transformations de la technique, qui conditionnent, — à moins qu'elles ne soient conditionnées par elles, — des transformations économiques. Ces transformations techniques sont, par ailleurs, liées à l'enrichissement d'une pensée, dont M. G. Cohen expose, avec non moins d'ampleur surveillée que M. P., les manifestations : poésie lyrique et épique, philosophie chrétienne et historiographie, romans et fabliaux, traités scientifiques et encyclopédies, toute la vie courtoise, la vie universitaire, la pensée individuelle des grands créateurs, la pensée collective des groupes organisés, les tendances propres à certains développements sentimentaux ou intellectuels nationaux, tout cela est étudié avec une rapide précision par M. C. On aperçoit bien, dans ses pages denses, comment, aux ébranlements matériels subis par la société médiévale, du fait de l'évolution du capitalisme, correspondent les ébranlements intellectuels.

Les transformations de la technique et de la pensée médiévales expliquent l'histoire des arts du XI au XV^e siècle, dont, à son tour, M. Henri Focillon dresse le bilan. Seulement, il y a, dans cette combinaison, ou, plutôt, dans cette juxtaposition des trois études dont je n'ai examiné que les deux premières, une sorte d'hiatus : l'histoire de l'Église est vraiment trop liée à celle de la pensée et de l'art, l'Église est même trop partie intégrante du système économique, soit comme propriétaire foncière, soit comme protectrice, législatrice du système lui-même pour être écartée d'un développement organique. Je suis, à cet égard, personnellement persuadé du caractère économico-social d'un grand nombre d'hérésies médiévales, où l'effort pour un retour au christianisme primitif suppose couvre souvent une offensive contre le régime de la propriété et de la famille. De l'Église universelle, l'art médiéval, en tout cas, tire son caractère encyclopédique, humaniste, pourrait-on dire. Dans les arts, la fin de l'ère étudiée est marquée, comme sur les autres plans, par des inventions, souvent personnelles, voici, pour reprendre une expression peut-être criticable, à certains égards, mais cependant suggestive de M. Focillon, l'apparition du gothique baroque, avec l'affirmation individuelle de certains tempéraments artistiques, qui introduisent, en esthétique, un esprit de liberté générateur de nouvelles trouvailles.

Georges Bourgin (Paris).

Lefebvre, Georges, *La Grande Peur* de 1789. Armand Colin. Paris 1933. (272 S. ; fr. frs. 30.—)

L. hat es sich zum Ziel gesetzt, ein wirkliches Bild jener eigenartigen Panikstimmung zu geben, die im Juli 1789 Frankreich erfasste und unter dem Namen „Grande Peur“ bekannt ist. Er hat ausgedehnte Archivstudien unternommen und so an Hand lokaler Zeugnisse festgestellt, auf welchen

Wegen und in welcher Zeit sich die „Grande Peur“ verbreitete und was an den einzelnen Orten die Panikstimmung auslöste. Das Ergebnis der Untersuchung ist, dass die „Grande Peur“ keine organisierte, sondern eine spontane Bewegung gewesen ist, denn sie hat einmal nicht ganz Frankreich erfasst, sie hat sich zweitens nicht von Paris aus über das Land verbreitet, vielmehr haben sich einzelne Strömungen der „Grande Peur“ von der Provinz aus in der Richtung nach Paris bewegt, drittens sprechen auch die Zeiträume, in denen sich die Paniknachrichten fortpflanzten, gegen die Annahme einer organisierten Ausbreitung der Panik. Die These, dass die „Grande Peur“ von den Wortführern der Nationalversammlung organisiert worden sei, wird von L. auf diese Weise widerlegt. Dass diese These unhaltbar ist, weist L. ferner durch eine Analyse der Lebensmittelunruhen und der Bauernrevolten nach, die der „Grande Peur“ vorausgegangen waren.

An dem Buch von L. ist besonders wertvoll, dass in seiner Darstellung der Klassengegensatz zwischen der städtischen Bourgeoisie und den reichen Bauern einerseits und der Masse der „kleinen Leute“ in Stadt und Land, den Arbeitern, armen Bauern, Tagelöhnern usw. klar zum Ausdruck kommt. Dieselbe Bourgeoisie, die um ihre politische Macht gegen die Aristokratie kämpfte, war zugleich bestrebt, die Revolte der Bauern gegen die Feudalherren zu hindern und hat sich zum Teil an ihrer Unterdrückung beteiligt. Die Wortführer der Bourgeoisie haben, wie L. feststellt, kein Interesse daran gehabt, die „Grande Peur“ künstlich zu organisieren, um die Masse der Bauern auf die Beine zu bringen, denn sie erstrebten eine solche Massenbewegung keineswegs. Die Stellung der Führer der Bourgeoisie zu der „Grande Peur“ war durch ihre Klassensituation bedingt. Sie befürchteten mit Recht konterrevolutionäre Anschläge der Aristokratie und des Hofes. Ihre Stellung zu der Masse der Arbeiter und Bauern brachte es aber mit sich, dass sie sich vorstellten, die Aristokratie organisiere „Briganten“ zu Plünderungen, um die Anarchie zu erzeugen und so ihre Privilegien wiederherzustellen. Diese Angst der Bourgeoisie vor den „Briganten“ spiegelt ihre Furcht vor der Massenbewegung wider. — Das Buch von L. ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der französischen Revolution.

N. Gomper (Paris).

Laronze, Georges, *Le Baron Haussmann. Félix Alcan. Paris 1933.*
(258 S.; frs. fr. 15.—)

Für eine soziologische Charakteristik des zweiten Kaiserreichs gibt es kaum einen günstigeren Ausgangspunkt als das Studium der Aktivität, die der Seinepräfekt Baron Haussmann als Städtebauer an Paris entfaltet hat. Bei Napoléon III. verbanden sich die merkantilen und militärischen Momente, welche auf eine Umgestaltung des Stadtbildes drängten, mit dem Bestreben, seine Friedensherrschaft in Monumenten zu verewigen. In Haussmann fand er eine Kraft, wie er sie brauchte. Mit Recht nennt L. den Baron einen „réalisateur“. Im übrigen bemüht sein neuer Biograph sich um eine vorwiegend pragmatische Lebensbeschreibung, die ihre Haupt-

verdiente in der Charakteristik von Haussmanns Aufstieg hat. Frühzeitig und geschickt genug hat er die Präsidentschaft, dann das Kaisertum Napoleons vorbereitet, um späterhin den höchsten Vertrauensposten in seiner Nähe einzunehmen. Die politischen und administrativen Hintergründe seiner urbanistischen Tätigkeit erhalten bei L. das gebührende Licht. Derart treten vor allem die polizeilichen Interessen dieses gewaltigen Bauvorhabens in Frage, dem die Zeitgenossen nicht umsonst den Namen „l'embellissement stratégique“ gegeben haben. Die Quellen reden da eine deutlichere Sprache als die Festreden, mit denen der Präfekt die neuen Strassenzüge einzuweihen pflegte. Unter Louis Philippe bereits hatte man Teile der Stadt mit Holz gepflastert, um der Revolution den Baustoff zu entziehen. „Aus Holzblöcken, schrieb damals Gutzkow aus Paris, lassen sich keine Barrikaden mehr machen.“ Aber wie rückständig erscheint dieser Eingriff, verglichen mit der radikalen Operation von Haussmann, der schnurgerade Strassenzüge quer durch Paris legte, um die Kasernen mit den Arbeitervierteln zu verbinden, und der diese Strassenzüge so breit anlegte, dass keine Barrikade sie mehr sperren konnte. Freilich erschöpft sich die „geheime Geschichte“ der letzten Reorganisation von Paris nicht in diesen Zusammenhängen. Was Hegemann so glänzend für Berlin geleistet hat — die Verklammerung der Bau- und der Sozialgeschichte einer Stadt — bleibt für das Haussmannsche Paris noch zu leisten.

L. verrät nur eben genug, um die Bedeutung der Sache ahnen zu lassen; er zeigt, wie sich die Rechtsprechung des Kassationshofs in den Dienst einer Opposition gegen den Präfekten stellt, in der die Gegner des Regimes — Legitimisten und Republikaner — sich zusammenfinden. — Der Autor hat die Laufbahn Haussmanns dann eingehend über seinen Sturz hinaus verfolgt. Und das ist dankenswert. Die Missgriffe und Fehlspekulationen, die sich zu Ende seines Lebens häufen, zeigen, wieviel für Haussmanns Wirken der glänzende Rahmen bedeutete, in dem es sich so lange behaupten konnte. Ausserhalb dieses Rahmens im Milieu der Bank- und Finanzleute seiner Tage ist es das eines Grossbourgeois aus der Blütezeit des Imperialismus. Tatkräftige Borniertheit ist der Kern des Mannes, dessen Pläne, so grossartig sie waren, unbestreitbar der Perspektive in Vergangenheit und Zukunft ermangelten. Seine Vorstellung von den Aufgaben des Urbanismus war kaum gediegener als sein Gefühl für die geschichtliche Schönheit und Würde seiner Vaterstadt.

Walter Benjamin (Paris).

Hoffmann, Ross. J. S., *Great Britain and the German Rivalry 1875-1914.* Oxford University Press. London 1933. (363 S.; 3 s. 6 d.)

H. gibt einen Überblick über die industrielle Entwicklung Englands und Deutschlands in den Jahren 1870-1914 und über den Kampf der beiden Länder um Behauptung bzw. Vergrösserung ihrer Anteile an der Belieferung des Weltmarkts. Die in den Gründerjahren stark angewachsene deutsche Industrie tritt nicht nur auf den europäischen und überseeischen Märkten als Konkurrent Englands auf, sondern vergrössert auch ihren Anteil an der Einfuhr der britischen Kolonien und Dominions von 25,6 % im Jahre 1874 auf 35 % im Jahre 1889. Sie ist auch der Hauptnutzniesser der in den

Jahren 1900-1914 ständigen Vergrößerung des Welthandelsvolumens. So ist es nicht verwunderlich, dass in England, das in der gleichen Zeit seinen Anteil am Welthandel nicht annähernd so stark wie Deutschland vergrößern konnte, besonders in den Krisen Jahren 1900-04 und 1907-09, starke Schutzzollbestrebungen aufkamen und die erst jetzt durch die Ottawa-Konferenz verwirklichten Empire-Vorzugszölle bereits damals stark propagiert wurden. Dieser ständige Konkurrenzkampf, der in den periodisch wiederkehrenden Krisen eine Verschärfung erfuhr, findet seinen Niederschlag in den Berichten der Handelskammern und Konsulate sowie in Parlamentsdebatten und Zeitungsartikeln, die in grossem Umfang als Quellenmaterial herangezogen werden. Hervorzuheben ist ein ausgezeichnete Anhang, der viel Quellenmaterial enthält, sowie eine ausführliche Bibliographie.

Herbert Schlesinger (Paris).

Wingfield-Stratford, E., *The Victorian Aftermath, 1901-1914.* Routledge. London 1933. (XVI u. 394 S.; 8 s. 6 d.)

With this volume, Dr. Wingfield-Stratford concludes his series studies of the history of England. While he employs a style pellucid and vivacious enough to be popular, he does not sacrifice the truth to its achievement. He is avowedly not of the school of Strachey which holds that a little subjective chiselling of the face of Clio does no harm. He concentrates less than Strachey or Guedalla upon the character of individuals; and this relieves him of temptation to romance, and offers more occasion to evoke a people's spirit rather than a person's mannerisms.

This is the spirit of the history: what happened to the English en masse, as a national entity, in the fateful decade and a half which made the Great War certain. And, of course, England not in isolation, but as a part of a Western European and Anglo-Saxon cultural complex. Though the author does not consciously take 1933 as his judgement-day for 1901-1914, so that the sense of a distant time sufficient to itself is always preserved, there are many premonitory shivers. And this is proper; for there emerges from this tale of men's thoughts and ways a pattern of civilisation too lurid to be fortunate. Its scarlet threads are the dissolution of religious and scientific faith; the increase of mass excitability (its chief instruments the Press and the Cinema); the rapid growth of intransigence among nations and classes, brutal and materialistic; and the deification of Mammon. The saddest thing about this gathering of spiritual streams, is that the War which they rendered inevitable has not evaporated them, but leaves them still as destructive of, and perhaps more of a menace to, civic decency and liberty. To understand 1934 and the coming years from the English angle, this *Geistesgeschichte* of England is indispensable.

Herman Finer (London).

Bloch, Camille, *Les causes de la guerre mondiale. Précis historique.* Hartmann. Paris 1933. (253 p.; fr. frs. 12.—)

Directeur de la Bibliothèque et du Musée de la grande guerre, historien habitué à suivre les règles de la critique la plus sévère, citoyen à qui répu-

gnent les coutumes mentales du chauvinisme, M. C. Bloch était bien placé pour composer un Précis historique des Causes de la guerre mondiale. Si tous les documents, tous les témoignages ne sont pas encore connus, sortis, publiés sur les origines du drame de 1914, ceux qu'on peut employer sont déjà en assez grand nombre pour qu'on puisse en tirer les lignes générales d'un exposé historique. Un bref raccourci sur les faits essentiels de la politique autrichienne et allemande d'avant 1914 ouvre l'ouvrage, et l'auteur n'a pas de peine à montrer comment l'attitude antiserbe du gouvernement de Vienne, l'esprit d'agressivité du gouvernement de Berlin constituaient des conditions singulièrement propres à l'éclosion d'un conflit général. La démonstration eût été plus complète si M. C. Bloch eût également analysé l'évolution de la politique française, britannique ou russe, et montré comment certains phénomènes de cette politique, — eux-mêmes le plus souvent issus des démarches austro-allemandes, — réagissaient fatalement sur la mentalité des gouvernants d'Allemagne et d'Autriche. Tout, en effet, est lié, et si l'attentat de Sérajevo (28 juin) n'est pas imputable directement à la Serbie, il est le produit d'un état d'esprit où le panslavisme a sa part, et, par contre, il détermine les décisions des empires centraux. Il est acquis, en effet, par les démonstrations de M. C. Bloch que l'Allemagne conseilla immédiatement à son alliée, dans le début de juillet, une guerre contre la Serbie (5 juillet) ; c'est à cette décision que se rangeaient, tout de suite, Berchtold, puis, s'y convertissant, Tisza, et l'ultimatum autrichien du 23 juillet exprima la volonté jumelée des deux états d'Europe centrale. D'autre part, on doit admettre que, hostile à l'intervention éventuelle de l'Entente franco-anglo-russe, l'Allemagne n'a tout de même pas pu envisager la localisation d'un conflit, où la Russie, forcée de soutenir la Serbie, devait entraîner ses alliés. La réponse serbe du 25 juillet, les propositions pacifiques de l'Entente se heurtèrent à la mauvaise volonté des empires centraux, et la déclaration de guerre de l'Autriche à la Serbie (28 juillet) se fit sous la pression de l'Allemagne. Il est vrai que, dès le 25 juillet, le gouvernement tzariste avait décidé des mesures de prémobilisation, dont on a pu croire à Saint-Pétersbourg qu'elles ne diminueraient pas les chances de paix, mais dont M. B. ne dit pas qu'elles furent et pouvaient être interprétées dans ce sens à Vienne et à Berlin ; le 29, il décidait la mobilisation contre l'Autriche, puis, le 30, après une démarche de Pourtalès, ambassadeur d'Allemagne à Saint-Pétersbourg, la mobilisation générale. Cette décision impliquait, nécessairement, la riposte allemande : du moins Berlin essaya-t-il d'être assuré de la neutralité anglaise, au moment où les ultimes tentatives de paix (proposition russe d'arbitrage, à Berlin ; pourparlers directs austro-russes à Vienne, proposition de prise en gage de Belgrade) échouaient. La série de mesures, où il est aisé de voir l'action des militaires, se suivent dans un déterminisme redoutable et aveugle, avec celle qui devait, dans cette tragique période, les couronner, l'ultimatum à la Belgique, amenant l'abandon par l'Angleterre de sa neutralité.

Georges Bourgin (Paris).

Nicolson, Harold, *Friedensmacher* 1919. S. Fischer. Berlin 1933. (365 S.; RM. 5.—, geb. RM. 7.50)

Der Verf., früher englischer Botschaftsrat in Berlin, war als Sekretär der britischen Friedensdelegation zugeteilt und schildert rückschauend die Konferenz, wobei er die Gründe für ihr Versagen darzustellen sucht. In einem zweiten Teil des Buches gibt er, im wesentlichen unverändert, sein damals in Paris geschriebenes Tagebuch wieder. N. ist ein ausgezeichnete Beobachter, und so bringt dieses Buch manches Interessante über die damals wichtigsten politischen Persönlichkeiten. Während der Verf. aber glaubt, durch die Darstellung persönlicher und organisatorischer Details zu den entscheidenden Ursachen des Versagens jener Konferenz zu gelangen, bleibt er in Wirklichkeit doch nur an der Oberfläche. Eine Einsicht in die entscheidenden ökonomischen und gesellschaftlichen Kräfte ist ihm versagt, und so bietet dieses Buch, abgesehen von der Erweiterung der Kenntnis mancher Persönlichkeiten, auch ein soziologisch interessantes Dokument für die politische Naivität eines so klugen und geschulten Diplomaten, wie es der Verf. ist.

Oswald Bieber (Berlin).

Kerensky, Alexander, *The crucified Liberty*. John Day. New York 1934. (406 S.; \$ 2.75)

Diese Mischung von einer Autobiographie mit einer Darstellung der russischen Geschichte, die besonders die letzten Jahrzehnte der zaristischen Herrschaft bis zur Märzrevolution berücksichtigt, bringt so wenig Neues an Tatsachen und ist so niveaulos in ihren Gedankengängen, dass sich die Lektüre nicht lohnte, böte sie nicht ein in mancher Hinsicht interessantes sozialpsychologisches Material zur Analyse des Autors selbst als eines klar umrissenen menschlichen und politischen Typus. Eine von den mannigfachen, dem Autor als solche nicht bewussten „Konfessionen“: er erwähnt als eines der eindrucksvollsten Ereignisse seiner Jugend die Tatsache, dass er einmal den Zaren sah und dass von da an der Tagtraum, er werde einst mit ihm selber sprechen, eine grosse Rolle in seinem Leben spielte. Die Verwirklichung dieses Tagtraumes, als er während der Revolution im Auftrag der Regierung den gefangenen Zaren besuchte, ist für ihn ein Erlebnis grösster Bedeutung. Er spricht wiederholt von den schönen Augen des letzten Zaren, versichert, die Revolution nicht gewollt zu haben, und verteidigt die Politik des zaristischen Regimes mit begeisterten Worten. Er zieht nichtsdestoweniger eine liberale Staatsform vor, erklärt aber ausdrücklich, dass nur die Staatsform wichtig sei, der soziale Inhalt aber ganz gleichgültig. — K. bereichert mit diesem Buche unsere Kenntnis der kleinbürgerlichen Psychologie um manches.

Erich Fromm (New York).

Solmi, H., *Discorsi sulla storia d'Italia*. La Nuova Italia. Firenze 1933. (LXXIV u. 340 S.; L. 26.—)

Russo, Luigi, *Elegio della polemica; Testimonianze di vita e di culture* (1918—1932). G. Laterza e Figli. Bari 1933. (XXIV u. 330 S.; L. 20.—)

F. De Sanctis. Pagine sparse (contributi alle sua biografia e supplemento alla bibliografia), a cura di B. Croce. G. Laterza e Figli. Bari 1934. (152 S.; L. 10.—)

Clone, E., Francesco de Sanctis dalle Nunziatella al Castel dell'Ovo. Giuda. Napoli 1933. (65 S.; L. 10.—)

In Solmis Buche wird der Versuch gewagt, die Geschichte Italiens als eine niemals unterbrochene Einheit darzustellen. An die Methodik der romantischen Geschichtsschreibung anknüpfend, die beanspruchte, Richtung, Sinn und Tendenz jedweder Geschichte einheitlich auffassen zu können, und in bewusster Polemik zu Croces theoretisch begründetem Widerspruch gegen ein solches Verfahren, glaubt S. als geistiges Einheitsprinzip den Stadtbegriff geltend machen zu müssen, ohne freilich dabei zu erklären, wie eine nationale Einheit aus der atomisierten Vielfältigkeit der Stadtstaaten entstehen konnte. Auch versteht man nicht, warum das Institut der Stadt als charakteristischer Zug gerade der italienischen Geschichte zu gelten habe, während der Verf. es doch selbst als allen Mittelmeerstaaten gemeinsam bezeichnet. Der verschiedene Verlauf der italienischen und der allgemeinen europäischen Geschichte seit dem Verfall der Antike bis zur Neuzeit hängt wohl mit davon ab, dass sich in fast jedem Lande Europas ein Nationalstaat aus den Trümmern des Feudalsystems herausbilden konnte während Italien den Feudalismus nur in beschränkter Masse kannte und dort schon früh die neuen Gemeindestaaten entstanden. — Wenn so die Hauptthese nicht einwandfrei zu sein scheint, enthält das Buch doch eine Fülle feiner Bemerkungen und verrät historischen Sinn.

Das Buch Russos ist eins der wichtigsten Zeugnisse heutiger Geistesgeschichte. Der Weltkrieg wird nicht als geschichtliches Ereignis dargestellt, sondern lediglich als Erwecker neuer Lebensformen und -werte betrachtet. Hierin spiegelt sich eine spezifisch italienische Tragik wieder: die der Generation, deren aktivistische Wurzel im Kriege verdorrte und die einst eine bessere, von tieferem ethischem Gehalt erfüllte Lösung in Croces Liberalismus entdeckt hatte. Indem R. den Kampf gegen die Wiederbelebung von ästhetischen, nationalistischen und eng katholischen Auffassungen führt, erweist er sich als überzeugter Liberaler und hiermit als ein echter und zugleich selbständiger Schüler Croces. In seinem Buch erkennt die liberale Generation Italiens der Nachkriegszeit ihr eigenes Bekenntnis.

Zwei Veröffentlichungen dürften als die besten Beiträge gelten, mit denen Italien Francesco de Sanctis, des grossen Literaturhistorikers und Parteiführers des vorigen Jahrhunderts, fünfzigjährigen Todestag (29. Dezember 1933) begangen hat. Unter der Leitung Croces hat sich Cione mit De Sanctis' politischer Tätigkeit beschäftigt. Er stellt in fesselnder Weise dar, wie de S. während der Reaktion nach 1848 gefangen genommen und verurteilt wurde. Als politischer Flüchtling lebte de S. dann bis 1860 in Turin und Zürich. Sein Widerspruch gegen die Restauration von Luciano Murat trug zur Lösung der Neapel-Frage und zum Anschluss Süditaliens an die piemontesische Monarchie wesentlich bei. — Am Ende der *Pagine sparse*, die auch manches Wichtige für die Entwicklungsgeschichte von de

S.' Kunsttheorie enthalten, gibt C. Muscetta eine Ergänzung der Bibliographie, die Croce anlässlich de S.' hundertjährigem Geburtstage 1917 veröffentlicht hatte.

Piero Treves (Mailand).

Soziale Bewegung und Sozialpolitik.

- Quabbe, Georg**, *Das letzte Reich. Wandel und Wesen der Utopie.* Felix Meiner. Leipzig 1933. (IX u. 125 S.; RM 3.80., geb. RM. 5.—)
Gronau, Karl, *Der Staat der Zukunft von Platon bis Dante.* Georg Westermann. Braunschweig 1933. (304 S.; RM. 4.80)

Da es Quabbe nicht auf eine historische Darstellung ankommt, sondern mehr auf ein Verständnis der Utopie „als einer typischen Stellung des Menschen zu seiner gesellschaftlichen Umwelt“, werden nur fünf grosse Utopien behandelt: Platos Staat, Morus Utopia, Fichtes Geschlossener Handelsstaat, Spanns Wahrer Staat und Wells' Men like Gods. Die „Grundstimmung“ des utopistischen Denkens ist nach Q. „das genaue Gegenteil der Theodizee“: diese Welt ist so schlecht wie möglich organisiert; wenigstens das grösste Unrecht und die klarste Unvernunft sollen aus ihr beseitigt werden. Entscheidend ist, dass der Utopist in den zeitlichen Fehlern einen „prinzipiellen ewigen Mangel“ sieht, — diesen prinzipiellen Mangel will er abstellen. Die Grenze der Utopie liegt in dem für alles utopistische Denken charakteristischen „Trickgedanken“, dass eine eminente Geistestat eines begnadeten Einzelnen „die Cäsar zwischen den beiden allein wesentlichen Epochen der Weltgeschichte, der Zeit der Verworrenheit und der Zeit der Ordnung, darstellt“. — Es ist das Verdienst des Q.schen Buches, das Problem und die Tatsache der Utopie ganz ernst zu nehmen. Aus allen Worten, mit denen Q. die bequemen (bewusst oder unbewusst die Wahrheit verschleiern) Einwände gegen die Utopie abweist, spricht eine seltene Tapferkeit und Sauberkeit der Gesinnung.

Den gesellschaftlichen Sinn der Utopie gewinnt Q. durch die Unterscheidung von utopischer und reformistischer Grundhaltung: während der Reformist das gegebene „Seinsgefüge der sozialen Umwelt“ als „Einheit“ gar nicht in Frage stellt, vielmehr ohnehin entschlossen ist, es als Grundlage anzunehmen „und erst von ihrer Billigung aus zu untersuchen, welcher Teil des auf ihr ruhenden sozialen Gebäudes verbesserungsbedürftig ist“, stellt der Utopist diese Einheit als Ganzes selbst in Frage. Nur er ist daher „letzten Endes geeignet zu erkennen und zu sagen, ob irgend etwas Gutes in dieser Welt überhaupt enthalten ist“. Im Verhältnis zur Reform ist also die Utopie „sowohl Stachel wie Wegweiser“. Soll aber die Utopie wirklich als typische Stellung des Menschen zu seiner gesellschaftlichen Umwelt begriffen werden, so hätte ihre konkrete gesellschaftliche Funktion in der jeweiligen geschichtlichen Situation untersucht werden müssen. Vielleicht hätte sich hieraus dann ein bestimmterer Begriff der Utopie ergeben, der es z. B. nicht gestattet hätte, ein Buch wie Spanns „Wahren Staat“ als Utopie zu bezeichnen.

In Wahrheit wäre es ein Widersinn, wollte der Utopist versuchen, wie

Q. meint, einen „ewigen“ Mangel abzustellen. Allen grossen Utopisten war es jedenfalls unmittelbar um die Abschaffung zeitlicher Übel zu tun. Die auf dieses Ziel gerichteten Kräfte wenden sich aber in der Gegenwart weniger auf die gedankliche Ausführung von Zukunftsstaaten als auf eine richtige Politik. Dazu bedarf es freilich einer Theorie der gegenwärtigen Gesellschaft, aus welcher eine bessere hervorgehen soll. Der reformistischen Ansicht, welche nach Q. bloss Teile der gegenwärtigen Gesellschaft in Frage zieht, steht keineswegs mehr die Utopie, sondern die wissenschaftliche Lehre von der Veränderung der Gesellschaft in ihrer Totalität entgegen.

Gronau begnügt sich mit einem Referat der Staatstheorien von den Vorsokratikern bis Dante, das sich durchgängig in den üblichen Schulmeinungen und Fehldeutungen bewegt. Im Vorwort glaubt er feststellen zu können, dass die Antike das gelebt hat, „was heute bei dem Aufbau des neuen Deutschland geschaffen werden soll“. Eine Einleitung schildert „das Wesen des Staates“ am Leitfaden der Gegenüberstellung von rationalistisch-liberalistischer und idealistischer Staatsauffassung.

Hans Berth (Berlin).

Zévaès, Alexandre, *Une révolution manquée. (L'insurrection du 12 mai 1839). Éditions de la Nouvelle revue critique. Paris 1933. (251 S. ; fr. frs. 12.—)*

Zévaès gräbt zahlreiche, bisher in Archiven und Zeitungen versteckte Dokumente über den Blanquistenaufstand von 1839, über die ihm folgenden Prozesse und die Kerkerhaft der Verurteilten aus. Dabei geht er zuweilen allzusehr ins Breite. Wichtig ist, dass durch diese Darstellung die landläufige Auffassung von der blanquistischen Taktik wesentlich korrigiert wird. Diese Auffassung geht auf die polemisch überspitzte Kritik des Blanquismus durch Friedrich Engels zurück. Nach ihr ist Blanqui zu seinen Aufständen durch die innere Dynamik der Verschwörung gezwungen worden, so dass sie ohne Rücksicht auf die politische und soziale Situation, „wie aus der Pistole geschossen“, ausbrachen. In Wirklichkeit hatten sowohl der Aufstand vom August 1870 wie der vom Mai 1839 ihren Ursprung in einer schweren politischen Krise; die von 1839 zog sich vom Februar bis nach dem Aufstand hin. Ihre Grundlage war eine Wirtschaftskrise, ihr Inhalt der Kampf um die Prinzipien der Parlamentsherrschaft und des persönlichen Regiments Louis Philippes. In ihrem Verlauf kam es zu heftigen Volksdemonstrationen mit Versuchen zur gewaltsamen Bewaffnung. Der Aufstand, der sich nach einem geschickten strategischen Plan entwickelte, scheiterte daran, dass die Verschwörung abseits von den Massen organisiert war und diese Massen — wie stets bei diesen blanquistischen Aufständen — überrascht wurden und ihren Beistand versagten.

Sonderbar berührt, dass Z. mit keinem Wort das sogenannte Dokument Tachereau erwähnt, die „Déclarations faites par *** devant le ministre de l'Intérieur“, die 1848 in den Papieren von Guizot gefunden sein sollen. Sie enthielten Aussagen eines am Aufstand Beteiligten, die einen Verrat der blanquistischen Organisation bedeuten. Ihre Veröffentlichung im Jahre 1848 sollte Blanqui, gegen den deutlich der Vorwurf des Verrats

erhoben wurde, politisch töten. Die Frage, ob das Dokument echt und ob Blanqui sein Urheber ist, wurde noch nicht gelöst, doch geben selbst begeisterte Anhänger Blanquis die Möglichkeit seiner Schuld zu.

Karl Falke (Paris).

Schürer, Heinz, *Die politische Arbeiterbewegung Deutschlands in der Nachkriegszeit 1918-1923. Dissertation. Gebr. Gerhardt. Leipzig 1933. (88 S.)*

Der Verf. schildert die politische Arbeiterbewegung Deutschlands in den ersten Nachkriegsjahren und zwar in drei charakteristische Abschnitte gegliedert: die Epoche der proletarischen Massenaktionen von der Novemberrevolution bis zum Kapp-Putsch, die Umgruppierung der sozialistischen Parteien von 1920 bis 1922 und das Schicksalsjahr 1923 mit all den Folgewirkungen, die Ruhrkampf, Inflation, Gegensatz zwischen Reich und Ländern der deutschen Arbeiterbewegung brachten. Die Geschichte der drei proletarischen Parteien — SPD, USP und KPD — wird in jedem dieser drei Abschnitte geschildert. Aber diese Geschichte wird einfach als eine Summe verfehlter Handlungen dargestellt, ohne den Versuch, dieses Handeln aus den wirtschaftlichen und politischen Gegebenheiten der Nachkriegsjahre, der soziologischen Struktur jeder der drei Parteien und den tieferen Wirkungen der Spaltung zu erklären. So bleibt eine Fülle von Einzeltatsachen und Werturteilen, die ohne ordnenden Gedanken aneinander gereiht werden. Die Schrift, die der Mehrheit der deutschen Arbeiterklasse vorwirft, dass sie den Marxismus preisgegeben habe, ist selbst eine unmarxistische Darstellung. Auch die im Anhang beigegebenen, zum Teil recht gut ausgesuchten Zitate, die die Stellung der drei Parteien beleuchten sollen, können in ihrer Zufälligkeit und Herausgerissenheit den Wert der Schrift nicht erhöhen.

Käthe Leichter (Wien).

Murphy, T. J., *Preparing for Power. Jonathan Cape. London 1934. (290 S.; 6 s.)*

Der Gedanke der sich zur Macht rüstenden Klasse steht nicht nur in der Überschrift, sondern beherrscht die ganze Darstellung, die in diesem Buche von der Geschichte der englischen Arbeiterbewegung gegeben wird. Was dabei herauskommt, ist in den verschiedenen Teilen des Werkes von ungleichem Wert. M.s Darstellung der älteren Geschichte der englischen Arbeiterklasse bis zum Kriegsausbruch ist zum grössten Teil nur ein Auszug aus den früheren Darstellungen dieser Epoche durch Marx, Engels, Lenin, Beer, Webb, Rothstein, Horrabin u. a. Immerhin spürt man auch in diesem Teil schon gelegentlich die besondere Vertrautheit des Verf. gerade mit solchen Strömungen und Tendenzen, die, ohne wirklich vorzuherrschen, doch für die jeweils nächsten und übernächsten Phasen der Bewegung eine eigentümliche, häufig nicht genügend berücksichtigte Bedeutung gehabt haben. Hierher gehören für diese ältere Periode die frühsyndikalistischen Anfänge der 30er Jahre, die seit 1860 aus Streikaus-

schüssen entstehenden Trades Councils und der etwas später besonders von dem Kreis der Socialist Labour Party in Schottland vertretene industrielle Unionismus. Hierher gehört dann aus der nächsten Entwicklungsperiode insbesondere die seit Anfang 1915 in Schottland entspringende, im nächsten Jahre auch auf England ausgedehnte Shop Stewards-Bewegung, an deren Kämpfen M. selbst führenden Anteil genommen hat. Die ausführliche Darstellung dieser im bisherigen Schrifttum noch wenig bearbeiteten, für die ganze spätere Entwicklung äusserst wichtigen Shop Stewards-Bewegung bildet den Hauptinhalt des zweiten Teils des M.schen Werkes, der die Zeit vom Kriegsausbruch bis zum Herbst 1920 umfasst. Der dritte Teil bringt die Darstellung der jüngsten, bis zum gegenwärtigen heftigen Kampf um das neue Aktionsprogramm der Labour Party andauernden Periode, in der nach den Enttäuschungen zweier von der Bourgeoisie geduldeter und geförderter sogenannter „Arbeiterregierungen“, nach der Klimax und Antiklimax des Generalstreiks und Bergarbeiterstreiks 1926 und angesichts des drohenden Sieges des Faschismus die eigentliche Rüstung zur Macht für die englische Arbeiterklasse begonnen hat. Hier sucht der Verf. eine scharfe Kritik der bisherigen Führung der sozialistischen Labour Party und Gewerkschaften zu verbinden mit einer ebenso scharfen Absage an jene „Selbstisolierung“ der Revolutionäre, in der er die zweite wichtige Ursache für die bisherige Niederlage der englischen Arbeiterbewegung erblickt.

Karl Korsch (London).

L' Année Sociale 1933. Bureau International du Travail. Genève 1934. (IV u. 587 S.; Schw. fr. 10.—)

Conférence Internationale du Travail, 18^e session. Genève 1934. *Rapport du Directeur.* Bureau International du Travail. Genève 1934. (106 S.; Schw. fr. 1.25)

L' Œuvre de la Fédération Syndicale Internationale dans les années 1930-1932. Fédération Syndicale Internationale. Paris 1934. (404 S.; Schw. fr. 4.—)

Septième annuaire de la Fédération Syndicale Internationale. Fédération Syndicale Internationale. Paris 1934. (220 S.; Schw. fr. 4.—)

Mit dem *L' Année Sociale* 1933 erscheint das vierte grosse Jahrbuch des Internationalen Arbeitsamtes. Nach einer Übersicht über die Beziehungen des IAA zu den angeschlossenen Staaten und den Berufsorganisationen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern wird das ganze Gebiet der Arbeitsverhältnisse, Sozialversicherung, Arbeitslosigkeit, des Wanderungswesens usw. eingehend vom internationalen Gesichtspunkt aus behandelt. Die wertvolle Arbeit wird durch eine Reihe von statistischen Angaben über das Wirtschaftsleben und durch eine Übersicht der Namen und Adressen sämtlicher Berufsorganisationen ergänzt. — Der Bericht des Direktors, der der internationalen Arbeitskonferenz von 1934 vorgelegt wurde, behandelt besonders eines der wichtigsten auf der Konferenz zur Behandlung gelangten Probleme: die planmässige Organisation der Wirtschaft.

Gemäss der Aufgabe des IAA werden besonders die sozialen Konsequenzen der heute noch vorherrschenden planlosen Produktion mit ihren heftigen Krisenerscheinungen untersucht.

Die beiden Veröffentlichungen des Internationalen Gewerkschaftsbundes geben ein Bild der regen Tätigkeit dieser Zentralorganisation. Besonders die zuerst erwähnte Veröffentlichung bringt ausführliche Übersichten über die Entwicklung der Gewerkschaftsbewegung und zum Teil auch der sozialen Bewegung im allgemeinen in den einzelnen Ländern. Sie umfasst zugleich den Bericht des 6. in Brüssel 1933 abgehaltenen internationalen Kongresses, der sich mit einer Reihe von wirtschaftlichen und politischen Problemen befasst hat. — Das Jahrbuch ist als Nachschlagewerk besonders wertvoll. Alle in der Welt bestehenden freien Gewerkschaften werden samt ihren Mitgliederzahlen erwähnt. Ein Teil dieser Verbände ist inzwischen infolge politischer Umwälzungen aus dem Internationalen Gewerkschaftsbund ausgeschieden; umso mehr gewinnt diese Veröffentlichung als Material für den Historiker an Bedeutung.

Andries Sternheim (Genf).

Milne-Bailey, W., *Trade Unions and the State.* Allen & Unwin. London 1934. (395 S.; 12 s. 6 d.)

Report on Collective Agreements between Employers and Workpeople in Great Britain and Northern Ireland, Vol. I., Mining and Quarrying Industries, Engineering, Shipbuilding, Iron and Steel and other Metal Industries, Building, Woodworking and Allied Industries. London 1934. (XXXIV u. 454 S.; sh. 7.—)

Milne-Bailey unterbaut seine Darlegungen über die wahrscheinlichen Entwicklungstendenzen der modernen Gewerkschaftsbewegung und ihrer Beziehungen zum Staat mit einem breiten Gerüst allgemeiner staats-theoretischer und ökonomisch-politischer Betrachtungen, bei denen er sich einerseits an die „pluralistische“ Staatslehre Laskis, andererseits an die zahlreichen heute umlaufenden Theorien über das angebliche Ende des Zeitalters der ‚scarcity‘ und ein bereits angebrochenes neues Zeitalter der Wirtschaftsplanung anlehnt. Diese sehr abstrakten Konstruktionen sind jedoch für die darauf gestützten konkreten Behauptungen des Verf. zur Gewerkschaftsfrage überflüssig. Man braucht keine pluralistische Staatstheorie, um einzusehen, dass die radikale Ablehnung aller „Politik“ durch das reine Gewerkschaftertum unpraktisch wird in einer Zeit, wo z. B. schon die elementarsten Lohnforderungen englischer Kohlenarbeiter kaum mehr anders als vermittels einer Nationalisierung des Kohlenbergbaus durchführbar scheinen. Und die Existenz einer „planwirtschaftlichen“ Tendenz innerhalb des heutigen Kapitalismus bietet an sich noch nicht den geringsten Grund für die von M.-B. darauf gestützte Perspektive einer Umformung der Gewerkschaften aus der ihnen vom alten Kapitalismus aufgedrängten Gestalt einer auf enge materielle Ziele ausgerichteten Kampforganisation in eine zu schöpferischer Betätigung beruflicher Funktionen in einer freien demokratischen Gemeinschaft berufene Institution. Um zu

solchen Schlussfolgerungen zu gelangen, muss M.-B. den in der Wirklichkeit äusserst zwiespältigen Entwicklungsprozess zu einem völlig harmonischen umdichten, der geradewegs zum Sozialismus oder einem vom Sozialismus nicht mehr zu unterscheidenden stabilisierten und regulierten „neuen Kapitalismus“ führt, und dabei vor den realen Gefahren für die künftige englische Gewerkschaftsbewegung ganz ebenso die Augen verschliessen wie vor der bereits vollzogenen zeitweisen Vernichtung der italienischen und deutschen Gewerkschaftsbewegung durch den siegreichen politischen Faschismus. Die wirkliche Basis für die von M.-B. vertretenen Auffassungen bildet die tiefe und nachhaltige, bis zum heutigen Tage noch nicht überwundene und durch die politische und ökonomische Weltkrise eher noch verschärfte Entwicklungskrise, in der sich die englische Gewerkschaftsbewegung seit dem verlorenen Generalstreik und Bergarbeiterstreik des Jahres 1926 befindet. Der Verf. hat, als Vorsitzender des Research and Economic Department des T. U. C. seit 1926 und als Joint-Secretary der „wirtschaftsfriedlichen“ Mond-Turner-Konferenzen 1927-30, gerade in dieser geschichtlich vorübergehenden Niederlagen- und Schwächeperiode der englischen Gewerkschaftsbewegung jene Ansichten ausgebildet, die er nun in Form einer äusserst unklaren, inkonsequenten und widerspruchsvollen Gewerkschafts- und Staatstheorie zum Ausdruck gebracht hat.

Die wirklichen Tendenzen der englischen Gewerkschaftsbewegung, dieses ältesten, stärksten und wichtigsten Teils der modernen Arbeiterbewegung, zugleich die ganze Kraft und den Reichtum dieser Bewegung kann man in lebendigen, durch zweckmässige Zusammenstellung und instruktive Erklärungen fruchtbar gemachten Dokumenten kennenlernen in dem soeben zum ersten Mal seit 1910 wieder erschienenen amtlichen Blaubuch über die Kollektivverträge. Der bisher allein erschienene erste Band dieses auf mehrere Bände berechneten Berichts umfasst in den im Titel angeführten Industrien ungefähr 4 1/2 Millionen Arbeiter oder mehr als ein Drittel aller von der Sozialversicherung erfassten Personen. Er leistet, indem er das ungeheure Mass angibt, in dem alle wesentlichen Lebensverhältnisse dieses grossen Volksteils durch freiwillige Tarifverträge und andere Formen freiwilliger kollektiver Vereinbarungen und nicht durch Staatsgesetz und Behördeneingriff geregelt sind, zugleich einen besonders wichtigen Beitrag zu dem speziellen Problem „Gewerkschaften und Staat“ im modernen England.

Karl Korsch (London).

Schmitz, Hans, *Die Sozialpolitik im autoritären Staat. Manz'sche Verlags- und Universitätsbuchhandlung. Wien 1934. (380 S.; Sch. 2.40, RM. 1.50)*

Vincke, Franziska, *Die Arbeitnehmersozialpolitik des Zentrums unter besonderer Berücksichtigung ihrer ideologischen Grundlagen. Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlicher Verlag. Münster 1933. (124 S.; RM. 2.50)*

Die moderne christliche Sozialpolitik hat in der päpstlichen Enzyklika „Quadragesimo Anno“ ihre magna charta erhalten. Auf Berufsständen, die öffentlich-rechtliche Glieder der Gesellschaft sind und Selbstverwaltung

besitzen, soll die richtige gesellschaftliche Ordnung aufgebaut werden. Von dieser Selbstverwaltung zur autoritären Regelung des „totalen“ Staates klafft eine Lücke. Auch Hans Schmitz, führender Sozialpolitiker der früheren christlichen Gewerkschaften Österreichs, der gegenwärtigen Einheitsgewerkschaft des autoritären Systems, erkennt diesen Widerspruch. Spricht er doch selbst von der Selbstverwaltung, die „ein wesentliches Merkmal der berufsständischen Idee“ ist, von der „Gefahr falsch verstandener Totalität“, aber er hilft sich über diesen Widerspruch hinweg, indem er dem Staat das Recht zugesteht, in einer Übergangsperiode, „die auch längere Zeit hindurch andauern kann“, in die berufsmässigen Institutionen kräftig einzugreifen, „bis die Gewähr besteht, dass sie im richtigen berufsständischen Geist und reibungslos funktionieren“.

Die Notverordnungspraxis des autoritären Systems wird im einzelnen dargestellt. Nicht grundsätzliche Neuschöpfungen eines Systems sind es, sondern Abänderungen des bestehenden Arbeitsrechts, die eben auf parlamentarischem Gebiet an dem Widerstand der Arbeitervertreter scheitern mussten. Der Verf. spricht selbst von der Verschlechterung der Überstundenentlohnung, von der Beseitigung der 44-Stundenwoche für Frauen und Jugendliche, von der Zulassung männlicher Jugendlicher zu der bis dahin untersagten Nacharbeit im Bäckergewerbe — gewiss nicht Massnahmen, die sonst gerade von der christlichen Sozial- und Familienpolitik vertreten werden. Die Eingriffe des Staates in das Koalitions- und Vertragsrecht werden als berechtigt anerkannt, wenn das Gemeinwohl gefährdet ist — damit wurde die Aufhebung des Streikrechts, die Einführung der Zwangsschlichtung, die Aufhebung von Einzel- und Kollektivverträgen begründet, obwohl der Verf. selbst sagt: „Treu und Glauben erfahren keine Vertiefung, wenn Eingriffe von oben her erfolgen“. In der Ersetzung der gewählten Betriebsräte durch ernannte Vertreter, der freigewählten Arbeiterkammervverwaltung durch eine eingesetzte Verwaltungskommission werden „Merksteine zur berufsständischen Ordnung“ gesehen. Trotz allem Bemühen gelingt es Sch. nicht, die von der Enzyklika geforderte Selbstverwaltung mit der autoritären Sozialpolitik in Einklang zu bringen.

Auch Franziska Vincke sieht in den päpstlichen Rundschreiben „Rerum novarum“ und „Quadragesimo anno“ die klassischen Interpretationen christlicher Soziallehren. Sie ist bemüht, die ideologischen Grundkräfte der christlichen Gesellschaftsauffassung aufzuzeigen, die der Sozialpolitik des Zentrums den Weg wiesen. Ihr scheint die christliche Soziallehre gegenüber den ihrem Wesen nach mit Sozialpolitik unvereinbaren Ideologien des Individualismus und Kollektivismus die einzige, die zur Antriebskraft wahrer Sozialpolitik werden kann, da sie bemüht ist, die sozialen Spannungen im Gesellschaftsleben zum friedlichen Ausgleich zu bringen. Dabei muss der Staat zur Hilfe gerufen werden. „Versagt die Selbsthilfe der Stände, so hatte die Staatshilfe in ihre Rechte einzutreten“ — auch hier wird so ein Notrecht des Staates aus dem Versagen der Selbstverwaltungskörper abgeleitet. V. zeigt nun selbst an ihrer bis auf die ersten Arbeiterschutzbestrebnungen des deutschen Reiches zurückgehenden Darstellung, dass die christliche Sozialpolitik kein festes System, dass sie nur sehr allgemeine Richtlinien darstellte, dass innerhalb des Zentrums

von den Tagen Windhorsts bis in die Gegenwart sehr verschiedene soziale Auffassungen miteinander rangen und dass sich dadurch auch in der Gesamthaltung der Partei gewisse Schwankungen in der ideologischen Einstellung wie im praktischen Vorgehen ergaben. War es doch, wie die Verf. von der Partei bemerkt, „ihr konservativer Sinn, der ihrem fortschrittlichen Bemühen das Gepräge gab“. Die Untersuchung ist ein wertvoller Beitrag zur Ideengeschichte deutscher Sozialpolitik.

Käthe Leichter (Wien).

Decouvlaere, Mathilde, *Le travail industriel des femmes mariées*.

Rousseau & Co. Paris 1934. (XII u. 421 S.; fr. frs. 35.—)

Schmidt, Werner, *Die Erwerbstätigkeit der verheirateten Frau*.

Diss. Robert Noske. Giessen 1933. (72 S.)

Hutchins, Grace, *Women who work*. International Publishers. New York 1934. (285 S.; \$ 1.—)

Fichtel, Johannes, *Der Familienlohn. Das Problem und seine Lösung*.

Die biologisch und finanziell gesicherte Volkswirtschaft. Selbstverlag. München 1934. (VIII u. 171 S.; RM. 3.40, geb. RM. 4.40)

In der umfangreichen Arbeit Decouvlaeres werden die wirtschaftlichen Gründe für die Erwerbsarbeit verheirateter Frauen dargelegt. D. ist prinzipiell gegen diese Arbeit, die Frau gehöre in die Familie und sie habe dort vornehmlich drei Aufgaben: 1. die Verwaltung des Haushalts und des Heimes, 2. die Erziehung der Kinder, 3. die richtige Verteilung des Familienbudgets. D. gibt eine umfangreiche Übersicht der nationalen und internationalen Gesetzgebung auf dem Gebiet der Frauenarbeit und ergänzt diese mit statistischen Angaben über Löhne und Arbeitsverhältnisse. Das Buch bringt ferner einige interessante Bemerkungen über die psychischen Folgen der Haushaltsarbeit; besonders wird auf die Langeweile hingewiesen, die im Sinne mangelhafter Anpassung des Haushalts an gesellschaftlich bereits durchgeführte Reformen erklärt wird.

Die Dissertation Schmidts behandelt zunächst die verschiedenen Standpunkte in bezug auf die Erwerbstätigkeit der verheirateten Frau: die Frauenbewegung, welche die Berufsarbeit als eine wirtschaftliche und sittliche Notwendigkeit betrachtet, die patriarchalische Auffassung, für welche die Frau nur als Hausfrau wertvoll ist, die liberale Auffassung mit ihren Bestrebungen zur Emanzipation der Frau und teilweise auch zur Befreiung der Frau von der Haushaltstätigkeit und Kinderpflege. Es folgt ein knapper Überblick über die Stellung der modernen Gesellschafts- und Staatstheorien zur Erwerbsarbeit der verheirateten Frau. Als Gründe für die erwerbstätige Frauenarbeit werden besonders die Notlage vieler Familien und die ökonomische Unsicherheit genannt.

Eine lebendige Beschreibung der Frauenarbeit bringt Hutchins. Ausführlich werden die Lebensverhältnisse der arbeitenden Frauen geschildert. Die Verf. gelangt an Hand von vielen Daten zu der Schlussfolgerung, dass die Frauenlöhne 20 bis 70 % niedriger sind als diejenigen des Mannes. Gegenüber der schwierigen Lage der erwerbstätigen Frauen in den Vereinig-

ten Staaten versucht H. ein Bild der russischen arbeitenden Frau zu zeichnen, das zu Gunsten Russlands ausfällt.

Die Abhandlung Fichtels tritt für die Einführung eines Familienlohns ein. Nach einer Übersicht über frühere Lösungsversuche, den Lohn an die Familienbedürfnisse anzupassen, folgt eine kritische Würdigung der verschiedenen theoretischen Begründungen der mit dem Arbeitslohn verbundenen Familienhilfe. Die Arbeit F.s bringt viel Material über die Wirkung staatlicher Massnahmen (wie Steuer- und Sozialpolitik) auf den Familienlohn. Daneben zeigt sie, inwieweit auch von Unternehmungen das System der Familienlöhne in Anwendung gebracht wird; leider beziehen sich die Daten fast ausschliesslich auf die Jahre 1920-1925. In weiteren Abschnitten werden die religiös-ethischen und die staats- und bevölkerungspolitischen Begründungen für die Einführung eines Familienlohnes detailliert wiedergegeben. Der Verf. ist der Meinung, dass „der eigentliche Familienlohn kein auf Wohltätigkeit fussender Bedarfslohn, sondern ein sachlich und rechtlich begründeter besonderer Leistungslohn ist“.

Andries Sternheim (Genf).

Spezielle Soziologie.

Groves, Ernest, *The American Family*. J. B. Lippincott Co. Chicago 1934. (X u. 500 S.; \$ 3.—)

Lumpkin, Katharine DuPre, *The Family. A Study of Member Roles*. The University of North Carolina Press. Chapel Hill 1933. (XIX u. 184 S.; \$ 2.00)

Breckinridge, Sophonisba P., *The Family and the State. Select Documents*. The University of Chicago Press. Chicago 1934. (XIV u. 565 S.; \$ 3.50)

Kyrk, Hazel, *Economic Problems of the Family*. Harper & Bros. New York 1933. (XX u. 500 S.; \$ 3.50)

Das, Sonya Ruth, *La Femme américaine dans le mariage moderne*. Félix Alcan. Paris 1934. (II u. 198 S.; fr. frs. 25.—)

Cronjé, G., *Egskending en Huweliks- en Gesinsontbinding (Divorce et dissolution du mariage et de la famille)*. In sociologiese studie. Swets & Zeittlinger. Amsterdam 1934. (XII u. 326 S.; H. fl. 5.50)

Freudenthal, Margarete, *Gestaltwandel der städtischen bürgerlichen und proletarischen Hauswirtschaft, unter besonderer Berücksichtigung des Typenwandels von Frau und Familie, vornehmlich in Südwest-Deutschland zwischen 1760 und 1933. I. Teil, von 1760-1910*. Diss. Konrad Triltsch. Würzburg 1934. (X u. 235 S.)

Rothfield, Otto, *The Garden of Thorns. Being an account of Marriage, Love and Divorce as they are to-day in the Twentieth Century in the principal countries of the World*. Hutschinson & Co., Ltd. London 1933. (287 S.; 12 s. 6 d.)

Unser Elternhaus und was wir ihm verdanken. Ein Buch der Erinnerung. In Verbindung mit acht Mitarbeitern herausgegeben von Ernst Fischer. Agentur des Rauhen Hauses G. m. b. H. Hamburg 1933 (132 S.; RM. 3.50)

Enquête sur les conditions de vie des familles nombreuses en Belgique. Préface par M. Ernest Mahaim. Analyse des résultats par Mlle Aimée Racine. Conclusions sociologiques par M. Eugène Dupréel. Georges Thone. Liège 1933. (175 S.; frs. b. 20.—)

Children, Young People and Unemployment. A series of Enquiries into the Effects of Unemployment on Children and Young People. Part III: Bulgaria, Finland, France, Hungary, Norway; Delinquency; Prostitution. Union Internationale de Secours aux Enfants. Genf 1934. (107 S.; Schw. fr. 1.50)

Das neue Buch von Groves ist eine völlige Umarbeitung seiner früheren Arbeit „Social Problems in the Family“ und untersucht vor allem, inwieweit es der amerikanischen Familie gelingt, sich den modernen Lebensbedingungen anzupassen. Zunächst wird über die geschichtliche Entwicklung der Familie berichtet. Der zweite Teil befasst sich mit der modernen amerikanischen Familie und gibt eine Analyse der Rolle, welche der Mann, die Frau und die Kinder spielen. Die dritte Abteilung behandelt besonders die sozialen Probleme, welche die Familie unmittelbar berühren. Im letzten Abschnitt untersucht G., welche Faktoren trotz der ständigen Umbildung der Familie diese dennoch aufrecht erhalten. Das Buch Gs. bringt eine Fülle an Material, das besonders für den europäischen Leser sehr wertvoll ist. Die Arbeit wird ergänzt durch eine ausführliche Liste von Romanliteratur, in der familiensoziologische Probleme behandelt werden.

Lumpkin hat eine eingehende Untersuchung über die innerfamiliären Beziehungen von 46 New Yorker Familien veranstaltet und zwar ausschliesslich von „vollständigen“ Familien, d. h. von solchen mit Vater, Mutter und mindestens einem Kind unter 14 Jahren. Unter „rôle“ versteht L. die Totalsumme von Pflichten, Rechten und Lebenshaltungen, welche sich in den innerfamiliären Beziehungen ergeben. Besonders wird die Entwicklung der Familie als „social process“, ihre Beeinflussung durch die Umgebung studiert. Die Untersuchung bringt eine Fülle interessanter Einzelheiten über Anpassung und Modifizierung von Familienbeziehungen. Mit Nachdruck wird auf die Bedeutung der Tradition für die Frage der Familienzusammengehörigkeit hingewiesen; die fortwährenden Änderungen sind zwar bedeutungsvoll, zerstören die fundamentale Basis der Familie jedoch nicht. Wichtig sind die Ergebnisse über die Ursachen der „home-making troubles“. Überall dort, wo der Frau „neglect“ oder „inefficiency“ vorgeworfen wird, zeige sich, dass sie aus einer Familie stammt, wo die Mutter stark dominierte und die Kinder gezwungen waren, nur auf Befehl zu arbeiten.

Breckinridge will für Beamte der Sozialfürsorge einen Wegweiser über die Zusammenhänge zwischen Staat und Familie geben. Die Arbeit behandelt die Fragen der Ehe- und Ehescheidungsgesetzgebung, die gegenseitigen Rechte des Ehemannes und der Ehefrau, die Eigentumsrechte der Ehegatten, das Verhältnis zwischen Vater und Kind, die Vormundschaft, die Adoption, die unehelichen Kinder, die Berufsausbildung und die Beendigung der Ehe. Obwohl das Buch die Probleme vom juristischen Standpunkt aus behandelt, bringt es doch viel Material, das auch soziologisch zu verwerten ist.

Besonders wertvoll ist das Buch von Hazel Kyrk, das sich sehr eingehend mit allen Problemen der Haushaltung befasst. Obwohl die Arbeit nur Unterlagen über die Ökonomie des Haushalts verschaffen will, geht sie in ihren Angaben weit über diesen Rahmen hinaus. An Hand vieler statistischer Daten wird der Art und dem Umfang der Hausfrauenarbeit nachgegangen, ferner den Fragen, wer in der amerikanischen Familie zum Haushalt beiträgt, in wieviel Familien der Vater der Hauptverdiener ist, welche Einkommensquellen die sichersten sind usw. Man sieht, wie stark die Rationalisierung des Wirtschaftslebens auch auf die Haushaltung zurückwirkt und dadurch das Leben der Hausfrau und der übrigen Familienmitglieder umgestaltet.

Das Interesse für das amerikanische Ehe- und Familienleben in Europa belegt das Buch von Das, das den neuen Typus der amerikanischen Frau zum Hauptgegenstand hat. D. führt zunächst die Gründe an, weshalb die Emanzipation der Frau in den Vereinigten Staaten sich günstiger entwickeln konnte als sonst irgendwo. Unter ihnen steht an erster Stelle die rapide industrielle Entwicklung, welche zu dem allmählichen Verschwinden des alten patriarchalischen Familiensystems beigetragen hat. Die Frage der rationellen Einstellung zu den Eheproblemen wird betont. Die amerikanische Familie und der Akt der Eheschliessung selbst wird als eine rein persönliche Angelegenheit betrachtet; die Entwicklung der Familienformen bringt mit sich, dass nur in vereinzelt Fällen Verwandte im Hause wohnen. Ahnenkult ist den Amerikanern völlig fremd. — Vieles von dem Inhalt des Buches gilt freilich auch für Europa.

Der Südafrikaner Cronjé versucht in seinem Buch, die Ehe- und Familienauflösung als soziale Erscheinung zu erklären. Unter Ehescheidung wird der juristische Vorgang, unter Ehe- und Familienauflösung der soziale Prozess verstanden. Den Gründen und Formen der Ehescheidung wird historisch nachgegangen. Besonders interessant ist der Abschnitt, der sich mit der Bedeutung der modernen Ehescheidungsstatistik für die Kenntnis der realen Verhältnisse befasst; eine eingehende Analyse zeigt, dass die Statistik keinen richtigen Einblick in den Umfang der Familienauflösung bieten kann. Ausführlich zeigt C., dass in den meisten Ländern die Ehescheidung bei kinderlosen Ehen am häufigsten ist.

Freudenthal hat den Versuch unternommen, zunächst für die Zeit 1760-1910 den Gestaltwandel der städtischen Haushaltungen, der städtischen Frau und der städtischen Familie nachzuprüfen und zwar unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen Hintergründe. Mit grossem Fleiss hat F. das Material derart verarbeitet, dass das Buch zugleich ein Stück Sittengeschichte ist. F. behandelt die bürgerliche städtische Haushaltung zwischen 1760 und 1830 und um 1860, dann die proletarische städtische Haushaltung um 1850, endlich die proletarische und bürgerliche städtische Haushaltung von 1880 bis 1910. Ein zweiter Teil soll die Änderungen im Haushalt in der Kriegs- und Nachkriegszeit erfassen.

Eine interessante Übersicht über die Ehegesetzgebung, die religiösen Sitten und die Bedeutung der Tradition im Familienleben der verschiedenen Länder liefert Rothfield. Er versucht, die nationalen Unterschiede auf diesem Gebiete aufzuzeigen. Alle Länder seien sich jedoch darin gleich, dass

für die Aufrechterhaltung der Ehe eine Vorbedingung gegeben sein muss : „Approach of the social group to which the couple belongs“. Eine Reihe von Problemen, wie die Aufgabe der Ehe nach puritanischer Auffassung, romantische Liebe, Prostitution und Ehe, christliche und moderne Ehe werden ausführlich und kritisch erörtert. Eigentümlicherweise werden die Vereinigten Staaten völlig ausser Acht gelassen.

Eine optimistische Note klingt aus dem Buch „Unser Elternhaus“. 8 Personen erzählen von den Erlebnissen in ihrer Familie. Es werden Elternhäuser geschildert von „grundverschiedensten“ Menschen, von denen der eine in einem Pfarrhaus, der andere in einer Mietskaserne, ein dritter auf dem Lande aufgewachsen ist usw. Das Ganze soll ein Stück Kulturleben aus dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts darstellen. Die Erlebnisse erwecken den Eindruck, dass es überall „im protestantischen Hause“ Glück und Sonne gibt und zwar unabhängig vom sozialen Schicksal ; das Glück steigt im Verhältnis zur Familiengrösse.

Die vom Institut de Sociologie Solvay auf Ersuchen der „Union Internationale pour l'étude scientifique des problèmes de la population“ gemachte Erhebung bezieht sich auf die Lage von Familien mit wenigstens 4 Kindern. Das Problem wurde dahin formuliert : gibt es charakteristische Eigentümlichkeiten bei den kinderreichen Familien, welche es in andersartigen Familien nicht gibt ? Aus einem Material über 192 Familien wurden 140 Familien ausgewählt, 76 Arbeiterfamilien, 20 Beamtenfamilien, 16 Landarbeiterfamilien, 8 Angestelltenfamilien und 20 aus verschiedenen Kategorien. Aus der soziologischen Schlussbetrachtung von Dupréel, der die Erhebung besonders vom methodologischen Standpunkt aus behandelt, heben wir hervor : 1. dass die kinderreichen Familien allmählich eine Ausnahmerecheinung bilden, 2. die Feststellung der überwiegenden Rolle der Mutter in geistiger und materieller Beziehung, besonders dort, wo das Ansehen des Vaters wegen andauernder Arbeitslosigkeit abnimmt. D. hebt zwei Typen hervor : den Typ der — auch infolge der religiösen Einstellung — bewusst gebildeten grossen Familie und „le type inférieur“ der unfreiwillig kinderreichen Familie.

Nach den zwei ersten Heften der Serie „Children, Young People and Unemployment“, die bereits früher in dieser Zeitschrift erwähnt wurden (Jg. 1933, S. 417), folgt jetzt der dritte Teil, der wieder eine Fülle von Material über die Lage der arbeitslosen Familie bringt. Auch hier geht das allgemeine Urteil dahin, dass die Arbeitslosigkeit der Eltern ihre Beziehungen zu den Kindern modifiziert. Die Frage, ob das Verantwortungsgefühl der Jüngeren gegenüber der Familie ab- oder zunimmt, wird dahin beantwortet, dass dies hauptsächlich von der Haltung der Eltern ihnen gegenüber abhängt. Nach den Erfahrungen der Sachverständigen hat die Jugendkriminalität im allgemeinen nicht, das Betteln dagegen sehr stark zugenommen. Aus einigen Ländern wird berichtet, dass die Autorität innerhalb der Familie automatisch auf diejenigen übergeht, welche verdienen.

Andries Sternheim (Genf).

L'Avenir de la Culture. Société des Nations. Institut de Coopération intellectuelle. Paris 1934. (228 S.; fr. frs. 18.—)

Le rôle intellectuel de la presse. Société des Nations. Institut de Coopération intellectuelle. Paris 1934. (228 S.; fr. frs. 18.—)

Die „Entretiens sur l'avenir de la culture“ fanden vom 3. — 7. Mai 1933 in Madrid statt. Sie bewegten sich im wesentlichen um folgende Fragen: individuelle, nationale und internationale Kultur; Zivilisation und Kultur; Masse und Elite; die Zukunft der Kultur und die internationalen Beziehungen. An der Tagung nahmen u. a. teil: Mme Curie-Sklodowska, J. Romain, P. Langevin (Frankreich), Haldane (England), Severi, Orestano (Italien), H. Pinder, O. Lehmann (Deutschland), Unamuno, Madariaga, Morente (Spanien).

In der Diskussion zeigten sich starke Gegensätze in der Frage der Bedeutung der nationalen Kultur und der Rolle der Elite zwischen den Vertretern einer liberalen Auffassung (Romain, Haldane, Morente) einerseits und den Vertretern des Faschismus (Severi und Orestano) andererseits. In einer Kompromissresolution, die nach den Worten der Präsidentin, Mme Curie, nichts enthält, was dem Völkerbund widerspricht, wird erklärt, dass die Zukunft der Kultur von der Aufrechterhaltung des Friedens abhängt, dass die nationalen Kulturen nur in Zusammenarbeit untereinander und in Verbindung mit der Universalkultur gedeihen könnten; es wird ferner auf die Wichtigkeit einer Erziehung im Geiste der Humanität und auf die Bedeutung einer geistigen Elite und der Organisation der Arbeit im Sinne der geistigen Einheit in der weiteren Entwicklung der europäischen Kultur hingewiesen.

Bei einer Umfrage der Coopération intellectuelle über die intellektuelle Rolle der Presse unter folgenden Journalisten: Sanin Cano (Nacion-Buenos Aires), H. de Jouvenel (früherer Chefredakteur des *Matin*), Kingsley Martin (New Statesman and Nation in London), P. Scott Mowrer (Chicago Daily News) und F. Sieburg (Frankfurter Zeitung), sollten sich diese über die Mittel äussern, mit welchen die Presse das intellektuelle Niveau der Öffentlichkeit heben und die Verständigung zwischen den Völkern fördern könnte.

Die Journalisten äusserten sich alle — bis auf Jouvenel, der sich auf einen Vergleich der Vorzüge von Presse und Radio beschränkte — sehr skeptisch. Sanin Cano erklärte, dass „die Öffentlichkeit im allgemeinen eine schlechte Erziehung durch die grossen Zeitungen erhält“; die Ursache dafür sieht er in der Kommerzialisierung der Presse; eine Abhilfe verspricht er sich nur durch die Einflussnahme des Staates auf die Presse oder ihre Nationalisierung. Auch Kingsley Martin beklagt die Verwandelung der Zeitungen in kapitalistische Unternehmungen und Annoncenplantagen und die damit verbundene Meinungsverfälschung. Er schlägt vor, die Zeitungen, die heute unter den Gestehungskosten verkauft werden und dadurch von den kapitalistischen Inserenten abhängig seien, zu ihrem wirklichen Preis zu verkaufen. P. Scott Mowrer glaubt, dass geistig anspruchsvolle Leser und fähige Journalisten die Voraussetzungen für eine unabhängige Presse seien, um die von der Commission de Coopération

intellectuelle aufgestellten Forderungen zu erfüllen. Sieburg, der in der Presse ein Produkt ihrer Zeit sieht, meint, dass die Gegenwartspresse nicht fähig sei, ihre pädagogische Mission auszuüben. Eine Besserung erwartet er nur von einer Änderung der Zeit; in welchem Sinne diese allerdings vor sich gehen soll, liess S. offen. Paul Leroy (Paris).

Morgenthau, Hans, *La Notion du „Politique“ et la théorie des différends internationaux*. Librairie du Recueil Sirey. Paris 1933. (92 pp.; fr. frs. 12.—)

Dr. Morgenthau has won for himself through his book entitled „Die internationale Rechtspflege, ihr Wesen und ihre Grenzen“ (1929) a prominent place among international lawyers engaged in clarifying the character of disputes among States and in enquiring into the limits of their compulsory settlement. In the present monograph Dr. Morgenthau not only elaborates some of the views put forward in his former book, but he discusses the notion of „politics“ in the international sphere in a clear and stimulating manner. He warns against identifying the conception of juridical disputes with that of justiciable controversies, and the conception of political disputes with those not amenable to international jurisdiction. The learned author has devoted nearly twenty pages to a consideration of the conception of „political factors“ as recently put forward by Professor C. Schmitt. He has little difficulty in showing that its scientific utility is strictly limited. The reader will easily agree with Dr. Morgenthau's emphasis on the sociological value of the distinction between juridical and political disputes. What is less clear is its legal value, namely, its usefulness in treaties of obligatory settlement of international disputes. But the monograph clarifies many an aspect of an involved subject, and there is every reason to welcome its appearance. H. Lauterpacht (London).

Sauer, Wilhelm, *Kriminalsoziologie*. Verlag für Staatswissenschaften und Geschichte, G. m. b. H. Leipzig und Berlin 1933. (XXI u. 818 S.; RM. 34.—)

Die Kriminalsoziologie ist, nach Sauer, „die Lehre von den sozialen Tatsachen, die für Erkenntnis und Behandlung des Verbrechens und des Verbrechers von Bedeutung sind“. Mit dieser Aufgabenstellung und Begriffsbestimmung stellt S. also die eigentlich soziologische Aufgabe, die Feststellung der sozialen Tatsachen, als Hilfsmittel hin zur „Erkenntnis und Behandlung“ von Taten und Tätern. „Erkenntnis“ des Verbrechens aber ist bei S. stets gleichbedeutend mit Strafrechtsgesetzgebung und Normierung des gesetzlichen Strafrahmens für das „erkannte“ Delikt; „Behandlung“ von Verbrechen und Verbrecher heisst bei S.: Strafurteil und Strafvollzug. Daher führt an jedem Punkte des Buches die Darstellung sozialer Sachverhalte zu rein strafrechtspolitischen Schlüssen, zu Tabellen über im Einzelfall zulässige mildere Verurteilung oder Strafschärfung usw. Die Kriminalsoziologie ist also für S. nur eine juristische Hilfswissenschaft; sie soll der

Legislation und Jurisdiktion dienen. Das ist die eine „Transzendierung“ der soziologischen Forschungsweise und Forschungsziele. Die andere, ebenfalls in der obengenannten Definition enthalten, besteht in der Verknüpfung soziologischer Tatsachenforschung mit „moralischer Bewertung“, worin S. geradezu, wie er unaufhörlich betont, die besondere Bedeutung seines Werkes sieht. Man höre nur folgendes Zitat: „Jede fruchtbare und gesunde Kriminalsoziologie muss letztthin sozialistisch und kulturell verankert und eingelenkt werden“. S. will sogar die Soziologie der Kriminalität in eine „kriminalistische Tugendlehre“ überleiten.

Diese Verbindung soziologischer Tatsachenfeststellung mit strafrechtsdogmatischer und rechtspolitischer Zielsetzung einerseits, mit einer „Sozialethik“ andererseits nimmt dem Buch, vom Standpunkt der Soziologie aus, jeden Wert. S. löst sich nirgends, obwohl er selbst das Gegenteil will, von den positiven Strafrechtsvorschriften des deutschen Strafgesetzbuches los. Diese historisch gewordenen und in ihrer Gewordenheit zu erklärenden Normen verewigt er, setzt sie absolut als „die“ Typen „des“ Verbrechens. Statt sie historisch zu deuten und in ihrer Herkunft und Funktion zu verstehen, gruppiert er sie neu. Es fehlt jede soziologische Analyse des entscheidenden Grundbegriffs „Verbrechen“. Statt dessen erhält man die Definition, Verbrechen sei „ein sozialgefährliches Wirken aus moralisch (sozialethisch) verwerflicher Gesinnung“.

Methodisch verfolgt S. auch in diesem Werk den „Neoleibnizianismus“ seiner „Monaden“, die hier als Rechts-, Kultur-Deliktsmonaden auftreten. Sein methodisches Vorgehen nennt S. „Differenzialdiagnose zwecks Sozialprognose“. Die „Differenzialdiagnose“ besteht in der Wiedergabe der Kriminalstatistik der einzelnen Delikte nebst allgemeinen Bemerkungen zu den statistischen Ergebnissen, in einer stark eklektischen Vermischung von Bemerkungen über „Umwelt“, „Anlage“, „freien Willensentschluss“, in einer Verbindung von — einander sowohl historisch wie systematisch ausschliessenden — Spezial- und Generalpräventivgedanken und in der Scheidung in Delikte der „Frühkultur“ und der „Spätkultur“. Nirgends bieten sich Tatsachenberichte oder Analysen, die über die von Aschaffenburg und seiner Schule herausgearbeiteten Erfahrungen hinausführten. — Die „Sozialprognose“ ist eben die „kriminalistische Tugendlehre“. (Übrigens ein Gedanke, der sich schon bei Bentham und E. Sue findet; Owen und der junge Marx haben bereits den ideologischen Charakter dieser Vorstellung klar herausgearbeitet.)

Für die allgemeine Blickrichtung S.s ist charakteristisch das wohlwollende Verhalten gegenüber jeder Art von Gewaltdelikten, die als Delikte der „Frühkultur“, sogar als „gotische Delikte“ gefeiert werden, dagegen eine sehr scharfe, völlig auf „Abschreckung“ eingestellte Haltung gegenüber den typischen Vermögensdelikten, den „Delikten der Spätkultur“.

Hans Mayer (Paris).

Calvert, E. Roy a. Theodora, *The Lawbreaker, a critical study of the modern treatment of crime.* George Routledge & Sons Ltd. London 1933. (284 S.; 7 s. 6 d.)

Crew, Albert, *London Prisons of To-Day and Yesterday*. Ivor Nicholson and Watson Ltd. London 1933. (258 S. ; 10 s. 6 d.)

Die beiden Studien treten für ein rationelles Strafsystem ein. Das Vergeltungsprinzip sei völlig unrationell ; die Bekämpfung des Verbrechens müsse an erster Stelle von der Repression nach der Prävention verlegt werden. Calvert will eine sehr straffe Durchführung des Zweckmässigkeitsprinzips. Der Staat hat die Pflicht, die Gemeinschaft vor antisozialen Handlungen zu behüten, er hat jedoch nicht das Recht, als Sittlichkeitsapostel aufzutreten. Die Reaktion auf das Verbrechen muss als Läuterung wirken und zu einer besseren Anpassung an die gesellschaftlichen Verhältnisse führen. Nur in extremen Fällen kann das öffentliche Interesse Unschädlichmachung fördern ; diese darf jedoch keine bewusste Hinzufügung von Leid bedeuten. Beide Verfasser betrachten den Verbrecher als ein Individuum mit unternormalem Widerstandsvermögen. Die Strafe soll sich nach der Art der Persönlichkeit richten ; vor allem sei Klassifizierung der Verbrecher und Differenzierung der auszuübenden Reaktion notwendig.

Der grösste Teil der Arbeit von Crew stellt eine interessante Untersuchung der Londoner Gefängnisse und der Entwicklung des heutigen Anstaltswesens dar. Es werden besonders Forderungen für die Bemühungen um den Verurteilten nach seiner Freilassung aufgestellt ; eine Ausdehnung der Reklassierungsorganisationen scheint C. unbedingt notwendig. Die Erziehung der öffentlichen Meinung sei eine notwendige Bedingung für die Erfüllung der Forderungen einer zweckmässigen Kriminalpolitik.

In beiden Veröffentlichungen fehlt eine konkrete Angabe der erwünschten Reformen.

B. Van der Waerden (Amsterdam).

Vida, Imre, *Das Problem des Aufstiegs. Gesellschaftsphilosophische Untersuchung*. R. Oldenbourg. München und Berlin 1933. (159 S. ; RM. 6.—)

Das Problem des sozialen Aufstiegs ist für die Gesellschaftswissenschaft von grosser Bedeutung, zumal da noch keine abschliessenden Untersuchungen vorliegen. Anstatt sich aber der Analyse der tatsächlichen Aufstiegs- und Niedergangsbewegung in der Gesellschaft zu widmen, versucht V. eine Metaphysik des Aufstiegs zu konstruieren. Sein Ausgangspunkt ist der Glaubenssatz : Lebensziel des Menschen ist Erhöhung seines inneren Wertes, Erhebung über das Tier. Vom Tier wird der Mensch dabei — entgegen den primitivsten Erkenntnissen der Biologie — abgegrenzt, indem nur dem Menschen Intelligenz, dem Tier lediglich der reflektorische Instinkt zugestanden wird. Auf dieser Basis teilt V. die Menschen nun ein in die strebenden, aufstiegshungrigen und in die zufriedenen Philister. Hieraus ergibt sich ein Kategoriensystem der zum Aufstieg drängenden Kräfte, die in offenkundiger Anlehnung an die ethischen Ideale der deutschen Jugendbewegung den Charakter subjektiver Werturteile tragen. Begriffe wie „Sünder“, „böse Menschen“, „Philister“ und „edle Charaktere“ bestimmen die innere

Dynamik der Gesellschaft; die materiellen Gegebenheiten, die realen Aufstiegsmöglichkeiten und ihre Begrenzung werden kaum in Betracht gezogen. Zwar widmet V. einen grossen Abschnitt den Aufstiegsmöglichkeiten in den einzelnen Berufsklassen. Aber auch hier werden nicht die wirklichen Verhältnisse gezeigt, sondern die einzelnen Berufe werden wieder nach einer ethischen Skala abgestuft, von den niedrigsten, d. h. materiellen, bis zu den „wertvollsten“, etwa dem Offiziersstand. Durch diese willkürlichen Wertungen gelingt es V. nicht, die Problematik des sozialen Aufstieges und seine immer schärfer werdenden Grenzen herauszuarbeiten.

Emil Grünberg (Genf).

Mauduit, Roger, *La Réclame. Étude de sociologie économique.*
Félix Alcan. Paris 1933. (XIII u. 172 S.; fr. frs. 30.—)

M. gibt einen Überblick über die geschichtliche Entwicklung der Reklame und ihre Funktion in Wirtschaft und Politik. Er zeigt zunächst die Verbundenheit der Reklame mit den Produktionsformen. Dann werden der Zweck der Reklame und die verschiedenen Verfahren, deren sie sich zur Erreichung ihrer Ziele bedient, dargestellt. Die Kosten dieser Verfahren, ihre Verwendbarkeit für vielfache Zwecke, die Kombination von Wort und Bild und der künstlerische Wert werden dabei eingehend berücksichtigt. Die interessantesten Kapitel sind die vorwiegend soziologischen; sie behandeln das Thema Reklame und Suggestion, sowie Reklame und soziale Struktur. Der Verf. zeigt hier an einer Reihe überzeugender Beispiele, wie die Eigenschaften des Individuums, der Masse und der sozialen Gruppe durch eine geschickte Reklame ausgenützt werden können. Die Arbeit erhält ihren besonderen Wert dadurch, dass sie nicht allein auf theoretischen Betrachtungen und bei fremden Autoren gesammeltem Material beruht, sondern als Grundlage auch eine ausführliche Enquête benutzt, die sich auf wichtige französische Produktions- und Handelszweige erstreckt und vom Verf. kritisch verwertet wird. Diese kritische Einstellung bestimmt besonders das Schlusskapitel, in dem die Grenzen einer wirtschaftlich und psychologisch tragbaren Reklame, sowie die Argumente der Reklamegegner und die zahlreichen Reklamemissbräuche behandelt werden.

In dem geistreichen Vorwort, das Professor C. Bouglé beige-steuert hat, werden das Wesen der Reklame und die Schwierigkeiten einer jeden wissenschaftlichen Untersuchung dieses Themas treffend gekennzeichnet: „Si tous achats et ventes étaient „rationnels“, la réclame serait vite réduite à la portion congrue. Son rôle n'est pas seulement d'informer, mais de suggérer, de suggestionner en s'adressant à l'imagination plus qu'à la raison.“ Bouglé hebt hervor, dass Mauduits Buch nicht bloss wertvoll für die Volkswirtschaftler ist, indem er z. B. den Einfluss der Reklame auf die Gesteungskosten zeigt, sondern dass es vor allem auch den Soziologen mehr als einen Weg weist, auf dem sie ihre Forschungen mit Erfolg fortsetzen können.

Herbert Schlesinger (Paris).

Schlesinger, Arthur Meier, *The Rise of the City*. The MacMillan Co. New York 1933. (Pp. XVI & 494; \$ 4.—)

McKenzie, Roderick Ducan, *The Metropolitan Community*. McGraw Hill Book Co. New York 1933. (Pp. XI & 352; \$ 3.50)

The impact of urbanization on different aspects of American social life is the theme both of Professor Schlesinger of Harvard University, and of Professor McKenzie of the University of Michigan, and formerly of the University of Chicago. The first book is historical and descriptive, treating of the rise of the city, and its repercussions on the traditional rural culture. The second is statistical and interpretive, discussing the rise and significance of the super-city, of the modern metropolitan community. One book is the tenth volume in the „History of American Life“ series, which aims at presenting a colourful panorama of American social, economic and intellectual development. The other is one of the monographs published under the direction of the President's Research Committee on Social Trends.

Utilizing every possible source of information, Prof. S. presents a vivid account of the effects of this growing industrialized, urbanized and mechanised civilisation on the status and attitudes of women, on intellectual development and universities, on literature, science and the fine arts, on social and political reform, on public hygiene and the use of leisure. If there was advancement in many directions, there was also regression. Garing evils, accentuated by extremes characteristic of city life, where contrasts between poverty and riches, destitution and luxury, grossness and refinement abounded, could not pass unheeded.

Prof. M.'s main problem is to discover the economic boundaries, or the „natural area“ of metropolitan regions. He shows how motor transportation has superseded, both in time and space, the limits that the railways had set to the city's expansion. Wider regions have arisen which although dominated by a focal city, have nevertheless a unity and integrity of their own. Often these metropolitan regions lay in rivalry for conquest over adjoining territory. Of especial interest are the chapters devoted to the metropolitan trade area, and to the relation between newspaper circulation and metropolitan regionalism. Within the city similar expansive processes took place.

The most important conclusions are that the influence of the city tends to diminish with distance outwards; that the different metropolitan regions are tending to become uniform in economic and cultural characteristics; that this uniformity is bringing about greater dependence, and that as the economic mechanism becomes more intricate, the balance between the interdependent units becomes more delicate.

These conclusions are not new, yet they are presented clearly and precisely. In their formulation, the skilful use of statistical data for the understanding of social processes is seen at its best.

J. Rumney (London).

Spénlé, J. E., *La pensée allemande, de Luther à Nietzsche.* Armand Colin. Paris 1934. (225 p.; fr. frs. 10.50)

M. Spénlé admet l'existence d'une „pensée allemande“ spécifique à partir de Luther, et qui se serait exprimée en des formules opposées ou indifférentes à celles de la „pensée occidentale ou méditerranéenne“ consistant pour lui dans la „raison“ ou „vérité“, dans la „liberté“ et enfin dans „l'humanité“.

Dans les 8 chapitres très clairs et très condensés de son livre, on voit ainsi se succéder : a) Luther, avec un évangile de la Foi opposée à l'Amour de la connaissance désintéressée ; b) les Aufklärer, avec une raison relativiste tolérant la révélation comme une vérité provisoire ; c) les Classiques, avec une tentative de mariage éphémère entre la liberté allemande et la beauté éternelle des Grecs ; d) les Romantiques, avec leur attitude ironique envers toutes les attitudes non-allemandes ; e) Fichte, tirant de cette attitude négative l'isolement nécessaire de l'élite allemande ; f) Hegel, identifiant cette élite avec la synthèse prussienne des „colons“ allemands du sud et de l'ouest ; g) les Radicaux de 1830 à 1840, niant la synthèse hégélienne au nom de la critique historique chez Strauss, de la philosophie religieuse chez Feuerbach, de l'unicité individuelle chez Stirner, de l'économie capitaliste chez Marx ; h) enfin les Irrationalistes, confiant cette synthèse inachevée d'abord au „sens commun“ de Schopenhauer, ensuite au „drame musical“ de Wagner, finalement à la „morale des maîtres“ du „bon Européen“ Nietzsche. Considérant que l'Aufklärung, le Classicisme et le Radicalisme furent d'abord des emprunts à l'étranger, M. Spénlé conclut qu'„une des indéniables originalités de la Pensée allemande“, c'est d'avoir substitué à partir de Luther une trilogie du travail, de la race et de sa régénération, à la trilogie „universelle“ de la raison, de la liberté et de l'humanité. — L'auteur opte naturellement pour cette dernière trilogie, mais sans vouloir donner une raison quelconque à son option.

M. Tazerout (Nantes).

Ranulf, Svend, *The Jealousy of the Gods, and Criminal Law at Athens. A Contribution to the Sociology of Moral Indignation.* Williams & Norgate Ltd., London, & Levin & Munksgaard, Copenhagen 1933. 2 vol. (2 Bde., 162 u. 320 S. ; Bd. I 7 s. 6 d., Bd. II 12 s. 6 d.)

A common argument against the doctrines of Communism, which was recently repeated by a French fascist general as a sufficient and conclusive disposal of those doctrines, is that Communism is the outcome of envy. The French general was probably unaware that all sentiments of social justice and morality, including sexual morality, have likewise been traced by philosophical and sociological thinkers to the operation of envy. From a sociological point of view the odium of moral condemnation implied in every demand for social justice does not attach to the envy which prompts those demands, but to the conditions which give rise to that envy. The declaration that Communism arises from envy constitutes an admission

that the social conditions which it opposes are unjust, and therefore socially inexpedient and unstable.

Dr. Svend Ranulf has undertaken to put the views of Nietzsche, Durkheim, Fauconnet, Bertrand Russell, Joad, etc., that envy is the spring of moral sentiments of social justice and moral indignation, to the test of an elaborate enquiry into the development of those sentiments among the Greeks. The choice is particularly suitable, since the Greeks were the first to discuss social justice independently of theology, and to that secular standpoint of the early Greek mind the modern European mind may be said to be due.

The ancient Greeks may be assumed to have passed through a phase in regard to those ideas similar to that found in most lowly tribal cultures. In that phase, while the breach of tabus is regarded as a public danger, social offences, such as murder, theft, abduction, are accounted private torts, and are of the resort of private or clan vengeance. Dr. Ranulf shows that this was in fact the view in the society pictured in the Homeric poems.

That phase gave place, however, to another, and seemingly opposite one, which is represented in most Greek dramatists, in which the gods are pictured as envious or jealous of human good fortune, and take pleasure in punishing not only those guilty of offence, but likewise the innocent, and their descendants „to the fourth and fifth generation“. The jealous Greek gods were probably the counterpart of the early aristocratic families which were engaged in pursuing from generation to generation their clan vendettas. The Drakon laws were said to have been instituted to put down those private wars.

„Rationalists“, such as Thucydides and Euripides, who lay under the suspicion of Ionian „atheism“, were disposed to cast a doubt upon the envious character of the gods, and to regard it as the reflection of a particularly envious disposition in the Greek people themselves. Dr. Ranulf appears to adopt the view ; but there is no ground for regarding envy as a specific racial character, and the envious disposition of the Greeks, which is constantly stressed by Greek writers, such as Herodotos and Thucydides, is sufficiently accounted for by the survival among them of an equalitarian tribal constitution. That „envy“ manifested itself in such measures as the „graphe“ and ostracism, the „democratic jealousy“ which permitted of the dispossession and suppression by exile of persons who were guilty of no other offence than outstanding success and good fortune. Greek democracy was interpreted by the Greeks themselves as a manifestation of envy, as has been every other form of resistance to social inequality which has, throughout world history, led to the improvement of social conditions.

Those who are so fortunate as to be able to peruse at leisure Dr. Ranulf's exhaustive, if somewhat prolix, sociological study will be amply rewarded.

Robert Briffault (Paris).

Solem, Erik, *Lappiske Rettstudier (Lappische Rechtsstudien). Institut für vergleichende Kulturforschung. H. Aschenoug & Co. (W. Nygaard). Oslo 1933. (342 S.; N. kr. 10.—, geb. N. kr. 12.50)*

Der Verf. hat das Hauptgewicht darauf gelegt, die Rechtsauffassungen der norwegischen Lappen zu schildern, hat aber gleichzeitig die arktischen Völker in Europa und Asien zum Vergleich herangezogen. Der augenfälligste Zug des sozialen Lebens der Lappen sind ihre zu gewissen Jahreszeiten stattfindenden Wanderungen mit den Renttierherden, die die Grundlage ihres Erwerbslebens bilden. Weiter werden Namenssitten, Personennamen, Verwandtschaftsbeziehungen, die Stellung der Frau, Matriarchat und Patriarchat behandelt. Man spürt viele matrilokale Züge in der lappischen Eheordnung.

Staatsbildende Fähigkeit haben die Lappen nicht besessen. Die geographischen und sozialen Verhältnisse haben die Entwicklung einer herrschenden Klasse gehindert. Weder eine Krieger- noch eine Priesterklasse sind emporgewachsen, ja es fehlt sogar eine erbliche Klasse von reichen Leuten. Die Renttierzucht ist ein zu unsicherer Erwerbszweig, um die Ansammlung von Gütern und die Entwicklung einer wirtschaftlichen Machtstellung zu fördern. — Die lappische „Sii' dä“ ist ein Verband von 2 bis 6 Familien mit einem Vorsitzenden, der Anordnungen über die Renttierzucht trifft. Die anderen Mitglieder beraten ihn, aber er entscheidet. Der grösste Renttierbesitzer pflegt der selbstverständliche „ised“ (Vorsitzende) zu sein, aber das Amt ist nicht erblich. Es existiert keine Wirtschaftsgemeinschaft, auch keine häusliche Gemeinschaft innerhalb der „Sii' dä“. Sie ist nur an die Verwertung und Verarbeitung des Fangs geknüpft.

Der Verf. behandelt ferner Ehe, Verlobung, Hochzeit, Endogamie, Exogamie, Hetärismus, Kauf- und Raubehe. Viele Ehesitten können sehr gut germanische Entlehnungen sein, brauchen es aber nicht zu sein wie z. B. einige Formen der Kaufehe. Die Verwendung eines Freiersmannes ist unter den asiatischen Stammesverwandten der Lappen so verbreitet, dass die Sitte aus einer Zeit herrühren kann, die vor dem Zusammentreffen mit den Germanen liegt. Die Sitte, für die Braut zu dienen, dürfte eine uralte lappische Institution sein: man findet sie auch bei anderen sibirischen und finnisch-ugrischen Völkern. Soweit man die Lappen in alte Zeiten zurückverfolgen kann, haben sie nicht in Promiscuität gelebt. Einen Beweis für ehemaligen Hetärismus liefert auch nicht der Umstand, dass die Lappen, wie viele andere arktische Völker, bis auf den heutigen Tag oft ihre Frauen an besonders vornehme Gäste darbieten. — Die Geschenke bei der Verlobung sind, ökonomisch betrachtet, Tauschgeschäfte.

Die Erbteilung wird von zwei Mitgliedern der Sippe durch Losen bewerkstelligt. Der jüngste Sohn hat das Vorzugsrecht. In der Regel hat der Vater schon zu Lebzeiten das Erbe unter die anderen Kinder verteilt. Der jüngste Sohn muss daher das Haus aufrecht erhalten, für die alten und die unverheirateten Schwestern sorgen und die Tradition am Leben erhalten. Er übernimmt auch die Hauszeichen und Renttierzeichen vom Vater.

Der Handel der Lappen ist ein Tauschhandel mit Rauchwaren gewesen, im Osten mit Karelen und Russen, im Westen mit den Norwegern. Der

norwegische Handel wurde erst von den Magnaten in Hålogaland betrieben. Später eignete ihn sich der norwegische König als Hoheitsrecht an. Er wurde vom Bezirkspräsidenten („sysselmann“) als ein Monopol betrieben, das durch strenge Strafe gesichert war. Im Osten hatten die Grossbauern von Västerbotten, die sogenannten „Birkarlar“, das Handelsmonopol. Bis vor kurzem spielte sich der Umsatz als Tauschhandel ab, da die Lappen erst sehr spät zur Geldwirtschaft übergegangen sind.

Das Eigentumsrecht am Grundbesitz ist bei den Lappen wenig entwickelt. An der fahrenden Habe dagegen haben sie schon lange das individuelle Eigentumsrecht anerkannt und verwenden dafür besondere Eigentumszeichen. Auch für Esswaren bemerkt man ein strenges individualistisches Eigentumsrecht. Dies steht in starkem Widerspruch zu ihrer kommunistischen Auffassung von dem Recht auf essbares Wild. Ihr Respekt vor dem Eigentumsrecht ist gross; das sieht man bei der Behandlung von Fundgut, das sie schleunigst dem Eigentümer bringen; aber sie verlangen von ihm stets eine Belohnung. Die Achtung vor dem Eigentumsrecht gilt in erster Reihe toten Dingen. Anders liegt es z. B. beim Diebstahl von Renttieren. In der Beurteilung des Diebstahls wird das entscheidende Gewicht darauf gelegt, ob das Renttier veräussert oder dazu benutzt wurde, dem Diebe zum Lebensunterhalt zu dienen. Ein armer Teufel, der Renttiere stiehlt, um Kochfleisch zu bekommen, ist nach Auffassung der Lappen kein Dieb. „Wir Renttierlappen stehlen uns nicht die Renttiere; wir borgen nur.“ Helge Refsum (Oslo).

Horra bin, J. F., *An Atlas of Current Affairs*. Victor Gollancz. London 1934. (163 S.; 3 s. 6 d.)

Horra bin, J. F., *The Plebs Atlas*. The N. C. L. C. Publishing Society. London 1933. (64 S.; sh. 1.—)

J. F. Horra bin, dessen „Outline of Economic Geography“ einen bemerkenswerten Versuch zur Schaffung einer soziologisch gesehenen Wirtschaftsgeographie darstellt, hat seinen wirtschaftsgeographischen Grundriss durch zwei Kartenwerke zur politischen und sozialen Geographie konkretisiert und ergänzt. Der Plebs-Atlas ist in seiner ursprünglichen Form bereits mehrere Jahre alt. Die neue Auflage berücksichtigt in Karten und Text die weltpolitischen Änderungen einschliesslich der Entstehung des Hitlerstaats. Der Atlas of Current Affairs ist im Februar 1934 abgeschlossen, enthält also Karten auch über die allerletzten Ereignisse. Beide Atlanten geben über die wichtigsten sozialen, ökonomischen und politischen Fragen der Gegenwart mit den Mitteln der Karte und eines kurzen Texts Aufklärung.

Die Tatsache, dass H. seinen ersten Atlas für den National Council of Labour Colleges gezeichnet hat, für eine Organisation, der er selbst als Lehrer angehört, kennzeichnet Ausgangspunkt und Absichten seiner geographischen Tätigkeit. Der Atlas of Current Affairs behandelt vor allem politische Fragen im engeren Sinne, ohne jedoch die wirtschaftlichen Tatbestände unberücksichtigt zu lassen. Ausführlich sind im europäischen

Teil des Buches die durch die jüngsten Friedensverträge hervorgerufenen Konflikte dargestellt. Eine Reihe von Karten schildern die Problemlage am Mittelmeer und im Nahen Osten. Der Ferne Osten und die Sowjetunion sind je durch einen Zyklus von Zeichnungen vertreten. Kartenfolgen über Indien, Afrika und Amerika runden das Bild ab.

Der Plebs-Atlas räumt den grundsätzlichen Fragen, die H. in seiner Wirtschaftsgeographie behandelte, mehr Raum ein, doch ist auch dieser Atlas im wesentlichen der Erörterung von Erscheinungen der neuesten Zeit gewidmet. Die grossen imperialistischen Komplexe, das Wachstum des Faschismus in Europa, die Rohstoffvorräte der verschiedenen Gebiete, internationale Gewerkschaftsverhältnisse sind in besonderen Kartenzeichnungen festgehalten. Eine Reihe von Karten skizziert, dem besonderen Zweck dieses Atlases entsprechend, die wichtigsten Wirtschaftsgebiete Grossbritanniens.

Da H. einer der bedeutendsten lebenden Kartenzeichner ist, da er in seiner Fragestellung hinter der politischen Oberfläche der Dinge ihre sozial-ökonomische Grundlage sucht und da er zugleich über eine grosse pädagogische Begabung verfügt, bilden seine Atlanten auch für den Sozialwissenschaftler ein überaus nützliches und handliches Informationsmittel.

K. A. Wittfogel (London).

Ökonomie.

Economic Essays in Honour of Gustav Cassel. Allen and Unwin. London 1933. (720 S.; sh. 15.—)

Das Buch ist vorwiegend als interessante Widerspiegelung der verschiedenen Impulse, die das ökonomische Denken durch die sozialen und wirtschaftlichen Spannungen der heutigen Welt empfängt, von grosser Bedeutung. Von den wenigen Beiträgen, die sich ausschliesslich mit Problemen rein theoretischer Art befassen, sei hier auf die von Frank Knight und Eric Lindahl aufmerksam gemacht. In seinem Aufsatz: „Capitalist Production, Time and the Rate of Return“ ist Knight zu beweisen bestrebt, dass die Böhm-Bawerk-Wicksellsche Kapitals- und Produktionstheorie verhängnisvolle Verwirrungen aufweist, die sie und die auf ihr begründeten modernen Konjunkturtheorien praktisch unanwendbar machen. Die Einwendungen, die K. erhebt, sind im wesentlichen zwei: 1. Die Böhmische Begriffseinordnung von Produktionsmitteln „elementarer“ oder „primärer“ (d. h. ursprünglicher) und „sekundärer“ oder „produzierter“ Art und die aus dieser Einordnung sich ergebende Folgerung, dass das Produktionsverhältnis der „ursprünglichen“ zu den „produzierenden Produktionsfaktoren“ geschichtlich betrachtet, ein „primäres“ ist, sei verfehlt. Realistisch gefasst, sei das Verhältnis von menschlicher Arbeit zu den Kapitalgütern (d. h. von den Produktionsmitteln „ursprünglicher“ zu denen „produzierter“ Art) im Produktionsprozess ein höchst gleichgestelltes und gleichzeitiges, keineswegs aber ein „primäres“ Verhältnis. 2. Von einer Produktionsperiode bestimmter Länge liesse sich tunlich nicht reden. Der Begriff einer

gewissen Dauer des Produktionsprozesses sei im Konkreten sinnlos; es gebe weder Anfang noch Ende dieses Prozesses, es sei denn, dass „the date of the end of the world is known from the beginning and the entire social economy prepares from the beginning for the liquidation...“

Lindahls Artikel „The Concept of Income“ geht von einer terminologischen Auseinandersetzung mit dem von Irving Fisher vertretenen Begriff des „Einkommens“ aus und führt schliesslich zu einer interessanten Neuordnung dieses Begriffes. L. unterscheidet wesentlich zwischen „erwartetem“ und „erhaltenem Einkommen“; das „erwartete Einkommen“ ist „Zinseinkommen“. Hier sind unter „Zins“ zusammenfassend die durch Geldanlagen, Arbeitsleistung und Bodenrente in absehbarer Zeit erwarteten Erwerbe gemeint. Andererseits bezieht sich das „erhaltene“ Einkommen ausschliesslich auf Einkommen irgendwelcher Art, die schon genossen werden. Diese zwei Einkommensarten werden „voraus“ bzw. „rückwärts“ gerechnet. Aus dieser Einordnung ergibt sich, dass das „erwartete“ Sparen die Differenz zwischen „erwartetem Zins“ (im soeben angedeuteten Sinn) und „erwartetem Verbrauch“ und das „realisierte“ Sparen die Differenz zwischen „erhaltenem Zins“ und gegenwärtigem Konsumieren bildet.

Die Beiträge zur Konjunkturtheorie lassen sich in zwei Kategorien einteilen, je nachdem sie die Massnahmen besprechen, mit deren Hilfe man die heutige sekundäre Krise möglicherweise überwinden könnte, oder sich mit den Problemen der zukünftigen Stabilisierung des Wirtschaftssystems befassen.

Zu der ersten dieser Kategorien gehört u. a. der Aufsatz „Economic Theory and Unemployment“ von Frank Graham. Er enthält eine durchaus zutreffende Kritik der allgemein-üblichen methodologischen Voraussetzung einer immanenten Tendenz zu einem wirtschaftlichen Gleichgewichtszustande. Diese Voraussetzung beruhe auf der stillschweigenden Annahme des Vorherrschens menschlicher Rationalität. In Zeiten aber, wie z. B. den soeben vergangenen Jahren, wo in den Unternehmerkreisen ein allgemeiner Angstzustand existierte, der irgendwelche Tendenz zur Erreichung eines Gleichgewichtszustandes geradezu negativ wirken liess, könnte unmöglich mit einer Theorie gearbeitet werden, die die Wirkung solcher (an sich keineswegs irrationaler) Phänomene wie Furcht ausser Acht lässt. Die Massnahmen, die G. zur Überwindung der sekundären Krise vorschlägt, wie z. B. dass die Arbeitslosigkeit dadurch liquidiert werden könnte, dass man die Arbeitslosen in der Produktion der für sie selbst erforderlichen Konsumgüter beschäftigt, sowie auch die Gründe, aus welchen er die Programme öffentlicher Arbeiten abweist, werden jedoch wahrscheinlich Widerspruch herausfordern. Viel schärfer und eindringlicher ist die Untersuchung, die den verschiedenen „Krisenprogrammen“ in Verryn Stuarts Aufsatz „Das Reflationsproblem im Lichte der Theorie des neutralen Geldes“ zukommt. Sein Artikel gehört eigentlich beiden der oben erwähnten Kategorien an, und so können wir uns jetzt ganz kurz diesem zuwenden.

Obwohl kaum zu behaupten wäre, dass sich alle Verfasser der konjunkturtheoretischen Aufsätze über die Grundursachen des Konjunkturzyklus einig sind, darf doch gesagt werden, dass von den meisten die These vertreten

wird, dass die zeitweiligen wirtschaftlichen Schwankungen mit einer Disproportionalität zwischen Sparen und Investieren kausal verbunden sind. Über die für die Erhaltung eines Gleichgewichtszustandes zwischen diesen zwei wirtschaftlichen Phänomenen erforderlichen Massnahmen herrscht aber ein Meinungskonflikt. Stuart ist der Ansicht, dass die Stabilität des ökonomischen Systems ein „neutrales“ Geld erfordere und dass das Geld „neutral“ sei, „wenn seine Kaufkraft, gemessen an einem allgemeinen Index, stabil bleibt“. Ein solcher Index wäre z. B. jener von Karl Snyder. Die Zweckmässigkeit einer wirtschaftlichen Politik, die das Stabilhalten des Preisniveaus erstrebt, wird jedoch von James Angell (Monetary Control and General Business Stabilization) und Jean Lescure (Prix, monnaie et crédit) bezweifelt. Ihre Analysen weichen von einander in verschiedenen Hinsichten vollkommen ab, doch sind beide der Meinung, dass die modernen Konjunkturschwankungen hauptsächlich durch eine übermässige Kreditgewährung seitens der Banken verursacht sind; um diese Schwankungen in der Zukunft so weit wie möglich zu vermeiden, bedürfe es einer gemässigten Bankpolitik. In beiden Aufsätzen wird eine Goldwährung vorausgesetzt. Hingegen wird die Stabilerhaltung des Systems durch eine auf irgend welchen Index gerichtete Bankpolitik von J. Pedersen (Economic Stabilization) schroff abgelehnt und das Ziel nationalwirtschaftlicher Stabilität innerhalb der Begrenzungen einer Goldwährung für unerreichbar gehalten. Die für die einzelnen Länder unter modernen sozialen und ökonomischen Zuständen am ehesten zu verfolgende Stabilisierungspolitik wäre das Erhalten einer beständigen Geldeinkommenshöhe und Betriebsamkeit.

Von den Beiträgen zur internationalen Handelstheorie muss auf den Aufsatz „Bemerkungen zu den Problemen von Aufbringung und Transfer“ von Stefan Varga hingewiesen werden. V. erweitert die vor einigen Jahren zwischen Keynes, Ohlin und anderen Volkswirtschaftlern geführte Diskussion über das Transferproblem, indem er die Frachtkosten heranzieht und ihren Einfluss auf die Transfermöglichkeit für Ungarn eingehend untersucht.

In einer grossen Anzahl der Aufsätze werden spezielle wirtschaftspolitische Fragen erläutert, so z. B. in dem interessanten und durchdachten Artikel „The United States and the World Economy“ von J. Patterson. Nur sehr wenige der Beiträge sind der Besprechung sozialpolitischer Probleme gewidmet, und auch unter diesen wenigen zeigen die meisten einen auffallenden Mangel an soziologischen Einsichten. Eine glänzende Ausnahme hiervon bildet jedoch der Aufsatz von Sven Helander „Die innere Geschlossenheit des wirtschaftspolitischen Systems“.

Richard Krammer (London).

- Wallace, Henry A.**, *New Frontiers*. Reynal & Hitchcock. New York 1934. (314 pp.; \$ 2.00)
- Perkins, Frances**, *People at Work*. The John Day Company. New York 1934. (287 pp.; \$ 2.50)
- Dearing, Charles L., Paul T. Homan, Lewis L. Lorwin, Leverett S. Lyon**, *The ABC of the NRA*. The Brookings Institution. Washington, D. C. 1934. (XIV and 185 pp.; \$ 1.50)

- Berle, A. A., John Dickinson, A. Heath Onthank, Leo Pasvolsky, Alexander Sachs, Herbert J. Tilly, Willard L. Thorp, Rexford G. Tugwell, Leo Wolman,** *America's Recovery Program, with an Introduction by Clair Wilcox, Herbert F. Fraser, Patrick Murphy Malin, Department of Economics, Swarthmore College, Oxford University Press. London, New York and Toronto 1934. (253 pp.; \$ 2.00)*
- Economic Reconstruction. Report of the Columbia University Commission. Columbia University Press. New York 1934. (XV and 250 pp.; \$ 3.00)*
- Brown, Douglas V., Edward Chamberlin, Seymour E. Harris, Wassily W. Leontief, Edward E. Mason, Joseph A. Schumpeter, Overton H. Taylor,** *of Harvard University. The Economics of the Recovery Program. Wittlesey House, McGraw Hill Book Company. New York and London 1934. (XII and 198 pp.; \$ 1.50)*
- Robey, Ralph,** *Roosevelt versus Recovery. Harper & Brothers. New York and London 1934. (156 pp.; \$ 2.00)*

The literature on the New Deal and those economic and social problems, that were embodied in the Recovery Program, is of so wide a compass that it is impossible to incorporate even its chief and most important tendencies into one single and brief review. The samples given here, therefore, are not to be interpreted as indicative of the outstanding intellectual and theoretical conceptions that have animated the currents and countercurrents resulting in the New Deal legislation. They are chosen, rather, with the idea in mind of giving the reader, especially in Europe, an intimation of the tenets held by those who favor the present Administration's program in the United States, as well as by those who oppose it.

To gauge the objectives that are guiding the present government and its chief officers, the views outlined in their books probably offer a better opportunity than the measures enacted into law. As the chief common tenets held by the New Deal Administration emerge from a perusal of these writings, we find outstanding the belief that economic and social planning in a general way is unavoidable, but that the government should not enter into any planning of a specific and detailed character, and that its main task within the next ten years will be „to encourage price and production policies that will maintain a continually balanced relationship between the income of agriculture, labor and industry“ (Wallace, p. 22). The change from the laissez-faire economy of the predepression days has been forced upon the nation by the increasing concentration of industrial activity into the hands of a few giant corporations. The concomitant increase in productive power enables the country, for the first time in its history, to base its policies on a „surplus economy“, as Miss Perkins phrases it, instead of on the assumption of economic scarcity that has dominated national policies up to date. It follows from these principles that the way to overcome the depression is to increase purchasing power, which, as Miss Perkins argues, should be improved by reducing hours and raising wages, a step at the same time will produce a „balanced rhythm“ between production and consumption.

How such a balance is to be struck in practice, and what the devices for industrial and agricultural control written into the National Industrial Recovery Act are, have been outlined in a scholarly and objective way by the authors of „The ABC of the NRA“.

It is obvious, however, that the general ideas promulgated in these writings of Roosevelt and his group, as to a balance of income between the various classes of society or, as frequently phrased, as to a „redistribution of wealth and income“ to achieve this purpose, do not receive a consideration that defines the character of the balance contemplated and the amount of intervention on the part of the government necessary to establish it and to preserve, at the same time, the democratic rules that govern government in America.

These questions, unanswered, naturally evoke criticism, and it is at this point that the editors and some of the authors of „America's Recovery Program“, a book that, on the whole, gives the New Deal a rather sympathetic interpretation, raise their objections. The Swarthmore economists, hailing the aims and achievements of the Roosevelt program as sound, question the specific methods, however, employed to bring about the new balance. The most important contribution of the book, a long article by Alexander Sachs, the first head of the Research and Planning Division of the NRA, opposes, as do the editors in the introduction, the price fixing features of the recovery program, because they tend to prevent the establishment of a new and sounder balance between different groups of industry and, through their attempt to stabilize the employment of a given capital structure and the rate of its depreciation, they maintain a system of overcapitalization and excessive debts that is largely responsible for the continuance of the depression. The agricultural aspects of the New Deal, as well as its ventures in the field of international economics, also come in for criticism, because they tend to create a balance between farm and city, and between America and the rest of the world as well, that cannot be maintained in the long run. In the opinions of these authors, and especially of Mr. Sachs, the most important step towards a real recovery should be a program of mass housing that would arouse the capital goods industries out of their present lethargy. In general, however, the authors accept the idea of economic planning as interpreted in Washington, but they define their conception of it more clearly by attributing to it the function of reestablishing those elements of true economic liberalism that are necessary for free and rational human action (p. 189).

The idea of economic planning is also endorsed by the economists who signed the Columbia University Report, including among others Professors R. M. MacIver, J. M. Clark, A. H. Hansen, W. C. Mitchell and J. Schumpeter. Their Report consists of two parts, the general report with particular emphasis on economic planning under the direction and the control of the government, and eight special reports by different members of the committee. While the Commission endorses, with some qualifications, a program of economic planning, it objects to some of the conceptions now prevalent in Washington, especially the notion of a stable price level, because, under increasing general productivity, economic equilibrium

can only be maintained by either rising wages and incomes or a gradual lowering of the price level, permitting mass purchasing power to absorb the increasing volume of goods. In harmony with its general theoretical assumptions, a set of special recommendations is worked out (pp. 71-76) among which a timing of a program of public works, a prevention of the sharp short-run fluctuations of the price level, a recommendation of monetary stabilization and the establishment of a national social-economic council of a purely advisory nature, seem to be the most important.

Whereas the Report of the Columbia Commission takes into account the fact that American economy has outlived the period of laissez-faire, the Harvard economists attempt to analyze the New Deal program in terms of pure economics. Their orthodoxy defines the basis of their criticism, as well as its spirit. After an historical sketch of preceding depression periods by Schumpeter, essays on topics like purchasing power, labor, the price level and the agricultural problem are presented. It is the common belief of the authors that the recovery program, through its introduction of non-economic factors, hinders the interplay of economic forces that, by themselves, are able to establish a new economic equilibrium, and that the recovery experienced by the country since 1933 has been in spite of, rather than because of, the recovery program. At the same time the idea of economic planning, as conceived in Washington, is severely criticized by the Harvard economists in pointing out that the focal point of planning for recovery is the reestablishment of such conditions as permit industry, and agriculture as well, to return profits to their owners. To this end a higher price level is insufficient as long as the costs of production rise proportionately with the price level. The New Deal in itself, finally, is viewed as a manifestation of „class legislation“ and an evocation of the „bitterness of the formerly exploited groups which leads them, in the access of political power which they gain in a time of general distress, to become in their turn exploiters of the ‚capitalist groups‘ and of one another, employing as weapons forms of legislation tending not to renew prosperity for all but to redress the balance of advantage in the complex intergroup structure“ (pp. 173-174).

The New Deal, interpreted in terms of social classes and their demands, is also criticized by Mr. Robey in his book. He demonstrates that Washington had to decide at the time which class to favor, wage-earners, farmers, proprietors or investors, and that its failure to make any clear-cut decision in that respect has led to the enactment of conflicting measures which impede the natural forces of recovery. The reopening of the banks after the bank holiday, for instance, is a case in point. It would have been sound policy to limit the reopening to the solvent institutions. Political expediency, however, demanded that the majority of the banks be permitted to function again without regard to their solvency. Therefore, the general problem created by the New Deal is the cleansing of the economic system of such artificialities. „If the cleansing is delayed, the cost will become greater and greater. As prices are driven higher and higher, it will be necessary for the government to pump out more and more money. The public debt will rise faster and faster. The extent of the artificiality will become wider and wider. The political disinclination to turn back will become stronger

and stronger. We will be driving toward the state assuming more and more responsibility for the direction of business. We will be building more and more of the economic foundations of Fascism. We will be coming closer and closer to the necessity of having a dictator" (p. 155).

This is the essence of the problems raised but not yet answered by the New Deal : towards what forms of political and economic organization Roosevelt's program is leading the American people.

Julian Gumperz (New York).

Laum, Bernhard, *Die geschlossene Wirtschaft. Soziologische Grundlegung des Autarkieproblems.* J. C. B. Mohr. Tübingen 1933. (503 S. ; RM. 18.—)

L. bemüht sich, die Notwendigkeit und Möglichkeit der Autarkie in ökonomischer, soziologischer und biologischer Hinsicht aufzuzeigen. Es geht ihm um eine „Allwirtschaftslehre“, d. h. um „eine anthropologische Grundlegung der Volkswirtschaft“. Er verfolgt zunächst die psychischen Motive der Abgrenzung und Abschliessung sozialer Gruppen in der Geschichte und sucht sodann nachzuweisen, dass die Abschliessung dort, wo sie erfolgt, regenerierend auf Physis und Psyche wirkt, dass sittlich rein nur abgeschlossene Völker waren, während der Handel die Sitten verdirbt ; da Sesshaftigkeit Grundlage aller Kultur sei, sei auch die kulturelle Entwicklung bei den Völkern mit geschlossenem Lebensraum am höchsten entwickelt.

Bei dem Versuch einer Anwendung der Autarkieprinzipien auf die Wirtschaftskrise der Gegenwart werden als Ursachen der Krise der übersteigerte Rationalismus, die übertriebene Spezialisierung und die ungebundene Exzentrizität bezeichnet. Dieser Auffassung entsprechen die zur Heilung der Krise vorgeschlagenen Wege : Die Extreme sollen nach der Mitte hin abgebaut werden („die Extreme des aktuell Proletarischen und des aktuell Kapitalistischen müssen in die Mitte des ewig Menschlichen zurückgeordnet werden“), die Rückgliederung der emanzipierten Teile zu organischer Ganzheit muss erfolgen.

Das wissenschaftlich wertlose Buch L.s ist im Grunde nichts als eine Polemik gegen alles, was L. „rationale Theorie“ nennt.

Kurt Metzger (Paris).

Clark, John Maurice, *Strategic Factors in Business Cycles.* National Bureau of Economic Research. New York 1934. (238 S. ; \$ 1.50)

Auf Grund eingehender konjunkturtheoretischer und statistischer Untersuchungen, die das Committee on Recent Economic Changes eingeleitet hat, untersucht C. die kennzeichnenden Merkmale des Konjunkturablaufes und die zyklischen Bewegungen in einzelnen charakteristischen Teilen der Wirtschaft. Nach der Untersuchung der allgemeinen zyklischen Bewegungen stellt er die charakteristischen Besonderheiten des letzten grossen Zyklus fest, der von 1922 über die langandauernde Hochkonjunktur bis

zum Zusammenbruch 1929 und der Ende 1929 einsetzenden grossen Krise gedauert hat. Nach C. sind in der neusten Entwicklung zu der allgemeinen zyklischen Bewegung noch besondere, nicht zyklisch bedingte Tatsachen hinzugekommen, die zur Verschärfung der Krise beigetragen haben, Tatsachen, mit denen freilich auch bei den kommenden zyklischen Bewegungen zu rechnen sein wird: so mit der Vermehrung besonders dauerhafter Güter, einer Erscheinung, die die Voraussetzungen der Produktion und vor allem der Nachfrage nach solchen Gütern wesentlich verändert. Der interessanteste Teil des Buches ist der Frage gewidmet, ob es in der Wirtschaft einen wirklichen Gleichgewichtszustand geben kann. Auf Grund der Erfahrungen der letzten Jahre macht sich C. von allen Illusionen, zu denen die ersten, noch während der amerikanischen Hochkonjunktur erschienenen Arbeiten über die Konjunkturforschung und die konjunkturtheoretische Beeinflussung des Wirtschaftsablaufes neigten, frei. Er stellt fest, dass ein volles Gleichgewicht in der Wirtschaft ein unerreichtes Ideal ist, weil es mit völliger wirtschaftlicher Stabilität gleichbedeutend wäre. Trotzdem hält C. es für durchaus möglich, gewisse entscheidende, eben „strategic factors“, die er nach sehr gründlichen Erörterungen aufzählt, zu kontrollieren. C. glaubt, dass wirtschaftliche Vorhersage auf Grund konjunkturtheoretischer Untersuchungen nicht dazu führen kann, die Ursachen der zyklischen Wirtschaftsentwicklung aus der Welt zu schaffen. So kommt C. nach der Untersuchung des Problems, wieweit die entscheidenden Faktoren des zyklischen Ablaufes kontrolliert werden können, zu der Frage, wieweit solche Kontrolle mit der Aufrechterhaltung privater Unternehmungen vereinigt werden kann. C. wirft die Frage auf, ohne sie zu beantworten. Das ist auch nicht die Aufgabe, die er gestellt hat. Er beschränkt sich darauf, auf Grund der neuesten wirtschaftlichen Erfahrungen die wichtigsten Elemente des Konjunkturablaufes festzuhalten. Dass er dies unter Verwertung der bedeutungsvollen Erfahrungen der Weltwirtschaftskrise und „bereinigt“ von allen optimistischen Vorurteilen aus der Zeit vor der grossen Krise tut, ist das Verdienst seiner Arbeit.

Otto Leichter (Wien).

Durbin, E. F. M., *Purchasing Power and Trade Depression, a Critique of Under-Consumption Theories.* Jonathan Cape Ltd. London 1933. (198 S.; sh. 6.—)

D. s Kritik wendet sich vornehmlich gegen die Theorien von Hobson und von Foster und Catchings, d. h. gegen die Behauptung, dass eine ständige Zunahme des Sozialprodukts infolge der durch den Sparprozess ermöglichten Neuinvestitionen bei gleichbleibender Geldmenge zu einem Preisfall führen muss, der Krisen herbeiführt. In einer Wirtschaft, die sich einmal auf eine konstante Akkumulationsrate eingespielt hat, werden — so wendet D. ein — Störungen deshalb nicht erfolgen, weil zugleich mit den Produktpreisen auch die Produktionskosten sinken; denn die Neukapitalien werden nur dann zu einem bestimmten Zinssatz überhaupt nachgefragt, wenn es für sie Verwendungen gibt, die auch bei sinkenden Preisen rentabel sind. Insoweit stimmt D. s Argumentation mit Hayeks Polemik gegen Foster und

Catchings überein (vgl. Hayek, Gibt es einen Widersinn des Sparens, Zeitschr. f. Nationalökonomie, Bd. I, 1930). Anders liegt nach D. der Fall bei Veränderungen, z. B. bei einer Erhöhung der Sparquote. Die Senkung der Konsumgutpreise und die Verluste, die dadurch entstehen, bewirken nach seiner Meinung, dass auch die Nachfrage nach Produktionsmitteln zurückgeht, so dass eine Depression in allen Zweigen der Wirtschaft einsetzt. Umgekehrt würden steigende Preise und Gewinne in der Konsumgüterproduktion zu einer Ausdehnung auch der Produktionsmittelerzeugung führen. Voraussetzung dafür ist, was D. in seiner Auseinandersetzung mit Hayek selbst betont, dass unausgenutzte Reserven (auch Kaufkraftreserven) vorhanden sind. Die Abhängigkeit der Produktionsmittelnachfrage von der Rentabilität der Konsumgutindustrien wird von D. mit dem Satz, dass Nachfrage nach Produktionsmitteln immer nur um der Steigerung der Konsumgütererzeugung willen ausgeübt wird, nur mangelhaft begründet. Er ist nun aber der Meinung, dass der geschilderte Zusammenhang für die Erklärung des Zyklus wenig beiträgt, da erfahrungsgemäss die Konjunktumschläge regelmässig in den Produktionsmittelindustrien und nicht bei den Verbrauchsgütern einsetzen. Die Unterkonsumtionstheorie versagt also, obwohl sie nach D. einen richtigen Gedanken enthält. In seiner eigenen positiven Analyse der Konjunkturbewegung, die allerdings mehr beschreibenden als erklärenden Wert hat, spielt die inflationistische bzw. auf Preisstabilisierung gerichtete Bankpolitik die entscheidende Rolle. Von hier aus ergeben sich die Einwände von selbst, die D. gegen den konjunkturpolitischen Vorschlag einer Geldvermehrung zu Konsumzwecken erhebt.

Kurt Mandelbaum (Paris).

Helander, Sven, *Rationale Grundlagen der Wirtschaftspolitik.*
Krische u. Co. Nürnberg 1933. (92 S.; RM. 3.25)

Wie die reine Wirtschaftstheorie den homo oeconomicus unterstellt, dessen wirtschaftsrationales Handeln sie untersucht, so nimmt H. als logisches Zentrum des wirtschaftspolitischen Handelns eine *societas oeconomica* an, die nach ähnlichen Prinzipien vorgeht wie die Wirtschaftsatome. Der wirtschaftspolitische Zweck dieser umfassenden und selbständigen Einheit, also praktisch des Staates, soll die Maximierung des Volkseinkommens sein (soweit nicht die Lebensfähigkeit des Staates anderes verlangt). Mit dieser Problemstellung glaubt H. ein neues Anwendungsgebiet des Marginalprinzips der Wirtschaftstheorie gefunden zu haben: da jeweils die lohnendere wirtschaftspolitische Massnahme zuerst, die weniger lohnende danach vorgenommen wird, sei *ceteris paribus* eine Abnahme der Grösse des wirtschaftspolitischen Erfolgs anzunehmen, so dass von hier aus rationelle Grenzen der staatlichen Wirtschaftspolitik feststellbar seien. Es ist klar, dass damit nur eine ganz formale Bestimmung gegeben ist. H. legt denn auch grossen Wert darauf, dass mit seiner Betrachtung prinzipiell (je nach den Voraussetzungen) der extremste Manchester-Liberalismus ebenso vereinbar sei wie die Organisationsprinzipien eines sozialistischen

„Zukunftsstaats“. — Alle Bedenken, die gegen die fortschreitende Formalisierung der ökonomischen Theorie zu erheben sind, treffen auch diesen Versuch.

Kurt Mandelbaum (Paris).

Timoshenko, Vladimir P., *World Agriculture and the Depression*. University of Michigan. Ann Arbor 1933. (123 S.; \$ 1.—)

L'Agriculture dans l'évolution de la crise mondiale. Par J. Alquier, E. de Felcourt, P. Lyautey, J. de Nicolay, W. Oualid, J.-H. Ricard, L. Romier et D. Serruys. Conférences organisées par l'Institut National Agronomique et l'Association Amicale de ses Anciens Élèves. Avant-propos de M. H. Queuille, ministre de l'Agriculture. Félix Alcan. Paris 1933. (233 S.; fr. frs. 20.—)

Die ausgezeichnete kleine Schrift Timoshenkos will die Rolle der Landwirtschaft bei der Entstehung und Ausbreitung der Weltwirtschaftskrise schildern. Im Mittelpunkt steht die Dynamik der ökonomischen Beziehungen zwischen Agrar- und Industrieländern.

In der letzten Aufschwungsperiode wuchs der Weltaussenhandel bekanntlich ausserordentlich, doch war die Steigerung der Exporte der Industrieländer beträchtlich stärker als die der Agrarländer; umgekehrt wuchsen die Importe in Agrarstaaten schneller als in Industriestaaten. Dies führte zu einer Verschlechterung der Handels- und Zahlungsbilanzlage der Agrarländer. Wesentlich war, dass die überproportionale Steigerung der Importe den Agrarländern nur durch einen starken Zufluss von Auslandskrediten ermöglicht wurde, der schwere Gefahren für die Zukunft einschloss. Mit Nachdruck betont T., dass das Sinken der Agrarproduktpreise schon mehrere Jahre vor Ausbruch der eigentlichen Krise einsetzte. Monetäre Faktoren haben dieses Sinken keinesfalls verursacht, im Gegenteil: Auslandsanleihen und Kreditausweitung ermöglichten vielfach eine künstliche „Valorisierung“, deren Zusammenbruch dann allerdings unausweichlich wurde, als der Zustrom ausländischer Kapitalien versiegte. Dieser Umstand zwang die Agrarstaaten, ihre Exporte, wenn auch zu weiter sinkenden Preisen, zu forcieren. Dabei aber trafen ihre Bemühungen auf den Agrarprotektionismus der Industrieländer, der schon vorher ihre Lage erschwert hatte. Als Sonderfaktor trat eine schlechte Ernte der Überseestaaten hinzu. All das führte zur Aufgabe des Goldstandards, zu Transferatorien usw., Massnahmen, deren Rückwirkungen auf die Gläubigerstaaten nicht ausblieben.

Immer wieder weist T. darauf hin, dass bereits während des letzten Aufschwungs eine landwirtschaftliche Überproduktion bestand, dass die schon vor der Krise beginnende „strukturell“ begründete Preissenkung durch monetäre Faktoren nicht nur nicht verursacht, sondern eher gebremst worden ist und dass daher auch von einer rein monetären Konjunkturpolitik keine Lösung erhofft werden kann. Erforderlich sei vielmehr eine Anpassung der Agrarproduktion an die strukturellen Veränderungen der Nachfrage sowie eine angemessene Herabminderung der Lasten der auswärtigen Schulden.

Das Buch „L'agriculture etc.“ enthält die Wiedergabe einer Reihe von Vorträgen, die Anfang 1933 gehalten wurden und überwiegend gemeinverständlichen Charakters sind. Nach einer Einleitung über die weltwirtschaftliche Entwicklung nach dem Kriege werden in etwas summarischen Einzelvorträgen, jedoch unter Mitteilung interessanter Einzelheiten, die Agrarkrisen der wichtigsten Länder behandelt. Von wissenschaftlichem Interesse ist die Schlussabhandlung Oualids, der in ausgezeichneter Klarheit die „grossen Lehren der Krise für die französische Landwirtschaft“ darstellt. Nach O. ist die gegenwärtige Wirtschaftslage durch die „superposition de trois crises“ gekennzeichnet und zwar eine langdauernde, eine zyklisch-periodische Überproduktions- und eine Strukturkrise. Die Tatsache, dass die französische Landwirtschaft (wie die französische Volkswirtschaft überhaupt) sich als relativ „krisenfest“ erwiesen hat, führt er auf das „Gleichgewicht“ in demographischer, sozialer und ökonomischer Beziehung sowie das individualistisch-vorsichtige Verhalten der Bauernschaft zurück, das diese namentlich auch vor einer Ueberschuldung bewahrte, die in vielen Ländern zu einer unhaltbaren Situation der Landwirtschaft in der Krise geführt hat. Fritz Neumark (Istanbul).

Druckfehlerberichtigung

In dem Aufsatz Zum Rationalismusstreit in der gegenwärtigen Philosophie, Jahrgang 1934, Seite 50, Zeile 14, soll es statt „Einseitigkeit“ heissen : „Einsamkeit“.

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN

NOUVELLE BIBLIOTHÈQUE ÉCONOMIQUE

Économie Politique positive — Statistique — Histoire économique
publiée sous la direction de François SIMIAND

MAURICE HALBWACHS

Correspondant de l'Institut
Professeur à l'Université de Strasbourg

L'ÉVOLUTION DES BESOINS

DANS LES CLASSES OUVRIÈRES

Un volume grand in-8°..... 30 fr.

L'étude des dépenses dans les ménages ouvriers nous donne une idée suffisante des biens qu'ils recherchent, et nous apprend aussi, lorsqu'on les distingue en plusieurs catégories, quel est l'ordre de leurs préférences. Or, depuis le milieu du XIX^e siècle, il s'est constitué une branche nouvelle d'enquêtes économiques et statistiques qui visent à recueillir des budgets de familles, c'est-à-dire à déterminer l'état effectif et détaillé des revenus et des dépenses dans des groupes de ménages surtout ouvriers.

C'est surtout depuis la guerre que ces enquêtes se sont multipliées dans tous les pays, à l'effet surtout d'offrir une base au calcul de l'indice du coût de la vie. Un ensemble important des budgets de ménages recueillis en Allemagne en 1927-28, l'enquête de ce genre la plus précise et la plus étendue publiée jusqu'à ce jour, permettait de rechercher quels rapports existent entre les dépenses, les revenus et la composition de la famille, dans les classes ouvrières et parmi les employés et les fonctionnaires. Mais surtout il était possible de suivre aux États-Unis, à cet égard, toute la période de prospérité qui s'étend de 1885 à 1930, et, pour la première fois, d'étudier non seulement un état, mais une évolution des besoins, en particulier dans ses rapports avec la politique des hauts salaires. Les statistiques de la consommation par tête en France, pour certains produits essentiels, ont pu, enfin, donner une idée des transformations des besoins économiques, dans un grand pays, au cours du siècle révolu.

Quelle a été, sur l'expansion et le resserrement des diverses dépenses, l'influence des mouvements de longue durée d'essor et de resserrement ; tel est le problème qu'on s'est posé. On verra tout ce que nous apprend à cet égard l'expérience américaine. On a cherché à dégager l'action exercée sur les besoins par les variations des salaires et des prix, par la diversité croissante des produits et des services, et, en tous ces facteurs et à travers eux, par les conditions nouvelles de la vie sociale.

DANS LA MÊME COLLECTION

ROGER MAUDUIT

LA RÉCLAME

Étude de Sociologie économique

Un volume, grand in-8°, avec 13 planches
hors-texte..... 30 fr.

PAUL HARSIN

LES DOCTRINES MONÉTAIRES ET FINANCIÈRES EN FRANCE DU XVI^e AU XVIII^e SIÈCLE

Un volume, grand in-8°..... 50 fr.

L.-J. LOUTCHITCH

DES VARIATIONS DU TAUX DE L'INTÉRÊT EN FRANCE DE 1800 A NOS JOURS

Un volume, grand in-8°, avec graphi-
ques 35 fr.

M. MITZAKIS

LES GRANDS PROBLÈMES ITALIENS

L'Économie, les Finances et les Dettes

Un volume, grand in-8°..... 80 fr.

J. MORINI-COMBY

MERCANTILISME ET PROTECTIONNISME

*Essai sur les Doctrines interventionnistes
en Politique commerciale
du XV^e au XIX^e siècle*

Un volume, grand in-8°..... 50 fr.

CH. ROY

LA FORMULE ALLEMANDE DE PRODUCTION RATIONNELLE DANS L'INDUSTRIE

Rationalisation contre Marxisme

Un volume, grand in-8°..... 25 fr.

FR. SIMIAND

Professeur au Conservatoire national des Arts-et-Métiers
Directeur d'études à l'École des Hautes Études

LE SALAIRE L'ÉVOLUTION SOCIALE ET LA MONNAIE

T. I. Un volume, grand in-8°..... 80 fr.
T. II et III. 2 volumes, grand in-8°, en-
semble 120 fr.

E. WAGEMANN

INTRODUCTION A LA THÉORIE DU MOUVEMENT DES AFFAIRES

Un volume grand in-8°..... 25 fr.

Jeoffrey Gorer, The revolutionary ideas of the Marquis de Sade (<i>Fromm</i>)	426
Antonio de Giuliani, La cagione riposta delle decadenze e delle rivoluzione (<i>Treves</i>)	427
Julius Hecker, Russian Sociology (<i>Smith</i>)	428

Psychologie :

William Stern, Der personale Faktor in Psychotechnik und praktischer Psychologie. — N. Spielrein, Zur Theorie des Psychotechnik. — Otto Lipmann, Grundlagen und Ziele der Psychotechnik (<i>Muther</i>)	429
Gertrud Staewen-Ordemann, Menschen der Unordnung. — Ruth Weiland, Die Kultur der Arbeitslosen. — Werner Suhr, Jugend in der Entscheidung (<i>Pyr</i>)	430
Charles S. Myers, A Psychologist's Point of View (<i>Fenichel</i>)	432
Louis Berg, The Human Personality (<i>Fromm</i>)	432
J. D. Unwin, Sexual Regulation and Human Behaviour. — Gregorio Maranon, The Evolution of Sex and Intersexual Conditions (<i>de Saussure</i>)	433
Mary Esther Harding, The Way of all Women (<i>Fenichel</i>)	433
Louis Israel Dublin, et Bessie Bunzel, To be or not to be (<i>de Saussure</i>)	434
E. J. H. Buytendyik, Wesen und Sinn des Spiels (<i>Fromm</i>)	434
Ralph Piddington, The Psychology of Laughter (<i>de Saussure</i>) ..	435
Lancelot Hogben, Nature and Nurture. — Emile Devaux, Trois problèmes. — Penrose, Mental defect (<i>de Saussure</i>)	436
Milo F. McDonald, Psychological Foundations (<i>de Saussure</i>) ..	437

Geschichte :

Heinrich Schaller, Die Weltanschauung des Mittelalters. — Hermann Heimpel, Deutschlands Mittelalter. — Deutschlands Schicksal. — Lothar Schreyer, Die Mystik der Deutschen. — Wolfram v. d. Steinen, Theoderich und Chlodwig. — Leohn. v. Renthe-Fink, Magisches und naturwissenschaftliches Denken in der Renaissance. — Die Deutsche Thomas-Ausgabe. — Thomas von Aquino, Summe der Theologie (<i>Marcuse</i>)	437
Henri Pirenne, Gustave Cohen, Henri Focillon, La Civilisation occidentale (<i>Bourgin</i>)	440
Georges Lefebvre, La Grande Peur de 1789 (<i>Gomper</i>)	441
Georges Laronze, Le Baron Haussmann (<i>Benjamin</i>)	442
Ross J. S. Hoffmann, Great Britain and the German Rivalry (<i>Schlesinger</i>)	443
E. Wingfield-Stratford, The Victorian Aftermath (<i>Finer</i>)	444
Camille Bloch, Les causes de la guerre mondiale (<i>Bourgin</i>)	444
Harold Nicolson, Friedensmacher (<i>Bieber</i>)	446
Alexander Kerensky, The crucified Liberty (<i>Fromm</i>)	446
H. Solmi, Discorsi sulla storia d'Italia. — Luigi Russo, Elegio della polemica. — D. De Sanctis. Pagine sparse. — E. Cione, Francesco de Sanctis (<i>Treves</i>)	446

Soziale Bewegung und Sozialpolitik :

Georg Quabbe, Das Letzte Reich. — Karl Gronau, Der Staat der Zukunft von Platon bis Dante (<i>Berth</i>)	448
Alexandre Zévaès, Une révolution manquée (<i>Falke</i>)	449
Heinz Schürer, Die politische Arbeiterbewegung Deutschlands in der Nachkriegszeit (<i>Leichter</i>)	450
T. J. Murphy, Preparing for Power (<i>Korsch</i>)	450

L'Année Sociale 1933. — Conférence Internationale du Travail, XVIII ^e session. — L'Œuvre de la Fédération Syndicale Internationale dans les années 1930-1932. — Septième annuaire de la Fédération Syndicale Internationale (<i>Sternheim</i>).....	451
W. Milne-Bailey, Trade Unions and the State. — Report on Collective Agreements between Employers and Workpeople in Great Britain and Northern Ireland (<i>Korsch</i>).....	452
Hans Schmitz, Die Sozialpolitik im autoritären Staat. — Franziska Vincke, Die Arbeitnehmersozialpolitik des Zentrums (<i>Leichter</i>).....	453
Mathilde Decouvelaere, Le Travail industriel des femmes mariées. — Werner Schmidt, Die Erwerbstätigkeit der verheirateten Frau. — Grace Hutchins, Women who work. — Johannes Fichtel, Der Familienlohn (<i>Sternheim</i>).....	455

Spezielle Soziologie :

Ernest Groves, The American Family. — Katharine DuPre Lumpkin, The Family. — Sophonisba P. Breckinridge, The Family and the State. — Hazel Kyrk, Economic Problems of the Family. — Sonya Ruth Das, La Femme américaine dans le mariage moderne. — G. Cronjé, Egskeiding en Huweliken Gesinsontbinding. — Margarete Freudenthal, Gestaltwandel der stätischen bürgerlichen und proletarischen Hauswirtschaft. — Otto Rothfield, The Garden of Thorns. — Unser Elternhaus und was wir ihm verdanken. — Enquête sur les conditions de vie des familles nombreuses en Belgique. — Children, Young People and Unemployment (<i>Sternheim</i>).....	456
L'Avenir de la Culture. — Le Rôle intellectuel de la presse (<i>Leroy</i>)..	459
Hans Morgenthau, La Notion du „Politique“ et la théorie des différends internationaux (<i>Lauterpacht</i>).....	461
Wilhelm Sauer, Kriminalsoziologie (<i>Mayer</i>).....	461
E. Roy u. Theodora Calvert, The Lawbreaker. — Albert Crew, London Prisons of to-day and yesterday (<i>Waerden</i>).....	462
Imre Vida, Das Problem des Aufstiegs (<i>Grünberg</i>).....	463
Roger Mauduit, La Réclame (<i>Schlesinger</i>).....	464
Arthur Meier Schlesinger, The Rise of the City. — Roderic Ducan McKenzie, The Metropolitan Community (<i>Rumney</i>)..	465
J. E. Spenlé, La pensée allemande, de Luther à Nietzsche (<i>Taze-rout</i>)	466
Svend Ranulf, The Jealousy of the Gods (<i>Robert Briffault</i>).....	466
Erik Solem, Lappiske Rettstudier (<i>Refsum</i>).....	468
J. F. Horrabin, An Atlas of Current Affairs. — J. F. Horrabin, The Plebs Atlas (<i>Wittfogel</i>).....	469

Ökonomie :

Economic Essays in Honour of Gustav Cassel (<i>Krammer</i>).....	470
Henry A. Wallace, New Frontiers. — Frances Perkins, People at work. — Charles L. Dearing and others, The ABC of the NRA. — A. A. Berle and others, America's Recovery Program. — Economic Reconstruction. — Douglass V. Brown and others, The Economics of the Recovery Program. — Ralph Robey, Roosevelt Versus Recovery (<i>Gumperz</i>).....	472
Bernhard Laum, Die geschlossene Wirtschaft (<i>Metzger</i>).....	476
John Maurice Clark, Strategic Factors in Business Cycles (<i>Leichter</i>)	476
E. F. M. Durbin, Purchasing Power and Trade Depression (<i>Man-delbaum</i>)	477

	Seite
Sven Helander, Rationale Grundlagen der Wirtschaftspolitik (Mandelbaum)	478
Vladimir P. Timoschenko, World Agriculture and the Depres- sion. — J. Alquier u. a., L'Agriculture dans l'évolution de la crise mondiale (Neumark)	479
Druckfehlerberichtigung	480

Diesem Heft liegt das Jahresregister für den Jahrgang 1934 bei.

Alle Sendungen redaktioneller Art sind mit dem Vermerk « Zeitschrift für Sozialforschung » zu richten an die **LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN**, 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6^e)

Die Zeitschrift erscheint dreimal jährlich : im März, Juli und November.
Der Preis des Jahrgangs beträgt francs français 100. —, des Einzelhefts francs français 35.—.

Tous les envois rédactionnels doivent être adressés avec la mention « Zeitschrift für Sozialforschung » à la **LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN**, 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6^e).

La Revue paraît 3 fois par an, en mars, juillet et novembre.

Le prix de l'année est de 100 francs français.

Le numéro : 35 francs français.